



THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SAN DIEGO
LA JOLLA, CALIFORNIA

**PROFESSOR JOSÉ MIRANDA
COLLECTION**



LIBRARY

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

SAN DIEGO

Für Freiheit und Recht



Meine Erlebnisse aus dem mexikanischen Bürgerkriege

110

Oberst Dr. Krumm-Heller

110

Druck und Verlag Otto Thiele / Halle a. S. / Berlin



Der Verfasser in Dienst-Uniform

Vorwort.



Herrn Oberst Dr. Arnolfo Krumm - Heller.


Mein verehrter Freund!

Als Sie in meiner Abteilung im Kriegsministerium in Mexiko Ihre Memoiren über den Feldzug schrieben, den Sie dazumal im Norden und ich in Veracruz mitmachten, übertrugen Sie mir die schwere, aber ehrenvolle Aufgabe, Ihrem vortrefflichen Buch ein Vorwort mit auf den Weg zu geben. *) „Es ist für Deutschland“, fügten Sie hinzu, und ich nahm die Aufgabe an, ohne die Schwierigkeit zu bedenken, die ich damit auf meine Schultern lud; „denn ein rechtes Vorwort zu schreiben, wie es sich gehört, ist nicht so einfach“.

Den Verfasser brauche ich nicht vorzustellen, er ist bekannt genug; was soll ich nun dem Buch als Geleitwort sagen? Sie brauchen keine Schmeicheleien und ich wäre auch nicht der Mann, solche zu machen. Ebenso wenig will ich aber auch kritisieren, vielmehr will ich Ihr Buch der Öffentlichkeit vorstellen.

Ihr Buch hat den Vorzug, daß seine Schilderungen die Neuheit des Unbekannten und den Stempel des Erlebten tragen. Sie stellen die Dinge dar, wie Sie sie gesehen, beurteilt und gefühlt haben. Und diese Wahrhaftigkeit ist eine Garantie für den Wert Ihrer interessanten Memoiren. Daß nicht alle

*) Herr Dr. Almaraz übergab mir dieses Vorwort, bevor ich das letzte Kapitel und die Ergänzungen schrieb. Der Verfasser.



Ihre Ideen teilen und anerkennen, ist wohl selbstverständlich. Nun, Sie wollen ja auch niemand überreden. Ihre Arbeit wird aber des Zieles und der Tendenz wegen genug Anerkennung finden. Und welches ist die Tendenz? Unsere Freiheitsbewegung zu zeigen, wie sie ist und was sie will, ihre Rechtfertigung zu begründen und dies weder mit List noch Phantasie, ohne Schmeicheleien und Heucheleien. Wer jemand überzeugen will, muß selbst überzeugt sein; und Sie sind ein edler, überzeugter und wirklicher Revolutionär. Ich wünsche, daß durch Ihr Buch noch viele von der Gerechtigkeit unserer Sache überzeugt werden, und von dem großen Wert, den unser Vaterland hat, unser heiliges Vaterland, für welches soviel Blut geflossen ist.

Man hat mich oft gefragt, warum ich bei der Tradition, die mir durch meine Erziehung und Vergangenheit von meiner Kindheit an eingeimpft wurde, Revolutionär geworden sei. Einzelnen habe ich geantwortet und meine Gefühle klargelegt, bei anderen habe ich geschwiegen, ihre ungerechten und leidenschaftlichen Folgerungen verachtend, da ich sie nicht fähig fand, mich verstehen zu können.

Unser Freiheitskampf kann ebensowenig legitimiert werden, wie die französische, überhaupt wie alle Revolutionen, bei denen es sich um Prinzipien und Ideen handelt; sie sind natürliche Entwicklungen. Sie sind nicht plötzlich entstanden, sondern als Folge eines kristallisierten Übelstandes, welcher seinen Ursprung in den Jahrhunderten, in den Herzen der Generationen hat, die unter Leid und Schmerzen geboren, ein elendes Dasein führten und hoffnungslos in ihr dumpfes Grab sanken. Wenn wir diesen Jahrhunderte dauernden Übelstand klarlegen wollen, so finden wir Despotismus und das Herrschen einer privilegierten Minderheit. Dies ist ein soziales, politisches und ökonomisches Übel. Es ist sozusagen eine Krankheit des staatlichen Organismus, welche diesen tötet oder ihn, wie bei

allen Krankheiten in einer heilenden Krisis wieder gesund macht. In Frankreich 1789 wie in Mexiko 1910 haben diese Ereignisse eine große Ähnlichkeit. Die despotische Herrschaft über Güter, Freiheit und Gewissen wird in fast allen Fällen herbeigeführt durch einen König oder einen Diktator; sein halbstarrer, kranker Wille ist das einzige Gesetz.

Unter solcher Herrschaft werden die Steuern auf die Schultern der Ärmsten und Bescheidensten gelegt, wogegen die privilegierten Klassen, seien es Junker oder Klerus, Militär oder Plutokraten, es verstehen, diesen auszuweichen. Ihre Unerfättlichkeit, angespornt durch die Leichtigkeit, mit der sie ihr Ziel erreichen, treibt sie dahin, alle Geschäfte, Konzessionen und hohen Posten an sich zu reißen. Sie herrschen über alles, ihre despotische und gewalttätige Macht beherrscht das Gesetz, und die Gerechtigkeit wird verkauft. Die natürliche Folge eines solchen Übelstandes ist die Empörung der ungerecht Behandelten und das nächste Stadium, der Kampf aller gegen alle mit den furchtbarsten Mitteln. Die soziale Atmosphäre wird durchtränkt mit Gefühlen und Gedanken des Neides, der Rache und Angst, bis endlich ein Gleichgewicht eintritt, oder die beschriebene Krisis. Die Armut ist das Ergebnis dieser revolutionären Politik, wie die Sklaverei das Resultat des sozialen Stadiums ist. Dann folgt der Rückgang in der Landwirtschaft, in der Industrie und im Handel als Konsequenz von Vorzügen, Latifundien und Monopolen. In Frankreich damals wie in Mexiko heute, brachten dieselben schwarzen Wolken dasselbe Gewitter, die aber auch durch ihre Entladung die Luft reinigten und den vaterländischen Boden befruchteten. —

Um den Krieg, den unser Präsident leitete, in seinen Ursachen und Wirkungen zerlegen und die Vergangenheit von der Gegenwart scheiden zu können, will ich Ihnen ein Stück aus meinem Leben erzählen. Ich will damit einerseits das ungeheure Werk


Carranzas zeigen, andererseits die Ungerechtigkeit, die unser Volk durch die Clique erfuhr, welche das Schicksal unseres Vaterlandes vorher in Händen hatte, ich will damit die Energie, die Clairvoyance und die Vaterlandsliebe des Herrn Carranza schildern, welcher es verstanden hat, uns ans Endziel unserer Wünsche zu bringen.

Legen Sie aber meinem Vorwort nicht zu große Wichtigkeit bei. Ich will nur ein Ereignis aus meinem Leben schildern, eine Realität, von der ich wünsche, daß sie niemals wiederkehren möge. Wenn ich von Carranza spreche, so bin ich ein Optimist, ein wirklicher Optimist, denn ich glaube, er wird uns neue Wege leiten und uns eine Zukunft geben, voll von Freiheit und Glück, als Resultat unserer fortschrittlichen Entwicklung, welche das menschliche Paradies in der Zukunft sieht und nicht in der Vergangenheit.

Vor einigen Jahren fuhr ich an einem schönen Sommernachmittag mit der Eisenbahn nach einem unserer mexikanischen Dörfchen, wo ich meine Ferien zu verbringen gedachte. Ein müder feiner Regen fiel wie ein Segen auf die Erde und nachdem dieser vorüber war, bedeckten duftige Wölkchen den klaren, blauen Himmel.

Der märchenhaft schöne Anblick, den das Auge genoß, bezauberte alle Sinne: Wunderbare Felder der Ruhe, geheiligt durch die Gebete der Jahrhunderte, himmlische Täler, von wilden Bergen umragt, Bäche, welche sich durch blumenreiche Wiesen hinschlängeln und tausendjährige Berge in majestätischen Stellungen. Mit der Eisenbahn, welche über verwegene Brücken führt, begegnet man Bergen und Tälern, Flüssen und Hütten, Wiesen und Seen, welche gleich vollendeten Rippesfiguren in unerreichbarer Kunst an unserem Auge vorbeiziehen. Dort in der Ferne auf der Landstraße erblickt man Wagen, auf der Wiese erhebt das weidende Vieh seine neugierigen Köpfe. Die Mägde und Bäuerinnen waschen ihre Wäsche an den Ufern

der Bäche, während sie Liebeslieder singen. Starke Männer, gebräunt von der Glut der Sonne, reiten über die Felder, ihren Tabak kauend, um die Arbeiterkolonnen zu beaufsichtigen, welche den Boden bearbeiten, um ihn für den Samen bereit zu machen. Die Augen ergötzen sich an dem märchenhaften Bild. Dann ziehen Urwälder an uns vorüber, in deren geheimnisvollem Dunkel Völker der Vorzeit auf steinernen Altären Opfer brachten — der leise Regen fällt noch immer und befruchtet die heilige Erde. Aber man möchte fast wünschen, daß der Himmel sich kläre, die Sonne das herrliche Bild mit goldenem Schein bestrahle; jetzt müßten die Felsen der Gebirge anfangen zu glühen, wie die Sterne in heißen Sommernächten; jetzt müßten diese Flüsse ruhig und klar das himmlische Blau wiedergeben; jetzt müßten unter dem Einfluß des Lichtes die Täler ihre Farben leuchten lassen; es fehlt Licht; — mehr Licht, daß die Natur auslodere in vielfarbiger Pracht! Mehr Licht, daß die Poesie der Blumen mehr unser Herz erfülle, daß die weiße Erde so beschienen würde, und man das hohe Lied, welches die göttliche Kunst daraufgeschrieben hat, lesen könne! Licht, Licht! — Aber die Sonne ist scheu, und sie versteckt sich hinter bleiernen Wolken, um die Erde nicht zu sehen, welche sie beneidet. Spät abends kam ich ans Ziel meiner Reise, ins Dörfchen. Jetzt bin ich in einer anderen Welt, in einer Welt des menschlichen Friedens, in einer patriarchalischen Welt, in welcher alles Einfachheit und ungekünstelt ist. Die Stadt liegt hinter mir mit ihren stolzen Türmen, mit den Ornamenten ihrer launenhaften Architektur, die Stadt, wo Intrigen und Leidenschaften zu Hause sind. Das Dorf inmitten der alten Wälder mit seinen weißen Häusern ohne Türme und Fabriken heimelt mich an. Die Seele wird frei und sie schwebt empor gleich den Düften der Erde in selige Gefilde. Der ewig schöne und ideale Rhythmus, in welchem die ganze Materie schwingt und der sich kundgibt im Wohlgeruch der Wälder, in der Schönheit der Natur, berauscht meine



Seele, und sie beginnt in dem harmonischen Akkord mit zu schwingen und zu tönen, der das „All“ erfüllt. So lebend zwischen Bergen und Wäldern, abseits vom Geräusch der Welt, glaubt man ein Leben der Vollkommenheit zu führen.

Nun bin ich schon einige Tage im Dorf, habe Fühlung gewonnen mit den Leuten, die in engen Hütten wohnen, das Vieh hüten und die Felder bestellen, welche keine Angst vor wilden Tieren haben, die sich aber fürchten vor den Beamten des Porfirio Diaz. Ich lerne diese Leute täglich mehr kennen, welche das Joch des Bedrückers ohne eine Miene der Empörung tragen, ohne die Art erhoben zu haben, um die Fesseln zu zerschlagen. Ich spreche mit ihnen und sie erzählen mir von ihrer Arbeit und ihren Sorgen; sie erzählen mir, wie die protegierten In- und Ausländer ihnen ihr Land wegnahmen, und wie sie gezwungen waren, Arbeit zu erbitten von demselben Manne, der ihre Töchter entehrt hatte, und der nun durch ihre Arbeit große Besitztümer und große Landgüter sammelt, die eigentlich ihr Eigentum waren.

Es sind feudale Machthaber, welche gestützt durch bestochene Beamten, von dem Schweiß und Blut ihrer Brüder, Sklavenhändler, die von der Ausbeutung der Armut leben, Prätorianer, welche ihre Polizei-Büttel in die Werkstätten und Felder verteilen, um die Sklaven zu ducken, welche nach Freiheit trachten. Römische Kaiser, welche Mörder in jeden Winkel schicken und Priester, welche Korruptionen betreiben und Haß statt Liebe predigen. Diese gequälten Menschen erzählen mir ihre Sorgen und Mühen, aber sie sind nicht hoffnungslos, etwas Unsichtbares, etwas Kommendes nährt in ihnen eine Hoffnung auf bessere Tage. Jemand wird und muß kommen, um ihnen ihr Joch zu erleichtern, und sie von ihren Ausbeutern zu befreien. Und dann werden sie wieder die Eigentümer ihrer Ländereien sein, und sie werden fröhlich und friedsam von den Erzeugnissen ihrer Arbeit leben können. Und als sie so sprachen, glänzten ihre Augen,


ein neuer Glaube; eine neue Hoffnung klang aus ihren Worten. Und der Regen fällt und fällt, langsam und weinend, ja weinend über das Unglück dieser Menschen; und doch auch wieder wie ein Segen rieselt er auf diesen heiligen Boden, den ungerechte Hände entweiht haben.

— Jahre sind seit diesem Erlebnis vergangen und wieder einmal bin ich auf dem Wege zu meinem Dörfchen. Alles, alles hat sich verändert. Jemand, der erwartete Mann ist gekommen, hat die Bedrückten gerettet, Carranza, der Retter, kam. Sein Name, fast unbekannt bis dahin, wurde bald von den Verbrechern gefürchtet. Er war der Mann, welcher es verstand, in kurzer Zeit die unbegrenzte Macht der Beherrscher zu brechen. Wie ein Sturmwind kam er über die Prätorianer, denen ihre Günstlinge vorgeschmeichelt hatten, daß sie unbesiegbar seien, und brach ihre Macht. Die Reinheit seines Handelns überwand sie.

Carranza wurde die Verwirklichung der Hoffnung auf Gerechtigkeit. In ihm verkörperte sich der Protest eines ehrlichen Volkes gegen Tyrannei und das Ideal einer Zeit. Er machte die Bahn frei für eine neue Zeit, er wies dem Volk neue Wege in eine neue Zukunft und überstrahlte sie mit seinem Licht, so daß sie klar vor uns liegt. Carranza ist für sein Volk im rechten Streit der rechte Mann zur rechten Zeit geworden.

Und deshalb folgte ihm willig ein großes Heer von Sieg zu Sieg, und deshalb fand er die Macht, unedle Elemente im Zaum zu halten, Leidenschaften zu unterdrücken und mit starker Hand Ordnung zu schaffen.

In dem neuen Vaterland eines Madero-Carranza ist Tyrannei für alle Zeit unmöglich. Ebenso unmöglich ist aber auch die Einmischung fremder Staaten in unsere Angelegenheiten, denn jeder in unserem tapferen Volk wird willig sein Leben hergeben für die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes.



Im Angesicht des besiegten Feindes hat Carranza, der Ritter auf edlem Rosse, den Aufbau des Vaterlandes begonnen und darüber schwingt er mit fester Hand das schirmende glorreiche Banner, auf welchem mit feurigen Lettern das Programm eines freien Volkes prangt, das Programm, welches den Bedrängten so lange als Ideal vorgeschwebt hat und welches heißt: Konstitution und Reformen unter der Devise Freiheit und Recht!

Liz. José Almaraz-Harris.

Inhaltsverzeichnis.



	Seite
Die Vorgeschichte	1
Francisco J. Madero	16
Die zehn Schreckensstage	26
Wie es meinen Freunden während der Schreckens- stage erging	42
Der Rücktritt und die Ermordung des Präsidenten und Vizepräsidenten	64
Venustiano Carranza	82
Via Crusis	93
Vom Gepäckträger zum Major	109
Wieder auf mexikanischem Boden	117
Neue Krisis der Revolution	142
Wieder in Mexiko! Endliche Verwirklichung der revolutionären Ideale	158
Ernstes und Heiteres	177
Die hervorragendsten Männer Mexikos	186
Ein Wort an die Deutschen in Mexiko	195
Mexiko und die Vereinigten Staaten	209
In Albions Krallen (Meine letzten Erlebnisse)	229

Infolge der großen Eile bei der Herstellung des Buches, um es rechtzeitig erscheinen zu lassen, sind verschiedene Druckfehler unterlaufen wie z. B. Via Crusis, sowie Taliseo anstatt Jalisco u. a. m., welche der Leser freundlichst entschuldigen möge





Nationalpalast



Dom

Die Vorgeschichte.




Eine Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse während der mexikanischen Revolutionszeit schicke ich einige allgemeine Betrachtungen über die politischen und sozialen Zustände des Landes in den letzten zehn Jahren voraus.

Es fehlt zwar nicht an Büchern in deutscher Sprache über die Republik Mexiko, welche die Geographie, den Handel, die verschiedenen Produktionszweige, die Geschichte, die Archäologie und manches andere behandeln. Wohl aber mangelt es an Darstellungen der Ursachen, Ziele und Zwecke der letzten großen mexikanischen Revolution, sowie der carranzistischen oder konstitutionalistischen Reform.

Über diese Bewegung ist das deutsche Publikum fast nur durch Nachrichten und Aufsätze der Tagespresse unterrichtet worden, die wieder beinahe ausnahmslos auf den einseitigen und oberflächlichen Telegrammen amerikanischer Berichterstatter beruhten. Die vereinzeltten Mitteilungen deutscher Zeitungskorrespondenten basieren alle auf Informationen deutscher Kaufleute und Bankiers, die — das muß einmal klar herausgesagt werden — alle Ereignisse nur unter ihren rein kommerziellen Gesichtspunkten ansehen und für welche, die bei jeder politischen Umwälzung unvermeidlichen zeitweiligen Ausfälle und Schäden im Handel das allein Wichtige und natürlich absolut Verdammenswerte bilden.

Teils auf Grund der von den eben geschilderten Interessenten verbreiteten Nachrichten, teils einfach aus Unkenntnis der Sachlage war die öffentliche Meinung





in Deutschland im Jahre 1910 ungefähr die, daß der alte Porfirio Diaz ein Muster aller Tugenden sei, daß unter seiner Regierung es dem Volke an nichts mangle und daß ihn sein Volk wie einen Halbgott verehere. Daß das irrige Vorstellungen waren, ergibt sich allein schon aus der Tatsache, daß die von Madero geleitete Revolution in wenigen Wochen sich über das ganze Land verbreitete und den unbeliebten Machthaber zu einer fluchtartigen Abreise zwang. Wäre nicht in allen Kreisen der Bevölkerung eine gewaltige, seit langem angehäuften Mißstimmung vorhanden gewesen, so hätte der maderistische Aufstand nimmer solchen Umfang annehmen können und so wäre auch sein Führer nicht nahezu einstimmig vom ganzen Volke zum Präsidenten gewählt worden.

Ohne Zweifel hat sich Porfirio Diaz, der aus ganz einfachen Verhältnissen nach und nach aufstieg und schließlich — auf nicht ganz reinliche Weise — selbst die Präsidentenwürde errang, bedeutende Verdienste um die materielle Hebung des Landes erworben. Seine Energie und seine praktischen Kenntnisse (was gerne anerkannt werden soll) hatten dem mexikanischen Volke einen dauernden Frieden und eine gewisse Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen gebracht.


Diaz, der gefürchtete Diktator, war aber langsam alt und unfähig geworden. In den letzten fünf Jahren vor Ausbruch der Revolution regierte nicht mehr er das Land, sondern eine Clique von Parasiten, denen man hier den Namen Científicos („Wissenschaftler“) gegeben hat. Daß diese sonst überall in der Welt ehrenvolle Bezeichnung hier zum Stigma einer Gruppe von Ausbeutern und Erpressern wurde, kommt daher, daß die Mehrzahl jener Männer sich zu einer politischen Partei (Union Liberal) zusammengeschlossen hatten, die angeblich wissenschaftliche Grundsätze in sozialen und staatsrechtlichen Fragen befolgen wollte. Tatsächlich gehörte der Partei neben den Finanzmännern auch eine große Zahl Gebildeter, wenn auch gewissenloser Elemente, an, die mit hochtönenden Phrasen und pseudowissenschaftlichen Fachausdrücken das Volk irrezuführen suchten. Dieser Freundeskreis

der Científicos war es, der die Kandidaten für die öffentlichen Ämter aufstellte und durchbrachte, der alle Staatsaufträge vergab, Konzessionen erteilte, die Gesetzesmaschine beeinflusste und Richter und Beamte gefügig machte, mit einem Wort, die Científicos waren die unumschränkten Beherrscher Mexikos. Selbst die großen privaten Betriebe waren ihnen untertan. So mußte jedermann, der in den letzten Jahren vor Diaz' Sturz größere Geschäfte in Mexiko abwickeln wollte, dies durch die Vermittlung eines Herrn aus der genannten Clique tun, sonst konnte er Monate um Monate vergebliche Anstrengungen machen, ohne zum Ziele zu gelangen.

Das Oberhaupt dieser gefährlichen Kamarilla war der damalige Finanzminister Jose Ives Limantour, unzweifelhaft ein im Bank- und Börsenwesen vorzüglich bewandeter Nationalökonom. Leider kamen die Kenntnisse dieses Halb-Franzosen meist weniger dem Lande als seiner eigenen Tasche zugute. So ist nun u. a. bekannt, daß ein anderer Staatsmann seinerzeit dem Präsidenten Diaz in einer Denkschrift nachwies, daß die Einführung der Goldwährung in Mexiko durch Limantour nur zu dem Zwecke erfolgen sollte, damit dieser Herr lukrative Wechselgeschäfte mit französischen Banken machen könne. Bezeichnenderweise erhielt der betreffende Politiker von Limantour selbst die Antwort auf sein Expose.

Die Anmaßung dieser Científicos ging in den letzten Jahren so weit, daß sie auf die Volksmeinung nicht mehr die geringste Rücksicht nahm. So wurde beispielsweise in dem Staate Morelos, in dem nun schon seit 1910 fortdauernd Revolution herrscht, mit großer Majorität Senor Lerma zum Gouverneur gewählt; trotzdem brachte die Regierung, d. h. die Partei der „Wissenschaftler“, ihren Kandidaten, Herrn Escandon, durch einen schamlosen Wahlschwindel auf den genannten Posten. Ebenso stellte man für die Vizepräsidentschaft nicht den damals populären General Reyes auf, sondern den unfähigen und fast gänzlich unbekannten Ramon Corral, eine abhängige Kreatur Diaz' und Limantours.





übel vermerkt von der Öffentlichkeit wurden auch die großen Millionen eintragenden Konzessionen, die an Ausländer — speziell Engländer und Amerikaner — geradezu verschleudert wurden. So hat eine einzige englische Gesellschaft — Lord Cowdren war ihr Präsident — in einigen Jahren nicht weniger als 135 Millionen Pesos aus der Staatskasse erhalten. Nicht selten kam es auch vor, daß amerikanische Gründungsschwindler, die mit den Científicos liiert waren, Banken und industrielle Etablissements eröffneten, die auf unreeller Basis aufgebaut, nach einiger Zeit Bankrott machten und viele kleine Aktionäre ruinierten.

Ein weiterer Übelstand, welcher die Massen der bäuerlichen Indianerbevölkerung der Revolution in die Arme trieb, war das ungesunde Anwachsen des Großgrundbesitzes. Schuld daran waren zum Teil die zwar gutgemeinten, aber unpraktischen Reformgesetze vom Jahre 1856, welche die Aufteilung des Gemeindeeigentums bezweckten. Man wollte damals an Stelle des kommunalen den individuellen Besitz von Grund und Boden als Voraussetzung einer schnelleren materiellen und intellektuellen Entwicklung der Eingeborenen durchsetzen, erzielte aber nur, daß die Ländereien von meistens spanischen Großgrundbesitzern nach und nach aufgekauft wurden. Der indianische Bauer wurde aber immer mehr zum besitzlosen Sklaven und Leibeigenen. Die Dörfer, die sich durch jahrhundertelange spanische Feudalherrschaft selbständig erhalten hatten, fielen jetzt den liberalen Gesetzen zum Opfer! Der ganze Staat Morelos war nach und nach in den Besitz einiger zwanzig Großgrundbesitzerfamilien gelangt und so gab es z. B. im Norden Grundherren, die mehr Territorium besaßen, als manches deutsche Herzogtum umfaßt.

Das Latifundienübel rührte freilich zum größten Teil schon von der Conquista her, indem die spanischen Eroberer von der Krone mit Ländereien nebst der darauf wohnenden Bevölkerung belohnt wurden, die dann ihre Nachkommen erbten. Auch die Kirche hatte es verstanden, viel Grundbesitz an sich zu bringen, den sie dann, als der große Präsident Benito Juárez mit


Energie die Reformgesetze durchführte, durch Schenkungen und Scheinverkäufe an getreue Freunde abtrat.

Nach der Volkszählung vom Jahre 1900, d. h. nach zwanzig Jahren Diaz'scher Politik, besaß das Land 8 001 287 Analphabeten bei einer Gesamtzahl von 14 607 259 Einwohnern. Von den rein indianischen Bewohnern waren 2 077 622 nicht der offiziellen Landessprache, des Spanischen, mächtig. Diese Daten haben sich in den folgenden Jahren wenig geändert und können somit auch für die spätere Zeit als zutreffend angenommen werden. Für die in die Augen fallenden, äußerlichen Kulturfortschritte, wie Eisenbahnen, schöne Regierungsgebäude, prächtige Theater usw., war unter Diaz immer Geld vorhanden, in wirklich notwendigen und nützlichen Auslagen, wie es beispielsweise die Volkserschulung verlangte, war man dagegen sparsam und knauserig. Die Volksschullehrer wurden sehr schlecht bezahlt, die Schulen waren elende Hütten. Dafür wurden Millionen verausgabt, um ein Nationaltheater aus Marmor und Gold zu errichten, das, nebenbei gesagt, jetzt als Ruine da steht, weil an dem halbfertigen Bau vorläufig nicht weitergearbeitet werden konnte. Während also einerseits 60 Prozent der Bürger weder lesen noch schreiben konnten, wuchs andererseits der Luxus der Hauptstadt ins Unermeßliche. So kam es Diaz und seinen Leuten hauptsächlich auf den äußeren Schein, nicht aber auf das innere Sein an.

Auch der moralische Stand des Volkes hatte unter Diaz keine Besserung erfahren. Das, was der Abbe Domenech in den sechziger Jahren von dem mexikanischen Klerus sagte, nämlich daß er einen ungeheuren Einfluß besitze und der unsittlichste, geldgierigste und intriganteste der ganzen katholischen Christenheit sei, galt leider auch noch in den letzten Jahren des alten Regimes. Heute ist freilich dank der Reformen Maderos und der jetzigen Revolution, die Macht des Priestertums gebrochen und das Volk von seinen schlimmsten Ausbeutern befreit.

★





Trotz der liberalen, antiklerikalen Gesetzgebung Mexikos existierte bis vor kurzem noch kein Gesetz, das die Ehescheidung als legalen Akt zuließ. Für religiöse Moralsanctiker war das ein idealer Zustand, in der Praxis hat aber sicher nichts so zur Sittenverwilderung beigetragen, wie gerade die Unmöglichkeit, eine gesetzliche Scheidung zu erlangen.

Die Priester stehen ja auf dem Standpunkt: der Zweck heiligt die Mittel, und diesem Prinzip ist man bisher in Mexiko treu geblieben. Eines der schlimmsten und erfolgreichsten Instrumente, dessen sich die katholische Geistlichkeit bediente, war die Gattin des alten Präsidenten Porfirio Diaz Donna Carmen Romero Rubio. Diese Frau, die durch ihre imposante Erscheinung ihren weiblich listigen Charakter zum Ausdruck bringen konnte, entfaltete eine Macht, wie selten eine Herrscherin der Welt und erreichte durch Abgabe einer Visitenkarte beim Richter oft mehr wie zehn Staatsanwälte durch stundenlange schwungvolle Reden.

Wie schon am Anfang gesagt, ist vieles über Mexiko geschrieben worden. So insbesondere über die politischen Verhältnisse des Landes, meist jedoch zugunsten des alten Diaz, den ich als einen großen Egoisten, als den Verantwortlichen für das hinstelle, worunter Mexiko später zu leiden hatte, und der immer mehr und mehr an Wert und Prestige verliert, je mehr man sein Schaffen und Wirken unter der Lupe betrachtet.

Vieles, was über die innere Politik Mexikos geschrieben ist, darf nicht ernst genommen werden, da es einerseits parteiisch ist und andererseits von Ausländern herrührte, welche weder das Recht hatten, sich in die innere Politik zu mischen, noch in so leidenschaftlicher Weise darüber zu schreiben.

Auf das von Dr. Bauer herausgegebene Buch: „Die Wahrheit über Mexiko“ möchte ich mich hier besonders beziehen. Als Mensch und Schriftsteller schätzte ich Dr. Bauer und habe ich es ihm, wie er sagt, bewiesen. Aber ein Recht, sich in so leidenschaftlicher Weise über Mexiko zu äußern, muß ich ihm dennoch

absprechen. Ich bin Mexikaner, Bürger des Landes und habe stets meinen Standpunkt als solcher vertreten. Als es mir einst in Guanajuato an den Kragen ging und ich vor meiner Hinrichtung stand, protestierte der deutsche Gesandte in der Hauptstadt und wollte mich als Deutscher unter seinen Schutz nehmen. Doch mußte er sein Vorhaben aufgeben, da ich folgendes Telegramm wörtlich übersetzt nach Mexiko sandte:


„Ich protestiere dankend gegen die Einmischung des deutschen Gesandten. Ich bin Mexikaner und füge mich allen Folgen, wie jeder andere Maderist.“

Dr. Bauer ist Reichsdeutscher und hat genug Gelegenheit, die deutschen Verhältnisse zu kritisieren, möge er es also uns überlassen, unsere eigene Wäsche zu waschen.

Heute, wo ich dieses Buch schreibe, möchte ich ein für allemal darauf aufmerksam machen, daß ich zu einer Republik gehöre, wo es mir als Bürger vollkommen freisteht, meinen Ideen und Gedanken unbeschränkt Ausdruck zu verleihen. Von diesem Rechte möchte ich auch heute ausgiebigen Gebrauch machen.

Ich will nicht behaupten, daß meine Regierung oder Vorgesetzten alle meine Meinungen und Ansichten gutheißen würden, die ich hier veröffentliche. Hier schreibe ich lediglich als Arnolfo Krumm-Heller, geschieden von meinem diplomatischen und militärischen Charakter, bin auch der einzig Verantwortliche für den Erfolg oder Mißerfolg dieses Buches. Niemals habe ich mir die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser meiner Niederschrift eingeholt und wird dieses Buch meine Vorgesetzten und Freunde hier wie dort drüben überraschen.

Der Leser wird sich oft an gewisse Verhältnisse und Grausamkeiten, wie sie im Buche beschrieben sind, stoßen und dadurch womöglich ein schlechtes Bild über das mexikanische Volk machen. Hierzu möchte ich bemerken, daß alle Kriege grausam sind und daß die Greuel hier in Europa noch schroffer wie dort zutage treten. Dann ferner, wie ich schon oft erwähnt habe, sind es gewisse Bezirke in Mexiko, in denen die



Menschen roher und verwilderter Natur sind, und dies ist meistens in Gebirgstämmen der Staaten Morellos und Guerrero, wie auch im Norden von Chihuahua. Aus den beiden ersten stammen die Zapatisten, von denen im nachfolgenden Schreckensjahren beschrieben werden, und im Norden die Villisten, die so oft die Aufmerksamkeit der europäischen Presse erregt haben. Aber die Bewohner im großen und ganzen von Mexiko, zumal die der großen Staaten Nuevo Leon, Tamaulipas und besonders vom Hochplateau sind ausnahmslos ehrliche, sehr tapfere, edle und kultivierte Menschen, die ihren Patriotismus bis ins unglaublichste steigern.

Wenn es in diesem Staat, der viermal so groß wie Deutschland ist, noch Urwälder und Indianerstämme gibt, so ist doch die Hauptstadt eine der prachtvollsten und elegantesten Residenzen der Welt. Schon vor mehr als hundert Jahren nannte unser großer Humboldt Mexiko die Stadt der Paläste, und Porfirio Diaz, der für Außerlichkeiten einen besonderen Sinn hatte, schuf auch in dieser Beziehung unvergängliche Denkmäler mexikanischen Reichtums. So steht vielleicht einzig auf der Welt die Pracht des Schlosses Chapultepec, mit seinem eigenartig poetisch reizenden Park, der in seiner Pracht und Schönheit vielleicht mit Schönbrunn zu vergleichen wäre und wo Kaiser Maximilian schöne und traurige Stunden verlebte.

Die mexikanische Hauptstadt ist auch eine hochmoderne Stadt, mit breiten, von beiden Seiten durch Bäume umrahmten Wegen mit eleganten, asphaltierten, gutgepflegten Straßen. Die Blumenpracht, die man in den Gärten der Villenviertel findet, ist paradiesisch. Das prachtvolle, aus reinem weißen Marmor gebaute Nationaltheater, das bis jetzt 14 Millionen Pesos gekostet hat, und noch lange nicht fertig ist, zeugt vom immensen Luxus der diazistischen Zeit.

Auch das Postgebäude im venezianischen Stile ist eine Sehenswürdigkeit, die ihresgleichen nur in Palästen der Dogenstadt findet; ebenso das Municipalgebäude und das Ministerium für öffentliche Bauten

zeugen von mexikanischer Verschwendung, die derart ansteckend gewirkt hat, daß mir ein deutscher Bierkneipenbesitzer namens Bach bekannt ist, der sich das wunderbare Schloß Stolzenseß genau nach dem Muster des Originals errichten ließ, um nur seiner Prunk- und Verschwendungssucht Genüge zu tun.


Dann das unvergleichliche Klima des Landes mit seinem ewigen Frühlingswetter wirkt so verwöhnend, daß mir unzählige deutsche Familien bekannt sind, die, nachdem sie in Mexiko ein großes Vermögen erworben hatten, sich von allen Leuten für immer verabschiedeten, um nach Deutschland zurückzukehren, nach ein oder zwei Jahren doch wieder zurückkamen, weil sie Heimweh nach Mexiko hatten.

Eine der merkwürdigsten eigenartigen Schönheiten der mexikanischen Hauptstadt möchte ich hier noch erwähnen. Das ist die Blumen-Inselvorstadt Xochimilco, das mexikanische Indianer-Venedig. Diese Garteninseln verdanken ihre Entstehung — man möchte sagen jahrhundertelanger Arbeit und schon die alten Azteken werden die Grundlage zu dieser Pracht gegeben haben, die heute jeden Einheimischen und Fremden mit solcher Bewunderung erfüllt, wenn er sich umgeben von Veilchen-, Rosen-, Reseda-, Leukoien- u. v. a. Inseln sieht. Diese kleinen Inseln werden durch einen Rahmen aus einer Art Bambusstäben umgrenzt, und in den sie umgebenden Wasserstraßen fährt man in kleinen Rähnen von einer Insel zur andern, um die Pracht zu genießen. Wenn man diese poetisch-idyllische Blumen-Inselstadt besichtigt, die in ihrer einzigartigen Schönheit alles bisher Entstandene überbietet, so kann man sich von der Ausdauer und Fähigkeit des mexikanischen Volkes einen Begriff machen.

Aber nun zur Sache, es fehlte uns an passenden Gesehen. Um nur vorläufig ein Beispiel zu bringen.

Die Eheverhältnisse lassen trotz der jahrhundertelangen Priestervorherrschaft allerlei zu wünschen übrig. Die niederen Volkskreise, sowie die große Masse lebt meist im Konkubinat. Zur kirchlichen Trauung ist eine





für den armen Mexikaner unerschwingliche Summe nötig, außerdem hält er die Zivilzeremonie für unnütz und schädlich, da es ihm sein geistlicher Berater so dargestellt hat. Im übrigen komme ich noch später auf die Einzelheiten und die Neuregulierung der Reformgesetze zurück.

Werfen wir nun einen rückschauenden Blick auf die historische Vergangenheit Mexikos, so zeigt sie uns, wie die keines anderen Landes, die ständige Wiederholung gleicher Vorgänge und gerade deshalb konnte die Gräfin Pardo Bazan mit Recht über Mexiko sagen: „Die Geschichte ist müde geworden, Neues zu schaffen, sie wiederholt sich selbst.“


Während der Freiheitskriege gegen die spanische Regentschaft verließ ein Offizier namens Augustin Iturbide, nachdem er jahrelang für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft hatte, seine Partei und ungeachtet des Blutes, welches während all der Zeit geflossen war und der Märtyrer, die ohne Zögern ihr Leben für die Freiheit geopfert hatten, wurde er zum Verräter an der heiligen Sache des Volkes, um sich bald darauf als Augustin I. auf den neugeschaffenen Kaiserthron setzen zu können. So wurde Iturbide der erste Verräter und das Vorbild einer langen Kette solcher charakterlosen Kreaturen im unabhängigen Mexiko. Im Jahre 1829, als die Spanier versuchten, Mexiko zurückzuerobern, war Mexikos Präsident einer seiner größten Patrioten. Unter seiner Führung gelang es, die Eindringlinge zu vertreiben und dem Volke die Unabhängigkeit zu sichern. Im Laufe dieses Verteidigungskrieges erhob sich General Anastasio Bustamante, welchen der Präsident Vizente Guerrero mit der Führung eines Armeekorps beauftragt hatte, bestach einen italienischen Seemann Franzisko Pikaluga in dem Augenblicke, als er hörte, daß die Spanier bei Tampico geschlagen worden waren, mit einer Summe von 50 000 Dollars, damit dieser an Bord seines Schiffes „Colombo“ während eines Gastmahls den Präsidenten gefangen nehme und ausliefere. So geschah es auch. Guerrero wurde im Februar 1831 er-

mordet und der Verräter und Mörder Bustamante wurde Präsident der Republik.

Im Jahre 1845, als Texas von den Vereinigten Staaten annektiert wurde und der Krieg zwischen den beiden Ländern ausbrach, war der General Joaquin Herrera Präsident von Mexiko. Er sandte den General Mariano Paredes mit Verstärkungen für die Nationalarmee, welche vom General Mariano Arista befehligt war, gegen die Grenze. Trotz des ausdrücklichen Befehls, in Eilmärschen zur Grenze zu marschieren und die ihm anvertrauten Summen für den Kriegszweck zu gebrauchen, erhob sich General Paredes mit seinen Truppen in San Luis Potosi, unterstützt von der besseren Klasse, und so fiel die Regierung des Präsidenten Herrera. General Mariano Paredes setzte aber die Liste der Verräter fort und sein Name ging in die Geschichte über als der eines unehrenhaften Mannes und Soldaten, ebenso wie die Namen Iturbide und Bustamante.

Gegen Ende des Jahres 1857 versuchte Comonfort, der provisorische Präsident von Mexiko, einen Staatsstreich, der ihm die Regentschaft des Landes sichern und durch welchen die Konstitution, welche im gleichen Jahre eingeführt worden war, für ungültig erklärt werden sollte. Zum Glück mißlang dieser Staatsstreich und Comonfort mußte entehrt und von jedermann verachtet fliehen.

Auch während der Zeit des großen Juarez gab es Männer, die, von blindem Ehrgeiz getrieben, sich die Präsidentschaft aneigneten. Im Jahre 1872 starb Präsident Juarez; ihm folgten zunächst Lerdo de Tejada und Porfirio Diaz während einer Wahlperiode, dann Manuel Gonzales während der darauffolgenden. Als dann Porfirio Diaz zum zweiten Male Präsident der Republik wurde, blieb er es dauernd und unbestritten, bis er im Mai des Jahres 1911 durch Maderos Volksrevolution gezwungen wurde, sein Amt niederzulegen und das Land zu verlassen. Im November 1911 übernahm Präsident Madero die Regierung, um 15 Monate später von einem neuen Verräter ganz gleicher Denkart wie



Iturbide, Bustamante usw., nämlich dem ehemaligen Gouverneur von Chihuahua, General Pascual Orozco, angegriffen zu werden. Gegen diesen Aufwiegler sandte der legitime Präsident Madero den Divisionsgeneral Victoriano Huerta, der ihn nach kurzem Kampfe in die Flucht schlug und in den drei verschiedenen darauffolgenden Schlachten vernichtete. Schon damals kamen dem General Victoriano Huerta, der sich zum ersten Male in dem Besiße einer großen militärischen Macht sah, die Ideen, sich der Regierung zu bemächtigen und nunmehr wartete er nur eine günstige Gelegenheit ab, um dieses Projekt am leichtesten ausführen zu können.


Es folgten Aufstände des Emiliano Zapata im Süden. Kurz danach überschritt der General Bernardo Reyes, der sich schon geraume Zeit im texanisch-mexikanischen Grenzgebiet aufgehalten hatte, die Grenze, wurde aber bald darauf in Linares von den Truppen des Generals Trevino gefangen genommen. Ein paar Monate darauf folgte der Aufstand von Veracruz unter dem Brigadegeneral Felix Diaz, welcher durch die Truppen des Generals Beltran niedergeworfen wurde. Bernardo Reyes und Felix Diaz wurden als Gefangene nach der Hauptstadt gebracht und ihnen auf ausdrücklichen Wunsch des Präsidenten Madero das Leben geschenkt. Nun begann in der Hauptstadt die dreiköpfige Hydra Mexikos, der Militarismus, der Klerus und die Aristokratie, ihre Verschwörung, um sich des rechtmäßigen Präsidenten zu entledigen. Die Verschwörung, die wir alle unter dem Namen der „Decena tragica“ kennen, brach am 9. Februar des Jahres 1913 aus und Huerta, der bisher als Oberbefehlshaber der Regierungstruppen dem Präsidenten Madero scheinbar treu ergeben war, hielt nun den Augenblick für günstig, um die Regierung an sich zu reißen. So schritt er denn zusammen mit General Blanquet zur sofortigen Ausführung seines gemeinen Planes, und nachdem er Tausende von treuen Soldaten unnützerweise hingeopfert hatte (in Wirklichkeit, um sich keine Gegner übrig zu lassen), verhaftete er, wie wir später ausführlich hören werden, den Präsidenten und Vizepräsidenten der Republik, um die-

selben am 22. Februar auf die grausamste Weise zu ermorden.

Dieser kurze historische Überblick, dessen neueste Phasen in den folgenden Kapiteln eine eingehende Schilderung erfahren sollen, beweisen die Richtigkeit des Zitates, mit dem wir diesen Abschnitt einleiteten, und das in genannten Worten ausdrückte, daß die mexikanische Geschichte sich stets wiederholt. Es wird stets äußerst lehrreich sein, zu verfolgen, wie Verrat, Niedertracht, Feigheit, Ehrlosigkeit und Despotismus mit Opfermut, Tapferkeit, Treue und Vaterlandsliebe abwechseln. Und wenn sich bis jetzt noch immer ein Patriot gefunden hat, dem es gelang, das mexikanische Volk aus Erniedrigung, Knechtschaft und Gefahr zur Höhe nationalen Selbstbewußtseins zu führen, so dürfen wir wohl auch künftig darauf bauen, daß es dem Lande im gegebenen Augenblick nie an dem uneigennütigen Manne fehlen wird, der das Schicksal seines Volkes zum Besten wendet.

In all der Zeit haben in Mexiko auch Deutsche auf hervorragende Weise ihren Einfluß auf dieses Land ausgeübt. Als größter und erster von allen ist Alexander von Humboldt zu erwähnen, dem es Mexiko verdankt, in der übrigen Welt bekannt geworden zu sein und der hier als Ehrenbürger des Landes von jedem Mexikaner ohne Ausnahme verehrt wird. Ferner der so beliebte Lehrer Rebsamen, den man den Pestalozzi Mexikos nennen darf. Ein würdiges Denkmal in Jalapa zeugt von der Liebe und Verehrung, die dieser Mann genießt. Aber neben solchen Deutschen, deren Namen man hier mit hoher Achtung nennt, gab es auch andere, die eine weniger rühmliche Rolle spielten, wie z. B. ein gewisser Hagenbeck (nicht zu verwechseln mit dem bekannten Hamburger Hagenbeck), berühmt durch die gewissenlose Aneignung von Kirchenbesitzthümern, die ihn zum Millionär machten. Erwähnt seien auch die Bankiers Scherer, welche es verstanden hatten, ungezählte Millionen aus dem Lande zu schleppen. Eine vielgenannte Persönlichkeit war auch ein gewisser Rattner, der sich zuerst als Deutscher ausgab, schließlich aber als Russe entpuppte und gleich-





zeitig mit Huerta verschwand. Er hatte eine Aktiengesellschaft gegründet, wodurch es ihm gelang, in einem einzigen Jahre bis zu sechzig Millionen zusammenzuschwindeln. Der letzte dieser Art ist der mit Villa vereinigte Sommerfeld gewesen. Im allgemeinen dürfen wir aber mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, daß es eine Unzahl von deutschen Männern gibt, die Bedeutendes für das Wohl des Landes geleistet haben und stets bestrebt waren, durch ein ehrliches Gewerbe oder Unternehmen ihr Vermögen hier zu erwerben. So hat es niemals einen Deutschen gegeben, der den Gegensatz zu den Spaniern vom lukrativen Ertragnisse eines Pfandhauses oder gar eines Freudenhauses gelebt hätte. So kommt es, daß wir die Arbeit unserer Landsleute fast durchweg als nutz- und segenbringend für das Land bezeichnen dürfen; die vorhergehenden, übel berüchtigten Männer erwähnte ich nur als Ausnahmen, gleichsam als Warnung, daß alle Deutsche darauf hinarbeiten müssen, in Zukunft niemals Männer in ihrer Kolonie zu dulden, die ihnen Schande bringen können.

In dem Vorhergesagten wende ich oft das Wort „Militarismus“ an, und auch später in den weiteren Kapiteln wird man dasselbe häufig finden.

Da diesem Wort von den Feinden Deutschlands nicht erst während des tobenden Krieges, sondern auch schon vorher eine gehässige Bedeutung gegeben worden ist, halte ich mich für verpflichtet, als Blutsdeutscher und Offizier zu sagen, wie ich zu dem Begriff „Militarismus“ stehe. Ich sehe darin die höchste sittliche Stufe völkischer Erziehung und Hingabe für das heiligste, was der Mensch hat, sein Vaterland.

Mein innigster Wunsch ist es, daß mein Vaterland Mexiko den deutschen Militarismus in sein völkisches Leben einordnen möge. — Was ich in diesem Buch mit Militarismus bezeichne, ist eine willkürliche Säbelherrschaft. Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, einigen großen deutschen Zeitungen von der Art des „Berliner Tageblatts“ den Vorwurf zu

machen, daß sie seit Jahren durch eine zynische und wegwerfende Art über das deutsche Militärwesen und besonders den Offizierstand zu schreiben, nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, im Ausland falsche Meinungen über deutsche Zustände erweckt und den Feinden Deutschlands Stoff und Handhaben für ihre Pläne gegeben zu haben.





Apostel der Demokratie", das ist der Ehrenname, den das mexikanische Volk seinem Märtyrer-Präsidenten gegeben hat. Und in der Tat muß die wägende und urteilende Geschichte Francisko I. Madero als den ersten Verkünder wirklicher demokratischer Ideale, den ersten Vertreter moderner, liberaler und sozialistischer Anschauungen im Aztekenlande bezeichnen. Zwar ist auch Porfirio Diaz als Haupt der Liberalen in den Nationalpalast eingezogen und schon vor ihm waren Fortschrittsmänner Präsidenten der Republik. Ihr Liberalismus war aber stets ein aristokratisch, militaristisch oder merkantilistisch gefärbtes Kastenregiment gewesen, während Madero eine wirkliche Volksherrschaft, ein echtes, freies Selbstbestimmen der ganzen Nation in allen predigte.

Für Maderos innere Entwicklung war sicher sein Aufenthalt in Europa und gewiß auch in den Vereinigten Staaten von größter Bedeutung gewesen, wo er die Anwendung liberal-demokratischer Grundsätze in der Praxis beobachten konnte und sah, wie die Massen armer und gedrückter Einwanderer in wenigen Jahren sich in wohlgenährte und gutgekleidete Bürger der großen Republik verwandelten. Er sah Länder, in denen völlige politische Gleichheit herrschte, in denen alle Regierungsposten dem Fähigen offenstanden und völlige Religions- und Pressfreiheit existierte; alles Dinge, die unter dem Scheinliberalismus der Diaz-Partei dem Mexikaner unbekannte Größen waren.

Nachdem er sich vorher schon im engeren Kreise mit Lokalpolitik befaßt, machte Madero im Jahre 1909



Cuauhtémocdenkmal in der Reformpromenade in Mexiko



Denkmal Karl IV.

mit seinem Werke „Die Präsidentschaftserfolge“ („La Sucésion presidencial“) sein Debut in der großen politischen Arena seines Vaterlandes. Das Buch, obwohl in leidenschaftslosem, ruhigem Tone geschrieben, erregte ungeheures Aufsehen und wurde in den gebildeten Schichten des mexikanischen Volkes mit dem größten Interesse gelesen. Wo auch immer Leute besserer Stände zusammenkamen, wurde sein Inhalt lebhaft besprochen. Um seine Ideen aber auch in die breiten Massen zu tragen, unternahm der mutige Mann ausgedehnte Propagandareisen durch die weiten Regionen der Föderativrepublik, den Rat der Freunde nicht achtend, die ihm vor Augen hielten, daß er dabei seine Freiheit und sein Leben aufs Spiel setze, denn der alte Porfirio Diaz pflegte in solchen Dingen nicht den geringsten Spaß zu verstehen.

Bezeichnend für Maderos Charakter ist folgende Episode:

Als sein Buch „Sucésion presidencial“ im Druck erschienen war, gab er ein Exemplar davon seinem Onkel Angel Benavides zu lesen. Dieser nahm das Buch, sann eine Weile nach und wandte sich dann an seinen Neffen mit der Frage:

„Und wenn dich nun deine Eltern verleugnen und dein Werk verdammen, was dann?“

Madero antwortete einfach: „Ich liebe zwar meine Eltern über alles und ihr Vorwurf würde mich sehr hart treffen, aber in diesem Falle würde es für mich heißen: Das Höchste ist das Vaterland!“

„Und wenn deine Eltern und du selbst und euer Vermögen, welches Porfirio Diaz mit Leichtigkeit konfiszieren kann, einbüßten? Was würdest du sagen?“ forschte der Onkel weiter.

„Vor der Vision des Vaterlandes scheint mir alles Geld verächtlich, nur um meiner Eltern willen würde ich den Verlust bedauern.“

„Und wenn man dich ins Gefängnis wirft und dir die Geschichte vielleicht das Leben kostet?“

„Dann würde ich willig fürs Vaterland leiden und sterben, denn ich kenne nichts Höheres als unsere gemeinsame Mutter, die Heimat, das Vaterland.“



Es ist eine weit verbreitete Ansicht, Madero sei ein fanatischer Spiritist gewesen, der seine Frau als Medium benutzte und die Geister um Rat befragt habe, wenn es galt, schwierige Regierungsprobleme zu lösen. Diese Annahme ist grundfalsch. Madero war ein bedeutender Hermetist, ein ausgezeichnete Orientalist, ein Eingeweihter im Esoterismus, ein hervorragender Freimaurer, der bei den ihm auferlegten Prüfungen umfassende Kenntnisse über die großen Philosophen, wie Kant, Spencer, Schopenhauer, an den Tag legte; ferner war er der Verfasser eines unveröffentlichten Werkes, einer Abhandlung über das heilige Buch der Buddhisten, der Bhagavad-Gita. Er war antiklerikal, weil er die dunklen Mächte der Priesterkaste kannte, aber trotzdem war er im Herzen ein guter Christ voll kindlich gläubigen Gottvertrauens, was u. a. aus Briefen an seinen Vater hervorgeht, von denen einer nachstehend wiedergegeben sei:

„Lieber Papa! Sei so gut und bete von ganzem Herzen zum lieben Gott im Himmel und bitte ihn um seinen Beistand, damit er Dich erleuchte, damit Du das große Unglück begreifst, das Du tust, wenn Du mir nicht die Freiheit des Handelns gewähren willst, die ich brauche, um die Mission zu erfüllen, welche mir die Vorsehung auferlegt hat. Bitte den lieben Gott, daß er auch Dir Mut und Kraft verleihe, damit Du selbst ebenfalls Deine Mission erfüllen kannst, die darin besteht, mich in meinen Handlungen nicht zu stören, mich nicht von dem mir vorgezeichneten Wege abzubringen, den ich in Erfüllung meiner Pflichten wandle, und zu vermeiden, daß mein Unternehmen scheitert. Denn wenn Du meine Kraft in dem Kampfe lähmst, werde ich unterliegen und meine Niederlage vielleicht mit dem Leben bezahlen müssen. Denn wisse: unser, die wir solche Kämpfe für die Freiheit unternehmen, wartet der Kranz; winkt uns der Erfolg, so ist's ein Lorbeerkranz, unterliegen wir, so ist's eine Dornenkrone.“

Überlege in aller Ruhe Deinen Entschluß, ich werde auf alle Fälle den Kampf wagen, denn ich bin bereits zu weit gegangen, um jetzt noch umzukehren.

Morgen begeb ich mich nach Torreón zu einer politischen Versammlung. Wir werden im ganzen Staat ein Zirkular versenden, damit der Feldzug beginnt. Ich muß bis spätestens nächste Woche einen Verein gründen und eine Zeitung ins Leben rufen, so daß es unvermeidlich ist, daß ich mich in den Kampf stürze. Um Dir zu Gefallen zu sein, habe ich die Veröffentlichung meines Buches hinausgeschoben, obwohl ich bereits Deine Zustimmung zur Herausgabe besitze, denn wie Du Dich erinnern wirst, sagtest Du mir damals, als wir im Wagen zum Bahnhof fuhren, kurz bevor der Zug abging, daß Du mit der Veröffentlichung einverstanden seiest. Übrigens ist es unmöglich das Buch überhaupt nicht zu publizieren, und wenn wir es zu spät herausgeben, verlieren wir alle Chancen. Du siehst also die Alternative: entweder frank und frei in den Kampf eintreten und Kühnheit und Entschlossenheit, den Feind in Verwirrung bringen und uns mit Vorbedacht auf alle Eventualitäten vorbereiten; oder das Unternehmen schwächlich beginnen, indem wir unsere Bewegungen verheimlichen (was ohne Zweifel zu keinem Erfolg führen würde) und unsern Gegnern die Mittel in die Hand geben, uns in eine Falle zu locken, die vorsichtig und ohne sich eine Blöße zu geben, vorbereiten können. Im ersteren Falle besitzen wir alle Wahrscheinlichkeiten, den Sieg zu erringen; im letzteren Falle wird unser Fiasko unvermeidlich sein."

Die politische Agitation hatte Madero in allen Staaten des ausgedehnten Landes — Mexiko ist fast viermal so groß wie das Deutsche Reich — bekanntgemacht und es war nur natürlich, daß seine Parteifreunde ihn als Kandidaten für den Präsidentschafts-posten aufstellten. Seine Fraktion nannte sich die „Antiwiederwahlpartei“, den Schwerpunkt auf die ewigen Wiederwahlen des Präsidenten Díaz legend. Nach innerem Zwist mit lendenschwachen oder ehrgeizigen Kandidaten wurden auf Wunsch Maderos der Jurist Jose Pino Suarez als Vizepräsident aufgestellt.

Überall, sowohl in den Städten als auch in den kleinsten Indianerdörfern, wo der demokratische Redner Ansprachen hielt, wurden ihm von den Behörden



Schwierigkeiten gemacht, die bis zu Drohungen und Attentaten stiegen. So ließ man z. B. in der Station Gomez Palacio eine Lokomotive auf seinen Extrazug los. Beide Maschinen zerschmetterten und mehrere Tote und Verwundete blieben auf dem Platze. Der Schuldige war selbstverständlich nicht zu ermitteln.

Schließlich wurde Madero im Juni 1910 unter dem Vorwande, einem Parteigenossen zur Flucht verholfen zu haben, in der Stadt Monterrey festgenommen und später nach San Luis Potosi transportiert, wo ihm auf Grund falscher Anschuldigungen der Prozeß wegen Auf-
ruhrs gemacht wurde. Dort wurde ihm nun jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten und nur durch die List, indem er seine Frau und einige intime Freunde zu Verteidigern ernannte, konnte er mit seinen Anhängern im Verkehr bleiben. Da ihm absolut nichts Ungesetzliches nachgesagt werden konnte, mußte ihn die Regierung schließlich am 19. Juli freilassen, wenn auch nur gegen Stellung einer Kaution. Aber die Diazleute hatten den Zweck ihrer schmutzigen Intrigue erreicht; am 26. Juni, dem Wahltag, befand sich der Kandidat hinter Schloß und Riegel und mehr als sechzigtausend seiner politischen Freunde teilten an diesem Tage sein Schicksal, während natürlich Porfirio Diaz nach altem Herkommen wieder gewählt wurde.

Die Partei protestierte gegen eine derartige Vergewaltigung und verlangte die Ungültigkeitserklärung der Wahlen. Begreiflicherweise war dieser Protest völlig ergebnislos. Der Diktator hielt sein Volk mit Säbeln und Kanonen in Schach.

Da entschloß sich denn Madero, nachdem er alle gesetzmäßigen Mittel erschöpft hatte, zur offenen Revolution. Der Gewalt war nur durch Gewalt beizukommen. Seine Freunde und Mitarbeiter eilten nach allen Gauen des Landes, um den bewaffneten Aufstand vorzubereiten. Er selbst bereitete seine Flucht aus San Luis Potosi vor, die er glücklich am 6. Oktober ausführen konnte. Um die Geheimpolizei, die ihn ständig beobachtete, sicher zu machen, hatte er schon seit Wochen größere Ausflüge in die Umgebung unter-



nommen, von denen er immer nach ein oder zwei Tagen zurückkehrte. Diesmal ent schlüpfte er im Gepäckwagen eines Zuges und erreichte glücklich die amerikanische Grenze.

Der Eindruck, den seine gelungene Flucht auf die Regierungsmänner machte, war niederschmetternd. Weitere gefährdete Parteifreunde flüchteten, andere, die sich sicher fühlten, agitierten ruhig weiter. Am 20. November sollte der allgemeine Aufstand beginnen; wegen der scharfen Wachsamkeit der Behörden kam er aber an diesem Tage nur in den Staaten Chihuahua, Sonora und Coahuila zum Ausbruch, während die Erhebung in Puebla, von Aquiles Serdan angeführt, nach blutigem Zusammenstoß im Keim erstickt wurde. Jetzt richtete Francisco I. Madero ein Manifest an die Nation, den sogenannten „Plan von San Luis“, in dem er die Mängel des Diazschen Systems aufdeckte und Abhilfe versprach.

Wenn auch die revolutionäre Bewegung keine großen militärischen Erfolge zu verzeichnen hatte, so war der Druck der öffentlichen Meinung in Mexiko und den Vereinigten Staaten doch so stark, daß sich der vor kurzem noch allmächtige Diktator zu Verhandlungen bequemen mußte. In der Hauptstadt erwartete man von Tag zu Tag mit fieberhafter Spannung, daß er dem Senat eine Rücktrittserklärung vorlegen würde. In und vor der Deputiertenkammer drängte sich die erregte Volksmenge, mit stets steigender Ungeduld die Abdankung des Präsidenten erwartend. Und als der greise Diktator den folgenschweren Schritt immer noch hinauszuschieben suchte, kam endlich der Volkswille mit elementarer Gewalt zum Durchbruch. Aus allen Stadtteilen strömten die Massen zusammen und stauten sich schließlich vor der polizeilich abgesperrten Straße, in welcher sich die Privatwohnung des Präsidenten befand. Einige wenige, dem Diktator noch treu ergebene Truppen, hielten dort mit anerkennenswerter Kaltblütigkeit der erhitzten Volksmenge gegenüber Stand bis zum Einbruch der Dunkelheit. Da verließen sich die Massen allmählich, aber nach dieser Kundgebung gab der alte, zähe Diaz das Spiel endlich für verloren



und verließ des Nachts in aller Stille und Heimlichkeit mit seinen Familienangehörigen die Stadt, um nach Veracruz zu gelangen und von dort per Schiff ins Ausland zu entkommen.

Unmittelbar darauf verschwanden auch die bekanntesten Gestalten der Científicos.

Die Regierung übernahm vorläufig als interimistischer Präsident der Licenciado Francisco de la Barra, auf dessen Persönlichkeit sich die Parteien geeinigt hatten; und nun wurden eifrig die Vorbereitungen zur Vornahme der endgültigen Neuwahl getroffen.

Fast einstimmig wählte das dankbare Volk seinen Befreier zum Präsidenten; zum ersten Male in seiner Geschichte in einwandfreien, unabhängigen Wahlen. Madero war am Ziel und konnte sein großes Reformwerk beginnen.

Aber die geschlagene Reaktion gab so leicht nicht nach. Öffentlich und im Geheimen wurde gegen den neuen Präsidenten mit allen Mitteln gewühlt. Eine feige charakterlose Presse stand gegen gute Bezahlung den Männern des alten Regimes bedingungslos zur Verfügung und untergrub langsam den guten Ruf des Volksmannes, Zweifel und Mißtrauen in allen Kreisen säend. Bald versuchte — wie schon erwähnt — der General Reyes, der unter Porfirio Díaz eine Zeitlang Kriegsminister gewesen war, sein Heil in einem Aufstande im Norden, der aber in tragikomischer Weise endete. Ein zweiter Militärputsch wurde am 16. Oktober 1912 von dem Neffen des alten Expräsidenten, dem General Felix Díaz in Veracruz veranstaltet. Auch dieser Aufstand brach in einigen Tagen zusammen. Und dasselbe Schicksal hätte zweifellos auch der dritte Militäraufstand, der vom Februar 1913, erlitten, wenn nicht der Oberstkommandierende der Regierungstruppen selbst, der General Victoriano Huerta, Verrat begangen hätte. Dieser ehrlose, undankbare Mensch opferte in brutaler Weise den Präsidenten, seinen Wohltäter, seinem maßlosen Ehrgeize und beging damit

das scheußlichste politische Verbrechen, das die neuere Geschichte kennt.




Francisco J. Madero wurde am 30. Oktober 1873 in dem Landstädtchen Paaras, im Staate Coahuila, im Norden der Republik Mexiko geboren, wo sein Vater große Landgüter besaß.

Im Gegensatz zum Durchschnittsmexikaner der höheren Stände, dessen Ideal das Nichtstun, das Lotterleben war, zeichnen sich alle Mitglieder der zahlreichen Familie Madero durch Strebbarkeit und unermüdlischen Fleiß aus. Auch nicht einer der an zweihundert Köpfe zählenden Familie hat sich dem Müßiggange ergeben, alle sind als Kaufleute, Landwirte, Industrielle usw. tätig, nachdem sie sich durch jahrelange Studien, zum Teil im Auslande, auf ihre verschiedenen Berufe vorbereitet haben. Und so hatte der junge Madero im Rahmen seiner nächsten Verwandtschaft die besten Vorbilder, um ein nützlicher Mensch und guter Staatsbürger zu werden.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in seines Vaters Haus. Später wurde er nach Saltillo, der Staatshauptstadt, gebracht, wo er für einige Zeit im Jesuitenkloster Aufnahme fand. Hierauf ging er nach Baltimore in den Vereinigten Staaten und dann nach Frankreich. Er besuchte zusammen mit seinem Onkel Ernesto und seinem Bruder Gustavo fünf Jahre lang das Liceum von Versailles und die Pariser Handelshochschule, wo er den vollständigen Lehrgang absolvierte und ein Diplom erhielt. Alsdann reiste er durch einen großen Teil Europas, blieb eine zeitlang in Deutschland und studierte endlich auf der Universität von San Francisco, Kalifornien.

Mit zwanzig Jahren hatte er seine Studien beendet und ließ sich in dem Orte San Pedro de las Colonias in Nordmexiko nieder, wo er zunächst die Landgüter seines Vaters verwaltete. Dort arbeitete er mit großer Hingabe und hatte bald glänzende Erfolge zu verzeichnen. Als erster führte er in jener rückständigen Gegend moderne landwirtschaftliche Maschinen und amerikanische Sämereien ein.



Infolge seiner gründlichen Vorbildung konnte er verschiedene Verbesserungen vornehmen und seine Bewässerungsprojekte, die er in einer Broschüre niederlegte, brachten ihm sogar die briefliche lobende Anerkennung Porfirio Diaz' ein.

Seine besondere Aufmerksamkeit nahm die Landarbeiterfrage in Anspruch, die er für seine eigenen Güter in der Weise löste, daß er die Löhne erhöhte und den Leuten hygienische Wohnungen bauen ließ. In Jahren der Dürre errichtete er aber Volksspeiseanstalten.

Auch den öffentlichen Unterricht suchte er nach Kräften in seiner Heimat zu fördern und manchen armen, aber begabten Jüngling ließ Madero auf seine eigenen Kosten ausbilden. Mit seiner materiellen und moralischen Hilfe wurde eine Handelsschule in San Pedro gegründet, die dort eine segensreiche Arbeit entfaltete.

Als Madero sich in den politischen Kampf stürzte, hatte er durch jahrelange Arbeit und Sparsamkeit eine Summe von mehr als 600 000 Dollars zusammengebracht. Unter solchen Umständen wäre es ihm ein Leichtes gewesen, im Laufe der Jahre ein großes Vermögen zu erwerben, er zog es aber vor, seine ganze Zukunft seinen politischen Idealen zu opfern. Die Unterdrückung, unter der er sein Volk seufzen sah, die vielen Ungerechtigkeiten des alten Regimes, die ihm auf Schritt und Tritt vor Augen kamen, die traurigen politischen Aussichten für die kommenden Jahre, alles dies ließ ihm keine Ruhe, er nahm den Kampf mit dem Gewalthaber auf.

Im Jahre 1905 organisierte Madero in San Pedro einen politischen Klub, der das Wochenblatt „El Demócrata“ herausgab und sich mit der inneren Staatspolitik befaßte. Dieses Blatt erscheint jetzt als Tageszeitung in der Hauptstadt und hat Ableger in allen größeren Städten.

Nach der Herausgabe seines Buches über die Präsidentschaftsfolge, die im Jahre 1909 erfolgte, widmete Madero sich ganz der Politik.

Am 22. November 1911 zog er als rechtmäßig gewählter Präsident in den Nationalpalast ein.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Februar 1913 endete er sein Leben unter Mörderhand; die Schergen Huertas erschossen ihn hinterrücks.

Maderos äußere Gestalt im letzten Lebensjahre beschreibt der Kubanische Gesandte in Mexiko mit folgenden Worten:

Von kleiner Statur, robuster Körperbeschaffenheit, weder dick noch mager, strahlte der Präsident von gesunder Jugendkraft. Seine Bewegungen waren leicht und nervös; die runden braunen Augen blühten in sympathischem Leuchten. Das Gesicht rund, die Züge derb, der Bart dicht und schwarz, eckig zugeschnitten, lächelte er immer gutmütig und mit Würde. In seinem Gesicht spiegelten sich die Gedanken wieder, die in verschiedenen Gesten ihren Ausdruck fanden. Je nachdem er denkt, spricht oder schweigt, geht oder stillsteht, hört oder unterbricht, bewegt er die Arme, fixiert seinen Blick oder schaut ins Leere und lächelt immer, lächelt unveränderlich. Über sein Lächeln ist gut, tief, frei, großmütig; ein dem Lächeln Taft's antipodes Lächeln. Es war eine Geste des Regimes, das mit ihm unterging.



Die zehn Schreckenstage.



Nieber die Ursachen und den Verlauf der Militärrevolte vom Februar 1913 ist man in Deutschland nur sehr einseitig und oberflächlich unterrichtet, da die Huerta-Administration den ausländischen Zeitungsvertretern natürlich nur die ihr genehme Version der Vorgänge zu veröffentlichen erlaubte. Alle Kabel hatten die Zensur zu passieren und so gelangte keine Nachricht nach Europa, die nicht von der Regierung des Militärdiktators gutgeheißen worden war.

Ein auf Grund authentischer Quellen und persönlicher Mitteilungen von Augenzeugen beruhende Schilderung der Vorgänge in jenen Tagen des Grauens wird somit beim deutschen Publikum auf Interesse rechnen können.

Francisco J. Madero war fast einstimmig zum Präsidenten erwählt worden und hat auch nie das Vertrauen des Volkes verloren. Trotzdem versuchte die politische Minderheit, die sich in der Hauptsache aus den alten Beamten des Ex-Präsidenten Diaz, den klerikal-konservativen Großgrundbesitzern, einem Teile des Handelsstandes und dem Heere zusammensetzte, mit allen Mitteln, den Präsidenten zu diskreditieren und seinen Sturz herbeizuführen.

Auf drei Männer hatten die Reaktionäre ihre Hoffnung gesetzt: auf Felix Diaz, einem Neffen des alten Präsidenten, auf den General Bernardo Reyes, der im Heere beliebt war, und auf Victoriano Huerta, dessen ehrgeizige Aspirationen nicht unbekannt geblieben waren.

Zunächst handelte es sich um drei verschiedene Gruppen von Politikern, die unabhängig voneinander


gegen Madero wühlten. Die Parteigänger Felix Diaz' einigten sich aber bald mit denen von Reyes dahin-
gehend, daß letzterer Präsident werden und Felix Diaz
die zweite Geige spielen sollte. Auch mit Huerfa waren
die Verschwörer in Unterhandlungen getreten, der aber
immer ausweichende Antworten gab, da er eben für
sich selbst die Präsidentenstelle anstrebte.

Wir haben schon gesagt, daß zwei Putsch-Ver-
suche, einer, den der General Reyes im Norden unter-
nommen hatte und ein zweiter, den Felix Diaz in Vera-
crúz in Szene gesetzt hatte, kläglich mißglückt waren
und ihre Urheber dem Spott anheimgegeben hatten.
Trotzdem ließ die Reaktion nicht locker. Die beiden
Hauptträdelsführer saßen zwar hinter Schloß und
Riegel, aber all die geheimen Gegner der Regierung
blieben nach wie vor unbehelligt und setzten in ge-
heimen Konventikeln ihre Minierarbeit fort.

In aller Stille hatten die Verschwörer den Plan
ausgearbeitet, die gefangenen Führer zu befreien und
Madero und sein Kabinett zu stürzen. Die Leiter der
Bewegung waren der Jurist Rodolfo Reyes, der
Spekulant Cecilio Ocon und die Militärs Manuel
Mondragon, Gregoria und Mariano Ruiz.

Der Rechtsanwalt Reyes, ein Sohn des Generals
gleichen Namens, wußte als geschickter Redner in
vielen Kreisen Anhänger zu werben. Ocon, ein etwas
dunkler Ehrenmann, der in Mazatlan die Konzession
der Kräne des Hafens innegehabt und dabei ein kleines
Vermögen zusammengebracht hatte, war der Finanz-
agent der Bewegung. In dem General Mondragon
besaßen die Verschwörer einen intelligenten Soldaten,
der in Europa ausgebildet worden war, die Sache
seiner Partei aber durch seine Habsucht in Mißkredit
brachte. Bei allen Einkäufen des Kriegsministeriums
verdiente er seine „Provision“, und wenn er alle Bei-
träge hätte einziehen können, hätte er die schöne
Summe von 3 460 000 Dollars eingeheimst.

Ursprünglich hatten die Verschwörer den 1. Januar
1913 resp. die Silvesternacht als Beginn ihrer Revo-
lution festgesetzt. Aus irgendeinem Grunde wurde



aber dann die Ausführung des Planes bis zum 18. Februar aufgeschoben; da aber der Regierung genauere Informationen hinterbracht worden waren, entschlossen sich die treulosen Militärs, schon am 9. Februar loszuschlagen.

Madero und seine Minister hatten, wie gesagt, Wind von der Verschwörung bekommen. Nachdem die gesetzliche Regierung aber ohne Schwierigkeiten schon zwei Revolutionen im Keime erstickt hatte, maß sie der neuen Bewegung keine allzu große Bedeutung bei und ordnete infolgedessen auch keine nennenswerten Vorichtsmaßregeln an.

So traf denn der Aufstand am

Sonntag, den 9. Februar 1913

die Behörden und die Bevölkerung der Hauptstadt zwar nicht völlig überrascht, aber doch unvorbereitet an.

Für die Revolte gewonnen waren das 2. und 5. Artillerie-Regiment, das 1. Kavallerie-Regiment, die Aspirantenschule und die Besatzungen des Militärgefängnisses und Zuchthauses.

Am ungeduldigsten zeigten sich die Schüler der in dem Vororte Tlalpam gelegenen Aspirantenanstalt, die, anstatt sich mit technisch-militärischen Studien zu befassen, sich in politische Verschwörungen eingelassen hatten. In aller Morgenfrühe setzte sich die ganze junge Gesellschaft, von ihren Lehrern befehligt, scheinbar zu einer Gefechtsübung in Bewegung, die Kavalleristen zu Pferde in gestrecktem Galopp, die Infanteristen, indem sie auf offener Landstraße einen Zug der elektrischen Straßenbahn zum Stehen brachten und den Wagenführer zwangen, sie in sausender Fahrt nach der Stadt zu bringen. Dort angekommen, gelang es ihnen auch, den Nationalpalast zu besetzen, dessen Garnison sie entweder überrascht hatten, oder die ebenfalls mit im Komplott war.

Nachdem sie noch von einigen Kasernen Zuzug bekommen und eine Anzahl Polizisten für sich gewonnen hatten, eilten sie nach dem Militärgefängnis von Santiago, um den Ex-General Reyes zu befreien. Dieser war aber inzwischen schon von einer anderen Kolonne, die der Hauptmann Romero Lopez befehligte,

aus seiner Zelle geholt worden. Bald darauf trafen auch dort die aus dem benachbarten Dorfe Tagubaya aufgebrochenen Truppen unter Mondragon ein.

Mit dem General Reyes an der Spitze, setzte sich hierauf die ganze bunte Schar, der sich nun auch verschiedene Zivilisten angeschlossen hatten, in Bewegung, um auch Felix Diaz die Freiheit wiederzugeben. Der Direktor des Zuchthauses konnte der bewaffneten Macht gegenüber nichts anderes tun, als den Gefangenen freizulassen. Felix Diaz, dem augenscheinlich das abgeänderte Datum des Ausbruches der Revolution noch nicht bekannt war, wollte erst nicht aus seiner Zelle kommen, da er fürchtete, erschossen zu werden.

Kaum hatte man sich dahingehend geeinigt, daß Reyes die Führung der Bewegung übernehmen sollte, als einige Aspiranten mit der Nachricht kamen, es wäre dem regierungstreuen General Villar gelungen, den Nationalpalast wieder zu nehmen.

Der vorsichtige Mondragon wollte nun erst einen Kriegsrat abgehalten sehen, aber der wenig umsichtige Reyes konnte die Zeit nicht erwarten, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen und ordnete den sofortigen Angriff auf das Regierungsgebäude an.

General Villar, der Militärkommandant der Hauptstadt, hatte inzwischen mit einer Handvoll Leute den Palast wiedergenommen, die Besatzung zur Pflicht zurückgerufen und die jungen Aspiranten gefangen genommen und dezimiert.

In aller Eile hatte er das Gebäude in Verteidigungszustand gesetzt und als der lange Zug der Verschwörer anlangte, wurde er mit Schüssen begrüßt. General Reyes, der unbesonnen direkt auf die Ehrenpforte zugeritten war, sank tödlich getroffen zu Boden. Bei dieser Schießerei wurden mehr als 500 Personen aller Stände und Altersklassen getötet, da viele Neugierige auf dem großen Platze vor dem Nationalpalast zusammengeströmt waren.

Die vorsichtig ins Hintertreffen zurückgebliebenen Generale Felix Diaz und Mondragon wandten sich hierauf mit ihren entmutigten Truppen nach der Zitadelle, wo für sie sowohl Schuß wie Kriegsmaterial

vorhanden war. Der Kampf um diese Gebäudegruppe war kurz und gegen ein Uhr mittags zogen die Verschwörer dort ein.

Inzwischen hatte sich der Präsident von seinem Wohnsitz im Schlosse von Chapultepec aus in Begleitung der Kadetten nach Mexiko begeben und durchzog im Triumphe die Hauptstraßen der Stadt, vom Publikum mit Begeisterung begrüßt. In der San Francisco-Straße wurde aus mehreren Häusern auf Madero geschossen und ein ihn begleitender Polizist getödet. Auf Wunsch seiner Begleiter trat der Präsident in ein Haus, bis die Straße und damit der Weg zum Nationalpalast von Aufrührern gesäubert war. Als das geschehen, ritt der Staatsmann mit der Nationalfahne in der Hand, weiter und das Volk brachte ihm begeisterte Huldigungen dar.

Auch Victoriano Huerta hatte sich dem Präsidenten angeschlossen und der Kriegsminister ernannte ihn an Stelle des schwer verwundeten Generals Villar zum Militärkommandanten. Madero, der einen natürlichen Widerwillen gegen diesen Menschen hatte, mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, da ihnen Huerta tatsächlich einen Dienst geleistet hatte. Der schlaue Indianer, der recht wohl den schlechten Eindruck wahrgenommen hatte, den seine Ernennung auf den Präsidenten gemacht hatte, besaß die Unverfrorenheit auszurufen:

„Es lebe der Präsident der Republik!“

Auch der tapfere Villar hatte ein instinktives Mißtrauen gegen seinen Nachfolger und forderte ihn zweimal auf, ihm zu schwören, daß er bis zum letzten Augenblicke der konstitutionellen Regierung treu bleiben wolle.

Huerta antwortete:

„Ich schwöre.“

Der Präsident und seine Minister waren nun wieder im Regierungspalaste versammelt, wo man über die Lage beriet, die man zwar für ernst, nicht aber für ver zweifelt hielt. Am bedenklichsten erschien der Regierung der Umstand, daß die Artillerie zu den Verrätern übergegangen war. Ein Bombardement der Stadt mit

ihren vielen Fremdenkolonien konnte zur Intervention der Amerikaner führen. Trotzdem wollte man aber die Hauptstadt nicht aufgeben, da davon der Gegner einen moralischen Vorteil gehabt hätte.

Das nächste war nun, Sorge zu tragen, daß so schnell wie möglich zuverlässige Truppen kamen, da der Präsidenten dem General Huerta nicht recht traute. Madero begab sich deshalb persönlich in einem Auto nach der einige Stunden im Süden von Mexiko gelegenen Stadt Cuernavaca, wo der ihm treue General Angeles mit einer größeren Truppenmacht lag.


Die Abwesenheit des Staatsschefs blieb der Bevölkerung unbekannt dank der Verschwiegenheit der Beteiligten.

In der Stadt herrschte furchtbare Aufregung, da man jeden Augenblick den Generalangriff auf die Zitadelle befürchtete. Kein Polizist war auf den Straßen zu sehen. Trotzdem wurden während der Schreckenszeit keine Verbrechen begangen, sei es der allgemeinen Panik halber, sei es die Folge eines edlen Kulturinstinktes.

Montag, den 10. Februar.

In Totenstille erwachte die Stadt. Die Straßen waren verlassen, nur dann und wann sauste ein Automobil des Roten Kreuzes hindurch. Die Ausländer hatten an ihren Häusern ihre Landesflaggen aufgehängt und alles blieb zu Haus. Nur in der Nähe der Zitadelle standen Gruppen von allzu Neugierigen zusammen, welche beobachten konnten, wie man sich drinnen auf den Verteidigungskampf einrichtete. Die aufständischen Soldaten besetzten die Dächer der anstoßenden Häuser und brachten alle Lebensmittel, deren sie in den benachbarten Kolonialwarenhandlungen habhaft werden konnten, nach der Zitadelle, während gleichzeitig ihre Späher das Stadtviertel abriffen, um ein Ausrücken der Regierungstruppen sofort melden zu können.

Angstlich erwartete man den Beginn der Feindseligkeiten. Aber Stunde auf Stunde verrann und kein Schuß erkönte. Da begannen denn allerhand Gerüchte in der Stadt herumzuschwirren. Die einen be-



haupteten, die auswärtigen Diplomaten hätten auf Madero eingewirkt. Die andern sagten, zwischen den kampfbereiten Parteien sei ein Abkommen getroffen und dergleichen mehr.

Mit Bestimmtheit ging das Gerücht um, Felix Diaz hätte im Auto die Zitadelle verlassen, um sich mit Huerta in der Konditorei „El Globo“ zu treffen. Richtig war, daß Diaz mit einem Abgesandten Huertas verhandelt hatte.

Während der Nacht war die Hauptstadt in völliges Dunkel gehüllt, da die Straßenbeleuchtung nicht funktionierte.

Am Dienstag, den 11. Februar, um 10.20 Uhr vormittags, begann endlich das lang- erwartete und -befürchtete Bombardement der Zita- delle, eine Farce, weil der hinterlistige Huerta die ihm nicht ganz sicher ergebenen Truppen durch militärisch völlig unmögliche Aufgaben langsam vernichten ließ und gar nicht die Absicht hatte, die Zitadelle wirklich zu nehmen.

Beide Teile hatten Verstärkungen erhalten und knallten mit Kanonen, Maschinengewehren und Flinten acht Stunden lang aufeinander los. In der Stadt herrschte Furcht und Entsetzen, denn niemand konnte sich für sicher halten, da verlorene Kugeln bis in die entferntesten Stadtteile flogen und verschiedene Ge- bäude im Zentrum von Granaten und anderen Ge- schossen zertrümmert wurden. Am allerschlimmsten waren natürlich diejenigen Leute daran, welche den Stadtteil bewohnten, in dem die Zitadelle lag. Wer nicht rechtzeitig geflohen war, sah sich häufig mitten in den heftig hin- und herwogenden Kampf verseht oder mußte jeden Augenblick gewärtig sein, ein Opfer des furchtbaren Geschosshagels zu werden.

Das blutige Ereignis dieses Tages war die Hin- melung eines Regiments Landgendarmarie (Rurales), die in geschlossenen Schwadronen die nach der Zita- delle führende Straße hinaufsprengten, wo sie von den Maschinengewehren der Zitadelle geradezu nieder- gemacht wurden.

Wir standen bis an die Knöchel im Blute.



Postgebäude



Rathaus in Guadalajara

An diesem Tage fand eine zweite Verabredung Huertas mit den Aufständischen statt, in welcher der Verräter die Gefangennahme des Präsidenten „zur rechten Zeit“ zusicherte.

Mittwoch, den 12. Februar.


Um sieben Uhr morgens begann der Kampf von neuem, so daß die geängstigten Bewohner kaum Zeit hatten, sich mit den notwendigsten Lebensmitteln zu versehen.

Die hauptsächlichsten militärischen Ereignisse waren die teilweise Zerstörung des Belem-Gefängnisses und die Einnahme des 6. Polizeikommissariats von seiten der Rebellen, sowie dessen Wiedereroberung. Um dieses letztere Gebäude, dessen hochragender Turm einen guten Verteidigungs- und Beobachtungspunkt bildete, wurde heiß gekämpft. Noch lange nach den zehn Schreckenstagen zeigte man sich einen Zivilisten, welcher auf Seiten der Aufständischen in jenem Turme mitgekämpft und als einziger Überlebender aus dem Handgemenge entkommen war.

Bei der Zerschlagung des alten Gefängnisgebäudes wurde ein Teil der Häftlinge getötet; als aber in eine der Mauern eine große Bresche geschossen worden war, gelang es vielen zu entkommen, und der Rest verstärkte die Reihen der Zitadellenverteidiger, was leicht zu bewerkstelligen war, da das Gefängnis nahe der Zitadelle lag. Ein spanischer Verbrecher soll sich als Artillerist bei den Rebellen besonders hervorgetan haben. Um alle Spuren der Vergangenheit zu verwischen, verbrannten die ausgebrochenen Gefangenen unter der Leitung eines Bankfälschers das gesamte Archiv der Strafanstalt.

Ohne irgendwelchen Erfolg beschloß der General Angeles von der Eisenbahnstation Colonia aus die Festung der Militärrevolutionäre. Hier bekam der belgische Gesandte eine Kanonenkugel in das Dach seines Hauses und ein junger Deutscher rettete den zitternden Diplomaten im Auto aus der Gefahrenzone.

Während des Tages gab es eine Ruhepause, weil einige fremde Diplomaten auf der Festsetzung einer



neutralen Zone bestanden. Speziell der amerikanische Gesandte, Mr. Henry Lane Wilson, der sich schon mit Huerta ins Einvernehmen gesetzt hatte, versuchte dem Präsidenten Schwierigkeiten zu bereiten.

Viele Bewohner der gefährdeten Viertel hatten sich mit Kind und Kegel in Kellern und anderen bombensicheren Orten verkrochen. Andere benützten eine nächtliche Ruhepause, um nach weniger gefährdeten Straßen oder den Vororten zu fliehen.

Donnerstag, den 13. Februar.

An diesem Tage erreichte das Bombardement seinen Höhepunkt, und seine Folgen waren besonders im Zentrum und in der Kolonie Juarez (einem der vornehmsten Stadtviertel) zu spüren. U. a. fiel auch eine Granate in das „Deutsche Haus“, dem Sammelplatz der Deutschen der Stadt Mexiko. Trotzdem richtete das stundenlang unterhaltene Feuer nur geringen Schaden in der Zitadelle an. Dies erklärte sich später damit, daß der neue Artilleriechef, Oberst Guillermo Rubio Navarrete, von Huerta den geheimen Befehl erhalten hatte, nicht auf jenes Gebäude selbst zu schießen.

Hingegen gelang es den Aufständischen, einige Granaten in den Nationalpalast zu werfen, die mehrere Soldaten töteten und Materialschaden verursachten.

In der Nacht waren die Straßen vom Feuer der Scheiterhaufen erhellt, auf denen die Abfälle und ein Teil der Leichen verbrannt wurden.

Spät nachts hatte der amerikanische Gesandte mit dem General Huerta eine Unterredung, in welcher letzterer erklärte, „für übermorgen wäre alles erledigt“.

Freitag, den 14. Februar.

Henry Lane Wilson, der trinkfeste Vertreter der Interessen Onkel Sams in Mexiko, tat sein Möglichstes, um seinem Kumpanen Huerta zu helfen. So hatte er versucht, eine gemeinsame diplomatische Aktion aller Gesandten zustande zu bringen, welche Madero die Abdankung nahelegen sollten. Mit diesem Gedanken hatte er aber nur beim belgischen Vertreter Glück gehabt. Immerhin

gelang es ihm aber, den greisen spanischen Gesandten Cologan als Vermittler zwischen der Regierung und den Revolutionären nach der Zitadelle zu senden.

Einen politischen Fehler beging auch der vertrauensfelige Madero dadurch, daß er den konservativ-klerikalen Juristen De la Barra mit Vermittlungsvorschlägen betraute. Die Militärverschwörer mußten darin ein Zugeständnis der Schwäche erblicken. Und da sie von Huerta nichts zu befürchten hatten, antworteten sie hochmütig ablehnend, sie könnten sich auf Verhandlungen nicht einlassen, so lange der Präsident und der Vizepräsident nicht zurückträten.


Dem geriebenen amerikanischen Diplomaten Henry Lane Wilson war es auch gelungen, den Minister des Auswärtigen, Lascurain, Furcht mit einer drohenden Intervention einzuslößen und dieser berief daraufhin den Senat zu einer Beratung zusammen. Dieser Körperschaft, die sich größtenteils noch aus alten Porfiristen zusammensetzte, war natürlich nichts willkommener, als den ihr verhaßten Präsidenten zu stürzen und bald einigten sich diese braven Vertreter dahin, auf der Abdankung Maderos zu bestehen.

Während des Tages war das nutzlose Bombardement fortgesetzt worden und hatte weitere Opfer an Menschenleben gefordert. In der Zitadelle aber war man gefrost und guter Dinge; die Soldaten ließen Feliz Diaz und ihre übrigen Führer hochleben und feierten ihren nahe bevorstehenden Triumph bei ausgelassenen Gelagen.

Samstag, den 15. Februar.

Nach mehrstündiger Beratung schickten die fünf- und zwanzig Senatoren, welche sich versammelt hatten, gegen 11 Uhr vormittags eine Kommission nach dem Nationalpalaste, um dem Präsidenten den Rücktritt naheulegen. Ernesto Madero, ein Verwandter des Präsidenten, erklärte ihnen, daß dieser nicht empfangen könne, da er sich nach der Feuerlinie begeben habe; daß er aber nicht von seinem Posten zurücktreten werde, und daß die Drohung einer Intervention nur eine Erfindung ängstlicher Gemüter sei.





Sonntag, den 16. Februar.

Nach einer neuen Besprechung Huertas und Wilsons gelang es dem letzteren, einen mehrstündigen Waffenstillstand zu erzielen.

Große Freude bemächtigte sich der Bewohner der Stadt, als sie zum ersten Male seit einer Woche ohne Gefahr aus den Häusern gehen konnten. Man suchte sich gegenseitig auf und jeder erzählte seine Erlebnisse. Die Optimisten meinten, der Waffenstillstand sei sicherlich die Einleitung zur endgültigen Beilegung des Kampfes, andere dagegen suchten den Waffenstillstand zu benutzen, um sich schnell zu verproviantieren, so gut es gehen wollte.

Aber dadurch, daß man sich gegenseitig aussprechen und seine Vermutungen und Befürchtungen austauschen konnte, wurden auch viele kopfscheu gemacht, die sich bisher ruhig in ihren Häusern aufgehalten hatten. Besonders griff die Aufregung in der Colonia Roma um sich, wo sehr viele Ausländer wohnten. Dort ging nämlich das Gerücht um, nach Ablauf des Waffenstillstandes würden die Regierungstruppen das Bombardement von der großen eisernen Stiergefechtsarena aus wieder eröffnen und da diese Plaza de Toros inmitten der Colonia Roma lag, so war die Panik, die unter der dortigen Einwohnerschaft ausbrach, begreiflich. Die meisten Familien überließen ihre Wohnungen mit allem, was darinnen war, ihrem Schicksal und flüchteten nach den Vororten, wieder andere suchten mit dem Zuge, welcher auf Betreiben der fremden Diplomaten bereitgestellt wurde, die Stadt zu verlassen und nach Orizaba oder Veracruz zu gelangen, doch war ein Fortkommen aus Mexiko infolge des allgemeinen Wirrwarrs sehr schwierig und gar Kutschen oder Wagen für den Transport von Hausrat fast nicht aufzutreiben. Um die Verwirrung vollständig zu machen, waren an manchen Orten die Straßenübergänge militärisch abgesperrt, so daß viele Zivilpersonen ratlos umherirrten und die kostbaren Stunden der Gefechtspause mit nutzlosem Hin- und Herrennen vergeudeten.


Der Waffenstillstand war bis 6 Uhr abends festgesetzt worden, aber aus einem nicht sicher ermittelten Grunde fing das Feuer um 2 Uhr schon wieder an. Die Hauptstädter, die kaum aufgeatmet hatten, sahen sich von neuem inmitten der Kriegsgreuel.

Die Senatoren berieten abermals und setzten sich mit dem General Blanquet, einem guten Freunde Huertas und mit diesem selbst ins Einvernehmen. Huerta nahm den Wunsch der Senatoren entgegen, dem Präsidenten angesichts der Sachlage den Rücktritt zu empfehlen, meinte aber, daß dieser nicht gehen werde und es deshalb besser wäre, eine praktischere Lösung zu suchen. Zugleich stellte sich der Verräter dem Senate zur Verfügung. Dies sind die öffentlich bekannt gewordenen Daten. Zweifellos sind aber noch weitere Einzelheiten erörtert und ein förmlicher Pakt geschlossen worden.

Die Freunde der Regierung begannen die Verfolgung der Felixisten; auch die Überwachung und Geheimhaltung der militärischen Maßnahmen wurde angestrebt, kam aber bei dem geheimen Widerstande der verräterischen Generale zu keinem Resultat.

Huerta ließ in einem abgelegenen Zimmer des Nationalpalastes den jungen Hauptmann Vidal Enriquez ermorden, der ihn augenscheinlich durchschaut hatte und seine zweideutigen Maßnahmen zu durchkreuzen versuchte. Der grausame General ließ dann das Gerücht aussprengen, Enriquez habe sich selbst erschossen.

Für Montag, den 17. Februar hatte Huerta alles vorbereitet, um seinen schändlichen Plan zur Ausführung zu bringen. Es scheint aber, daß er im letzten Moment doch Bedenken oder Gewissensbisse bekam, denn er suchte nach einer Person der Körperschaft, auf die er die Verantwortung für seine Tat abwälzen könnte. Womöglich wollte er seinem egoistischen Handeln noch das Mäntelchen des Patriotismus umhängen. Er hatte deshalb Unterredungen mit allen möglichen Politikern und Diplomaten, denen er die militärische Lage grau in grau schilderte.



Schließlich mußte er sich doch aber selbst zum Handeln entschließen, denn seine Lage wurde immer bedenklicher und er lief Gefahr, seinen ganzen schönen Plan zusammenbrechen zu sehen. Selbst der kindlich vertrauende Präsident begann an der Treue des Militärs zu zweifeln und machte ihm Vorwürfe, weil er den versprochenen Sturm auf die Zitadelle immer noch nicht unternommen habe.

Vom Präsidenten Taft war ein beruhigendes Telegramm eingelaufen, wonach eine Aus-schiffung amerikanischer Seeleute nicht beabsichtigt sei.

Dienstag, den 18. Februar.

In der Stadt lief das Gerücht um, daß ein neuer Waffenstillstand abgeschlossen wäre, der um 2 Uhr nachmittags ablaufe. Trotzdem hört man ferne denselben andauernden Kanonendonner der vorhergehenden Tage und von Zeit zu Zeit wird ein Maschinengewehr in Tätigkeit gesetzt.

Es vergehen fünf Minuten, ohne daß irgendein kriegerisches Geföse zu hören ist. Durch die Avenidas del Cinco de Mayo, San Francisco und die Straßen um den Nationalpalast spazieren die Leute, als ob sie entschlossen wären, die Einkreisung zu durchbrechen, in der sie sich während der zehn Tage einer Danteschen Hölle befanden. Aber die Straßen werden schnell wieder leer, als um 10 Uhr vormittags von der Zitadelle aus ein entschlossenes Bombardement auf den Nationalpalast anhebt.

Von 10—11 Uhr fallen ungefähr 40 Granaten in der Nähe der Wohnung des Präsidenten nieder. Von da ab bis 2 Uhr nachmittags wird das Gewehrfeuer und der Kanonendonner immer schwächer; der Zeitraum zwischen zwei Schüssen wächst bis auf dreißig Minuten. Um 3 Uhr brachte ein Automobil nach dem Parkplatze des Stadtviertels Santa Maria die Nachricht, die sich mit Winde-seile weiter verbreitete: „Madero ist gefangen!“

Schon früh am Morgen hatten sich mehrere konservative Senatoren im Nationalpalaste eingefunden, um auf den Präsidenten einzuwirken. Dieser wies

das Unsinnen zurück, seinen Posten aufzugeben, da nach einem Telegramm, das er vorlegte, jede Gefahr einer amerikanischen Intervention ausgeschlossen sei. Bei dieser Gelegenheit bekannte Huerta, daß einige Senatoren versucht hatten, ihn aufzustacheln, damit er den Präsidenten zum Rücktritt zwingt. „Über machen Sie sich nichts daraus,“ schloß er im Kasernenhofston, „da sind ein paar . . . !“

Bald nach dem Mittagessen, als sich der Präsident mit seinen Ministern und einigen anderen Herren in Beratung befand, erschien der Oberstleutnant Jimenez Riveroll, um den Präsidenten unter einem Vorwande in ein Nebenzimmer zu locken und festzunehmen. Madero merkte aber die Absicht und begab sich nach dem Salon zurück, gefolgt von einem Peloton Soldaten, die in den Nebenraum eingedrungen waren. Einem Adjutanten des Präsidenten gelang es für einen Augenblick, die Soldaten zur Räumung des Zimmers zu bestimmen. Bald aber gewann Jimenez Riveroll wieder die Oberhand und befahl seinen Leuten: „Legt an, — Feu . . .“ In diesem Augenblicke stürzte der Verräter, von einer Revolverkugel eines zweiten Adjutanten durch den Kopf geschossen zu Boden.

Die Soldaten schossen nun blind drauflos. Fenster-scheiben und Möbel wurden zertrümmert, Marcos Hernandez, der sich schützend vor den Präsidenten gestellt hatte, fällt tot um und auch den zweiten Befehlshaber des Pelotons trifft eine sichere Kugel. Eine furchtbare Verwirrung herrscht für einige Minuten in dem Raume.

Der Präsident hatte jetzt die Berechtigung des Verdachtes seiner Freunde begriffen und wandte sich mit einer kurzen Ansprache aus dem Fenster an die untenstehenden ihm ergebenen Truppen, die ihm freudig ihre Treue versicherten. Immer noch nicht von der Untreue Huertas überzeugt, machten sich die Überfallenen auf die Suche nach ihm, um von ihm eine Erklärung über das Vorgefallene zu erlangen. Madero selbst stieg im Fahrstuhl nach unten, wo er auf einen Trupp Soldaten vom 29. Bataillon stieß, die er zur

Treue ermahnte, da er ihr rechtmäßiges Staatsoberhaupt sei.

In diesem Moment trat der General Blanquet mit erhobenem Revolver auf Madero zu und forderte ihn auf, sich zu ergeben.

„Sie sind ein elender Verräter!“ schleuderte ihm der Präsident ins Gesicht.

Der brutalen Gewalt nachgebend, ließ sich Madero in die Militärkommandantur abführen, wo die übrigen Minister schon eingekerkert waren mit Ausnahme des Ingenieurs Bonilla, dem es gelungen war, zu entfliehen.

Während sich diese Szenen im Nationalpalaste abspielten, ging der General Huerta nach dem Restaurant „Gambrinos“, wo Gustavo Madero, der Bruder des Präsidenten, an einem intimen Bankett zur Feier der Beförderung eines befreundeten Politikers teilnahm. General Huerta ließ Don Gustavo und seine Begleiter um 1 Uhr 50 Minuten nachts festnehmen, binden und in einem Nebengebäude scharf bewachen.

So sah sich dieser Unmensch am Ziele.

Er richtete eine lügenhafte Proklamation an das Volk und eine andere offizielle Mitteilung an die schon längst unterrichtete amerikanische Gesandtschaft. Der Gesandte schickte zwei Antwortnoten, eine als Vertreter des diplomatischen Korps und die andere als Repräsentant der Vereinigten Staaten von Nordamerika. In beiden Schriftstücken sagte er, daß er von dem Vorgefallenen Kenntnis nimmt und dem General Huerta seine Hilfe anbietet, um die Republik wieder auf den Weg der Ordnung zu bringen.

Nur eine Schwierigkeit gab es noch, sich mit Felix Diaz, den ursprünglichen Führer der Militärrevolte, ins Einvernehmen zu setzen. Auch das gelang dank der vortrefflichen Mitarbeit Seiner Erzellenz, des amerikanischen Botschafters. In der Gesandtschaft umarmten sich beide brüderlich, nachdem sie sich im Moment zuvor mit haßerfüllten Augen nahezu verschlungen hatten.

Huerta hatte jetzt nicht nur seinen Wohltäter Madero verraten, sondern auch seinen Kameraden um die Frucht seiner Verschwörung gebracht.

Der Präsident und der Vizepräsident der Republik verblieben in den unteren Räumlichkeiten des Nationalpalastes, von Wachen umgeben. Die Minister Lascurain und Hernandez wurden auf Ehrenwort in Freiheit gesetzt. Dem Finanzminister Ernesto Madero und Herrn Garza gelang es zu entfliehen, während der Kriegsminister sowie der Minister der öffentlichen Arbeiten in einem andern Teile des Gebäudes festgehalten wurden.

Huerta, der neue Exekutivchef aus eigener Machtvollkommenheit, wandte sich dann an die Staatsgouverneure und den Kongreß, indem er sie aufforderte, die gegenwärtige Lage zu besprechen.

Einige Minuten nach 5 Uhr nachmittags verkündeten die Glocken der Kathedrale den Regierungswechsel. Als ob sie aus der Erde gewachsen wären, kamen aus allen Richtungen der Stadt Tausende von Menschen zum Vorschein, die nach dem Zentrum eilten. Die Straßen waren so überfüllt wie an Festtagen und man umarmte sich gegenseitig, indem man sich allgemein beglückwünschte. Die Stadt atmete wieder auf.

Als es Nacht wurde, sah man nach dem Süden zu eine ungeheure Feuersbrunst; der Pöbel hatte die Bureaus und die Druckerei des Majoritätischen Blattes „La Nueva Era“ (Die neue Era) und das Privathaus Maderos angezündet und die herbeieilende Feuerwehr gewaltsam am Löschen verhindert.



Wie es meinen Freunden während der zehn Schreckenstage erging.



Allen denen, welche die zehn Schreckenstage, die „Decena tragica“ mitgemacht haben, werden diese Tage fürs ganze Leben unauslöschlich im Gedächtnis haften. Hatte doch jeder einzelne seine besonderen Abenteuer zu bestehen. Wollte ich alle persönlichen Erlebnisse meiner Bekannten schildern, was ohne Zweifel recht interessant wäre, würde ich viele Bände zu füllen haben.

Ich glaube jedoch, daß es sich meine Leser gerne gefallen lassen werden, wenn ich wenigstens einem der Augenzeugen des Bombardements hier noch das Wort gebe und im nachstehenden die mir zur Verfügung gestellten Briefe veröffentliche, welche einer meiner Freunde während der zehn Schreckenstage an seine Angehörigen sandte. Wenn diese Schilderungen auch nur rein persönlichen Charakter tragen und bloß indirekt mit dem Inhalt dieses Buches zusammenhängen, so tragen sie doch dazu bei, dem Leser das Bild jener Tage noch anschaulicher zu gestalten und ihm einen kleinen Einblick zu gestatten, wie die neutrale Bevölkerung und besonders Angehörige der deutschen Kolonie in Mexiko diese Zeit verlebten.

★

Mexiko, den 11. Februar 1913.

Revolutionssferien! — —

Unter dem Donner der Kanonen klappere ich diese Zeilen herunter. Nichts ist fürchterlicher als die Ungewißheit, in der wir uns befinden, aber hoffentlich wissen wir bis heute abend, woran wir sind.

Vorgestern früh ging die Geschichte los. Es war ein lachender, sonniger Sonntag, wie wir sie hier während der Trockenheit gewöhnt sind. Friedlich und ahnungslos saß ich auf dem Dache meiner Wohnung in Tagubana, mein gewohntes Sonnenbad nehmend. Charley, mein getreuer Wäsche-Chinese, war der erste, von dem ich erfuhr, daß etwas Außerordentliches los sei. Er kam wie gewöhnlich, um die Wäsche abzuholen. Lakonisch meinte er: „Mucha levolution en Mexiko“, und als ich nicht recht verstand, was er wollte und ihn deutlicher zu verstehen trachtete, wiederholte er immer wieder: „mucha levolution, mucha levolution“. Wieder und wieder suchte ich mir klar zu machen, was der Sohn des himmlischen Reiches mit der „levolution“ meinte, aber vergebens; ich hatte ohne dies die Absicht gehabt, nach der Stadt zu gehen und so machte ich mich schnell entschlossen fertig, um dort womöglich Näheres zu hören. Unten im Garten spielten die Kinder des Hausherrn und als sie mich sahen, kamen sie gelaufen und erzählten, Papa sei vorhin weg nach der Stadt, man habe ihm gesagt, Präsident Madero sei gefangen genommen. Mehr war auch aus den Kindern nicht herauszubringen. Aber ich wußte jetzt, daß irgend etwas Politisches in der Stadt vor sich gegangen sei und eilte nach der nächsten Haltestelle der elektrischen Bahn, um so schnell wie möglich nach dem Zentrum zu gelangen. Allein es gab schon längst keine Straßenbahnen mehr; an der Station standen viele Menschen, die gleich mir gerne nach der Stadt gefahren wären, wenn nur ein Zug gekommen wäre. Aus ihren Reden konnte ich jedoch immerhin entnehmen, daß in der Frühe Felix Diaz aus dem Gefängnis ausgebrochen sei und einen regelrechten Aufstand inszeniert habe. Da litt es mich nicht länger. Schnell entschloß ich mich, den etwa eine Stunde weiten Weg nach der Stadt zu Fuß zurückzulegen.


Zunächst war nichts Verdächtiges zu sehen oder zu hören; nur auffallend wenig Menschen zeigten sich auf den Straßen. Erst als ich den Paseo de los Hombres Ilustres entlang lief, hörte ich lebhaftes Gewehrfeuer. Gleichzeitig kam auch in entgegengesetzter



Richtung, also aus der Stadt, ein Mann, und beim Näherkommen erkannte ich in ihm einen guten Bekannten, den deutschen Professor Herrn R., der in Tagubana in derselben Straße wohnte wie ich. Natürlich wollte ich den Moment benützen, um näheres über die Vorgänge von ihm zu vernehmen und erfuhr, daß in diesem Augenblick Feliz Diaz die Zitadelle stürme, und daß auch um den Nationalpalast gekämpft werde. Da es der Herr Professor sehr eilig hatte, zu seiner Familie nach Hause zu kommen, verabschiedeten wir uns kurz. nachdem ich ihm noch versprochen, bei meiner Rückkehr in seinem Hause vorzusprechen und ihm zu erzählen, was ich gesehen und erlebt. In beschleunigtem Tempo lief ich der Stadt zu. Schon schwirrten verirrte Kugeln durch das Geäst der Bäume und beim „Caballito“ angelangt, sah ich auch einen Trupp versprengter Kavallerie und ein herrenloses, scheu gewordenes Pferd. Zwei der Soldaten suchten sich, da sie scheinbar abgeschnitten waren, in einen Hausgang zu retten. Ich aber machte, daß ich nach unserem Geschäft kam, denn am meisten interessierte mich zu erfahren, wie es dort aussah; lagen doch unsere Bureaus in nächster Nähe der Avenida del Cino de Mayo, also dicht beim Schauplatz des Kampfes um den Nationalpalast. Glücklicherweise angekommen, schlüpfte ich durch die vorsichtig geöffnete Haustüre, die der Portier alsbald hinter mir wieder schloß. Zu meiner Freude fand ich meine beiden Kollegen, die im Hause selbst wohnten, vor. Sie erzählten mir, wie sie am frühen Morgen einen Ausflug unternehmen wollten und kaum das Haus verlassen hatten, als sie in eine fürchterliche Schießerei gerieten. Ein Offizier der anrückenden Regierungstruppen hatte sie gefragt, ob die Ausländer seien, und als sie das bejahten, sagte er ihnen in freundschaftlichstem Tone: „Dann meine Herren verschwinden Sie bitte schleunigst, denn es wird gleich losgehen!“ In der Tat fiel auch in diesem Augenblick ein wahrer Kugelregen auf die Straße nieder. Im Nu lag das Pflaster voll Verwundeter und Toter. Doch meine beiden Kollegen konnten zum Glück unverseht die Haustür gewinnen und sich in Sicherheit bringen.

Aber man kann sich denken, wie sich die beiden aufgeregt hatten. Indessen war bei meiner Ankunft alles bereits wieder ruhig geworden, der Angriff auf den Nationalpalast war fehlgeschlagen und der große freie Platz vor demselben von treugebliebenen Truppen abgesperrt. Man sagte, daß der Präsident Madero im Palaste anwesend sei. So mußte ich denn einsehen, daß ich leider zu spät gekommen war und daß es nichts weiter Interessantes zu sehen gab. Nachmittags vernahm man in der Richtung der Zitadelle nochmals Gewehrfeuer, im übrigen aber verlief der Sonntag ruhig und viele glaubten heute noch, daß nun alles vorbei sei. Es kam aber anders, und zwar ganz anders.

Ich pilgere jetzt jeden Abend zu Fuß nach Tagubana (denn Züge verkehren nicht), und wandere des Morgens wieder nach der Stadt ins Geschäft, obwohl kein Mensch an Arbeiten denkt. Gestern verging der ganze Tag ohne nennenswerte Ereignisse. Beide Parteien warteten anscheinend auf Verstärkung. Mit dem Hin- und Herlaufen verliere ich täglich mindestens drei Stunden, aber ich kann dabei die beiden Heerlager beobachten, soweit die Posten einen heranzulassen. Heute früh, als ich an der Zitadelle vorbeikam, standen sich die beiden Feindesgruppen schon auf Rufweite gegenüber, so daß wir Nichtkombattanten erst mit dem einen, dann mit dem andern uns unterhalten konnten. Um halb elf Uhr ungefähr ging dann endlich der Tanz los. Wir standen auf dem flachen Dach unserer Firma, konnten aber wenig sehen, weil sich die Kämpfe in ziemlicher Entfernung abspielten. Wir hörten nur die Kanonade. Um ein Uhr ging ich wie gewohnt zum Mittagessen, es war aber fast niemand dort erschienen. Das Schießen dauert zurzeit immer noch an, wenn auch viel schwächer als Vormittags. Gerüchtweise verlautete, Präsident Madero sei im Nachteil, und die Aufständischen beschossen schon Chapultepec. In dem von den Kanonen bestrichenen Teil der Stadt muß es wüst aussehen. Da meine Privatwohnung hinter Chapultepec liegt, so wäre es immerhin leicht gewesen, daß verirrte Geschosse bis dorthin geflogen sind. Solange die Felixistas noch nicht eingeschlossen sind, hoffe ich,



heute abend alles unverfehrt vorzufinden. Wahrscheinlich muß ich aber auf einem großen Umwege nach Tacubaya zurück, denn auf der direkten Straße sollen die Regierungstruppen Aufstellung genommen haben.

Mit den Chefs verkehren wir nur telephonisch. Sie find beide zu Hause geblieben und klingeln fleißig an, um von uns neues zu erfahren; wir wissen aber selber auch weiter nichts, als was an Gerüchten umherschwirrt. In Tacubaya, Mircoac und San Angel fürchteten viele Leute, die Zapatistas könnten vom Ajusco her anrücken, aber bis jetzt find nur reguläre Truppen gekommen. Wenn weiter keine Komplikationen entstehen, muß sich alles sehr bald entscheiden. Falls sich jedoch die Geschichte in die Länge ziehen sollte, befürchtet man nach den Schritten des amerikanischen Botschafters, daß die Amerikaner Truppen landen wollen, man sagt auch, daß Kriegsschiffe von allen Seiten unterwegs find. Obgleich die Stadt ohne allen polizeilichen Schutz geblieben ist, verhält sich das Volk merkwürdig ruhig und gesittet. Die wenigen Menschen, die sich auf die Straße wagen, benehmen sich durchaus korrekt, so daß man kein Gefühl der Unsicherheit hat. Wir haben im Geschäft die deutsche Flagge gehißt, obgleich das wahrscheinlich keinen großen Zweck hat. Ab und zu setzt ein Automobil durch die Straßen, um die Verwundeten und Toten wegzuschaffen, sonst ist der Wagenverkehr gleich' null. Von der Außenwelt find wir natürlich ganz abgeschlossen; keine Post, keine Telegramme. Die regierungsfeindlichen Zeitungen find verschwunden, denn das Volk hat die Redaktionsstuben niedergebrannt. Die regierungsfreundlichen Blätter erscheinen zwar, aber in sehr verkürzter Form und bringen natürlich nicht sehr viel neues und zuverlässiges. Es wäre fatal, wenn die Lage noch lange anhalten würde, da dann die Lebensmittel ausgehen dürften. Auch die Bestattung der Toten kann in diesen anormalen Zeiten nur sehr mangelhaft vor sich gehen und von Geschäft kann in diesen Tagen unfreiwilliger Ruhe natürlich keine Rede sein, und wenn ich trotzdem täglich ins Bureau komme, so geschieht es lediglich, um mit den Kollegen, die dort wohnen, zusammen zu sein.

Meriko, den 12. Februar 1913.

Seit gestern vormittag haben sich die beiden Parteien an den Köpfen. Es ist unerhört, was hier vorgeht. Man denke: mitten in einer Großstadt von einer halben Million Einwohner geht eine Kanonade los, mit Schrapnells, Maschinengewehren und kleinkalibrigem Gewehrfeuer. Dazwischen dröhnt schweres Geschütz, und das alles fliegt zum größten Teil unter friedliche Bürger; so was war doch sicher nicht da, seit die Weltgeschichte existiert.

Der Verräter General Felix Diaz fühlt sich anscheinend sehr sicher in der Citadelle und ließ die Föderales ruhig herankommen. Da er Geschütze und Munition in Hülle und Fülle, sowie die aufständischen Artilleristen bei sich hat, so war es, wenn nicht eine abgekartete Geschichte, ein ziemlich unsinniges Unterfangen der Regierungstruppen, ihn anzugreifen. Er hat sie denn auch zweimal mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Natürlich, wer kann in einer engen Straße gegen Maschinengewehre Sturm laufen

Abends ging ich trotz des Schießens mit meinem Freunde G., der mich ein Stück Wegs begleitete, nach Tacubaya zurück. Wir mußten große Umwege machen, so daß ich zwei Stunden brauchte, um nach Hause zu kommen. An den Straßenübergängen mußten wir erst vorsichtig rekognoszieren, ob wir passieren konnten. An vielen Stellen konnten wir die Verheerungen sehen, welche die Kanonen an den Häusern angerichtet hatten. Nicht einmal zu einem kurzen Waffenstillstand kam es zwischen den beiden Parteien, um die Toten auf die Seite zu schaffen und die Verwundeten zu verbinden. Die letzteren lagen einfach auf dem Boden, da wo sie gefallen waren, und verbluteten natürlich in der Mehrzahl der Fälle. Es ist unbegreiflich, daß Offiziere ihren Eid so weit vergessen konnten und so etwas anstifteten. Man denke sich einmal, daß der Kommandeur des Gardekörps mit irgendeinem Entschluß des Kaisers nicht zufrieden wäre und sich einfach gegen seinen Landesherrn, dem er bis zum Tode verpflichtet ist, auflehnen wollte und dessen Truppen zum Treubruch verleiten würde.



Um sieben Uhr war ich glücklich in meinen vier Wänden in Tagubana und legte mich frühzeitig zu Bett. Das Nichtstun während des Tages und das Hin- und Hergehen morgens und abends macht viel mehr müde, als wenn man während seiner Bureauzeit tüchtig arbeiten würde.

Heute früh, als ich aufwachte, donnerten schon wieder die Kanonen. Ich überlegte, ob ich in Tagubana bleiben oder versuchen sollte, wieder nach der Stadt zu kommen. Aber es leidet einen ja doch nicht zu Hause. Die Unruhe und die Neugier sind stärker. So machte ich mich also gegen neun Uhr auf den Weg. Zunächst suchte ich in Tagubana bei den Nachbarn etwas Neues zu erfahren, man vernahm aber nichts Vernünftiges und die paar mageren Zeitungen, die sich nach dem Vorort verirrt hatten, waren natürlich längst vergriffen. Die wenigen Zeitungsjungen, die ihrem Gewerbe noch nachgehen, lassen sich das fünffache bezahlen, obgleich die Zeitung kaum die Hälfte ihres früheren Umfanges hat. Auch die Lebensmittel kosten durchschnittlich bereits das Doppelte, wenn sie überhaupt zu erlangen sind. Zum Glück kann man vorläufig noch Brot und Orangen kaufen, was für uns genügsame Naturmenschen ausreicht, und mittags setzt uns unser Nährvater, der gute Papa Sch., noch immer das gewohnte Essen vor, was ich ihm hoch anschlage. Gestern war ich der einzige an unserm Stammtisch und heute werden die Genossen wohl auch ausbleiben.

Zunächst gehe ich nun die altbekannte Straße längs an der Chapultepec vorbei. Die Kadetten hatten die Zugänge zu Park und Schloß besetzt, so daß ich vermute, Präsident Madero sitze wieder auf dem Schlosse. Weit kam ich übrigens nicht auf dem geraden Wege. Ich lief am Straßenbahngleise entlang; an geschützten Orten standen Gruppen von Leuten, die sich das Bombardement der Stadt betrachteten. Wir sahen die Geschosse und die Rauchwolken, die sie hinterließen. Deutlich konnte man die Schüsse aus den großkalibrigen Geschützen, die Mitrailleusen, die Schrapnells und das Kleingewehrfeuer am Knallen unterscheiden. Drüben auf der Chaussee, dem „Paseo de los Hombres



Westviertel von Mexiko



Romakolonie in Guadalajara

„Ilustres“, sah man die Ordonnanz und Kadetten hin und herlaufen, auch standen kleine Abteilungen von Föderales am Wege.

Zur Erläuterung der Situation muß ich bemerken, daß der Hauptkampfsplatz, nämlich die Zitadelle und Umgebung, gerade zwischen Tacubaya und dem Zentrum der Stadt liegt. Um also nach unserm Geschäft zu gelangen, blieb mir bei der Schießerei nichts weiter übrig, als einen riesigen Umweg zu machen, indem ich fast die halbe Stadt umging. Dazu lief ich zunächst über die Felder bis an die Peripherie der Stadt. Am Hospital General bekam ich schon den ersten Vorgeschmack: Eine Kugel kam geflogen und piff mir am Ohr vorbei. Ein Mexikaner, der dicht neben mir ging, machte ihr eine höfliche Verbeugung und sandte ihr ein in der hiesigen Volkssprache sehr häufig vorkommendes Wort nach, das ich hier nicht wiedergeben kann. — Trotz des Schießens stand eine Menge Menschen vor den Häusern. Aber die Hauptschießerei hatte ich glücklich umgangen. Immerhin sah ich überall heruntergefallene Steine und Mörtel, wo die Kugeln eingeschlagen hatten, tote Pferde der Föderals und dergleichen. In der Nähe der Plaza de San Juan, wo ebenfalls viel neugieriges Volk stand, bekamen wir plötzlich Feuer. Ungefähr 15 Schritt vor mir schlug eine Granate in die Hausecke, eine mächtige Flamme lohte auf, Steine spritzten herum und entsetzt floh die Menge in die Häuser. Weitere Geschosse flogen in die nebenstehende Kirche, daß Steine und Ziegel niederprasselten. Als das Feuer etwas nachgelassen hatte, setzte ich meinen Weg fort. Noch einmal kam ich in der Nähe des Geschäftes in eine Straße, die von Gewehrkugeln bestrichen wurde, so daß wir Passanten schleunigst in den nächsten Ausgang flüchteten. So kam ich endlich im Bureau an. Auch über unsere Firma waren die Geschosse hingegangen und meine Kollegen standen auf dem Dache und suchten nach Schrapnellkugeln, um sie als Andenken aufzubewahren.

Wir wissen nun immer noch nicht, wie der Hase läuft. Man sagte, die Regierungstruppen hätten 1000 Mann verloren, und das mag schon wahr sein, denn





Felig Diaz braucht bei diesen Angriffen ja nur mit seinen Kanonen und Maschinengewehren unter die angreifenden Truppen zu schießen, was er ja auch tat, denn von den vielen Kavalleriesoldaten des General Gabriel Hernandez kam kein einziger zurück, die Leute sind wahrscheinlich absichtlich ins Verderben gesandt worden. Nun wird es davon abhängen, was an Verstärkungen von außen kommt, resp. ob diese Verstärkung sich auf die Seite des Verräters Diaz oder des legitimen Präsidenten Madero schlägt unbegreiflich aber leider wahr. Je länger sich Diaz halten kann, desto mehr steigen in gewissen Kreisen hier seine Aktien. Heute erzählt man sich, einige hundert Rurales, des abscheulichen Kampfes müde, seien in der Nacht zum Feinde übergegangen. Das Publikum verhält sich neutral, ist vor Furcht außer sich und hat nur den Wunsch, daß der grauenhafte Zustand ein schnelles Ende nehmen möchte.

12 Uhr. Schon seit einiger Zeit hat das Schießen aufgehört, vielleicht erfahre ich beim Mittagessen Näheres.

Mexiko, den 13. Februar 1913.

Noch immer ging die Schlächterei ihren Gang!

Gestern abend gelangte ich auf großen Umwegen wieder nach Tacubaya. Am Schloß von Chapultepec hielten mich die Kadetten an und fragten, ob ich Waffen trüge. Als ich mich aber als friedfertiger Bürger ausweisen konnte, ließ man mich durch. Aber heute früh wurde ich wieder von den Kadetten visitiert, als ich nach der Stadt ging. Die Jungens scheinen treu über die Sicherheit des Präsidenten Madero zu wachen, der ohne Zweifel auf Chapultepec sitzt. Es war gegen neun Uhr als ich auf einer weit abgelegenen Landstraße mich der Stadt näherte. In der Stadt wütete eine entsetzliche Kanonade, wohl die stärkste seit der Eröffnung der Feindseligkeiten. Das mag ja nett aussehen in der Umgebung der Zitadelle! Sie werden wahrscheinlich all ihr Pulver, das doch für die ganze Republik bestimmt ist, in diesen Tagen verknallen. Die Herren Diplomaten haben bis dato gar nichts ausgerichtet, es geht sie ja eigentlich auch sehr wenig an! Heute früh sah ich

auch den ersten toten Zivilisten, einen Arbeiter, dem die Hirnschale weggeschossen war. Man sagt, morgen kommen amerikanische Kriegsschiffe und dann werden vielleicht gar Truppen gelandet! Es stehen uns also noch schreckliche Tage bevor, denn das Volk wird wahrscheinlich nicht dulden, daß man dem Präsidenten in seine Rechte greift.

Wir Leute von Tagubaya werden auch nach der Beendigung der Kämpfe schlecht daran sein, denn die Linie der elektrischen Bahn ist stark demoliert. Tager langer Reparaturen wird es bedürfen, bis die Bahn wieder fahren wird. Und mittlerweile werden wir zu Fuß hin und hergehen müssen. Netze Aussichten!

Heute morgen in der Herrgottsfrühe kam mein Freund Otto von D. auf meine Wohnung. Er wollte mich zum gemeinsamen Gang nach der Stadt abholen, nachdem wir zwei Tage lang in San Pedro de los Pinos gegessen und nicht zur Wohnung hinausgekommen waren. Da ich aber noch im Bett lag, und er nicht warten wollte, zog er allein los. Zu dieser Stunde hatte das Bombardement noch nicht eingesezt. Am ersten Tage, als man noch Telegramme aufgeben konnte, hatte mein Freund nach Deutschland gekabelt:

„Straßenkampf lebe noch Otto.“


Das war natürlich Unsinn, denn das Telegraphieren hatte nur dann einen Zweck, wenn der ganze Rummel endgültig vorüber war, und zweitens braucht das Telegramm nur verstümmelt anzukommen, dann wissen die Leute drüben erst recht nicht, woran sie sind.

Jetzt hat er mir die Adresse seiner Angehörigen gegeben mit dem Auftrage, falls ihm in der Stadt etwas passieren sollte, wieder zu kabeln. „Machen wir!“ sagte ich, und nagelte auch gleich den eventuellen Text fest:

„Straßenkampf Otto lebt nicht mehr.“

Wie man sieht, ist uns der Humor trotz allem noch nicht ausgegangen.

Im Geschäft langweilen wir uns fürchterlich. Wenn man nicht „Schlachtberichte“ schreibt, hockt man



herum. Nichts ist schlimmer als diese Latenlosigkeit. Von den Chefs hat sich noch keiner blicken lassen, und da seit gestern auch das Telephon nicht mehr funktioniert, so haben wir von dieser Seite völlige Ruhe.

Man glaubt allgemein, daß die unhaltbaren Zustände doch bald aufhören werden. Madero hat heute nacht Verstärkung erhalten, und zwar Artillerie, und morgen sollen auch die amerikanischen Kriegsschiffe kommen. Wenn die Diplomaten Schneid besitzen, so lassen sie keine Truppen landen, wenn sie nicht der prov. Regierung helfen. Es scheint, daß momentan vom Nationalpalast geschossen wird, denn wir hören die Knallerei hier in der Office sehr intensiv und geräuschvoll.

13. Februar 1913
(nachmittags).


Als ich vorhin zum Essen wollte, geriet ich in eine ganz verwickelte Situation. Um an meine Futterstelle zu gelangen, muß ich zunächst $2\frac{1}{2}$ Block geradeaus, dann $2\frac{1}{2}$ Block nach rechts gehen. Durch die Avenida Isabella Catelica kam ich noch gut, aber in der Querstraße kam ich in einen ganz abscheulichen Kugelregen. Das prasselte, schwirrte, pfiff und knallte ringsherum und neben mir, daß es schon nicht mehr schön war. Keine Menschenseele war in der ganzen Straße zu sehen, nur ein verreckter Gaul lag mitten im Wege, und da natürlich alle Haustüren verschlossen waren, war guter Rat teuer. Ich schlängelte mich also, so gut es ging, an den Häusern entlang und drückte mich in die Haustürnischen. Zurück, bleiben oder vorwärtsdringen, alle drei Dinge schienen gleich riskant. Na, dachte ich, wenn schon, denn schon, also vorwärts bis zur Futterstelle. Einmal fiel eine ausgeblasene Granatenhülse mitten auf die Straße, da tat sich nebenan die Haustüre auf und zwei tollkühne junge Leute liefen herzu und rissen sich um die Trophäe. Das Publikum treibt nämlich eine Art Sport, indem es Kugeln sammelt, um später den kommenden Geschlechtern diese Zeugen denkwürdiger Tage vor Augen halten zu können. Schließlich kam ich unverseht an die Haustüre unseres Nährvaters. Da mußte ich erst

tüchtig klopfen, niemand erschien, um aufzutun. Zur gleichen Zeit kam von der anderen Seite her unser Tischnachbar, der 81jährige Herr H., Kassierer des Deutschen Hilfsvereins. Dieser würdige Herr mit Zylinder, schwarzem Fratenrock und Krückstock war auch gerade wie ich in den Kugelregen geraten und sah vor und hinter sich Granaten plätzen, konnte aber mit seinen 81 Jahren natürlich nicht mehr so leichtfüßig durch die Gefahr laufen wie ich. Er war ziemlich echauffiert, als er sich mit mir im Hausgang endlich in Sicherheit fühlte und meinte, wenn er das geahnt hätte, daß der Kram so ungemütlich werden würde, wäre er nicht wegen des Essens hergekommen.

Auf der Treppe hockte ein Kavallerist von den Regierungstruppen. Er erzählte den Umstehenden, wie sie, ungefähr ein Duzend Reiter, Patrouille durch unsere Straße gemacht hätten, als eine Granate mitten unter sie geflogen kam. Fünf von den Reitern wurden von den Säulen gerissen, unter ihnen auch unser Vaterlandsverteidiger. Nachdem ihm das Pferd erschossen, er selber aber wie durch ein Wunder unverletzt geblieben war, drückte er sich in der allgemeinen Verwirrung sachte in unseren zufällig offenstehenden Hausflur. Er hatte nicht die geringste Lust mehr, seine Haut für die gerechte Sache zu Markte zu tragen. Er erzählte, sie hätten seit vier Tagen nichts mehr zu essen bekommen und würden gar zu gerne desertieren oder zu Feliz Diaz übergehen, aber ihre Offiziere paßten höllisch auf und stünden immer mit der Pistole in der Hand hinter ihnen. Unser braver Nährvater gab dem Halbverhungerten und noch am ganzen Leibe Zitternden reichlich zu essen und als ich nachher wieder wegging, da stand der tapfere Militär schon wieder unten im Hausgang und wartete den günstigen Augenblick ab, um ungesehen das Weite zu suchen.

Natürlich hatte auch das Haus unseres Nährvaters etwas abgekiegt, als sich das Bombardement nach seiner Straße richtete. Der Wassertank auf dem Dache war zerschossen und unserer Nährmutter fiel eine Kugel auf den Arm, die aber zum Glück ihre Kraft schon verloren hatte. Die guten Leute sind übrigens





durch die Revolution in einer recht fatalen Lage. Ihr Töchterchen liegt an Blinddarmentzündung darnieder; der Arzt wollte sie nach dem Spital bringen lassen, aber da brach gerade der Aufstand los und jetzt kann weder von Operieren noch Überführen nach dem Spital die Rede sein. Herr Sch. suchte gestern unter Lebensgefahr einen Arzt, aber ohne Erfolg. In diesen anormalen Zeiten ist alles außer Rand und Band, aber: „c'est la guerre!“

14. Februar 1913.

Jetzt dauert die Geschichte schon sechs Tage! Und noch immer stehen wir auf dem status quo. Keine Partei hat nennenswerte Vorteile errungen, und das Schießen geht lustig weiter. Die Föderales werden bei ihren Angriffen weggeknallt, aber natürlich werden auch der Verteidiger der Zitadelle nicht mehr. Man prophezeit und rät und orakelt und kombiniert im Publikum, aber wie die Sache schließlich ausgehen wird, das weiß kein Mensch.

Gestern abend reiste ich mit Otto von O., der mich in der Office abholte, nach Tacubaya. Gewöhnlich wird nachmittags die Kanonade etwas schwächer, aber gerade um halb fünf, als wir aufbrechen wollten, ging der Spektakel wieder mit erneuter Stärke los. Daher mußten wir nolens volens auch heute den großen Umweg über die Calçada de la Veronica machen. O. hatte es sehr eilig und lief mit großen Schritten einher, vertraute sich aber im übrigen ganz meiner Führung an. Da ich jeden Tag zu Fuß nach der Stadt komme, so hatte ich bereits viel erfahren, wie man am besten und ungefährdetsten überall durchkommt. Als wir an dem zerschossenen Kirchturm von San Hipolito und an dem benachbarten, von einer Granate völlig durchlöchernten Hause vorbeikamen, fing Otto an zu rennen. Umsonst suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß diese demolierten Gebäude schon seit zwei Tagen so aussähen. So kamen wir in ziemlich schnellem Tempo an die Chaussee, wo wir außerhalb der Stadt die Richtung nach Chapultepec einschlagen mußten.

„So, jetzt sind wir außer Schießweite,“ sagte ich zu Otto. — „Gott sei Dank!“ atmete der auf. Aber

kaum hatte er das Wort gesprochen, da schwirrte etwas an unseren Ohren vorbei. Es war eine verirrte Kugel, die bis in diese entfernte Ecke der Welt geraten war. Da fing mein Freund an, die Situation zu verwünschen. Knapp einen halben Meter von seinem edlen Haupte entfernt sei die Kugel vorbeigesauft, wenn er das hätte ahnen können, würde er in seinen friedlichen vier Wänden zu San Pedro geblieben sein, und mit Riesenschritten stürmte er Chapultepec zu.


Umsonst versuchte ich, ihn zur Vernunft zu bringen. Es hätte doch keinen Sinn, wegen einer lumpigen, verirrten Flintenkugel so zu rennen; seine hochseligen Ahnen, die womöglich die Kreuzzüge und ähnliche Heldenkämpfe durchgeföchten, würden sich ja in ihren Gräbern herumdrehen, wenn sie sehen könnten, wie der Sproß ihres alten Geschlechtes sich wegen einer harmlosen, verirrten Kugel so alarmiere; auch müsse er, der uns immer von Islam vorschwärme, doch wenigstens soviel Fatalismus besitzen, daß er vor einer Kugel nicht blindlings davonrenne usw.

Aber mein Freund war allen Vernunftgründen unzugänglich. Er hätte keine Lust, sein kostbares Blut hier in dieser mexikanischen Affäre zu verspielen. Er lief mir weit voraus und erst in der Nähe von Chapultepec wartete er, bis ich ihn eingeholt hatte.

Nun kam eine neue Schwierigkeit: die Straße war von den Kadetten besetzt, die jedermann anhielten und visitierten, ob er Waffen trage. Nun aber hatte Otto in seiner Unerfahrenheit seinen alten, dummen Revolver mitgenommen, und wenn die Kadetten den bei ihm fanden, konnte die Sache für ihn unangenehm werden.

Es ging aber besser, als ich geglaubt. Wir beschlossen, daß ich zuerst durch die Wache gehen sollte, die diesmal zufälligerweise nur Fragen an die Passanten richteten, ohne die übliche Leibesvisitation nach Waffen vorzunehmen. Als das mein Freund hinter mir gewährte, kam er alsbald nachgestellt und kam auch ebenso ungeschoren durch. Er war herzlich froh, als wir in Tacubaya waren, und meinte, er würde jedenfalls nicht mehr nach der Stadt gehen, bis alles vorüber sei.





So oft ich des Abends nach Hause komme, werde ich von allen Seiten gefragt, was es Neues gebe. Die Leute scheuen sich, ja schon im tiefsten Frieden einen solchen Weg zu Fuß zurückzulegen und können gar nicht verstehen, wie ich täglich bei all der Schießerei so beharrlich hin- und hergehe.

Gestern abend marschierte ich noch, ehe ich mich nach meiner Wohnung begab, ins Zentrum von Tagubaya, um dort einige notwendige Einkäufe zu machen. In der Stadt sind nämlich alle Geschäfte geschlossen, aber in Tagubaya sind immerhin noch einige Läden auf, und man kann dort Zucker, Kerzen, Petroleum, Streichhölzer u. dgl. unentbehrliche Dinge bekommen, allerdings mit dem jetzt üblichen Aufschlag. Die Leute standen in dichten Gruppen und sprachen über die Lage; vor allem aber klagten sie alle über ihren Geldmangel. Denn selbstverständlich hat jeder sein Geld in der Stadt liegen und nur soviel Mammon in seinem Privathause, als er von einem auf den andern Tag für seine Bedürfnisse braucht, und da die Feiglinge nicht nach der Stadt gingen, sitzen sie jetzt finanziell auf dem Trockenen.

Dieses Publikum benimmt sich im allgemeinen überhaupt entsetzlich hasensfüßig. Als ich z. B. in Tagubaya gerade schon eingeseift in der Barbierstube saß, um meine seit Sonntag schon sehr üppig gewachsenen Stoppeln entfernen zu lassen, entstand eine Panik. Alles wälzte sich in wilder Flucht durch die Straße und drängte in die Häuser, wo noch eine Tür offenstand. Natürlich füllte sich auch alsbald die Rasierstube, die, wie landesüblich, ihre Türen direkt auf die Straße hinaus gehen hat. Ich fürchtete schon, der Barbier schneide mir am Ende in der Erregung mit dem Rasiermesser in die Gurgel. Er war aber zum Glück nervenfest. Übrigens war gar nichts Ernstliches los, nur eine Abteilung Kavallerie war im Trapp angerückt gekommen, lediglich, um in Tagubaya, das ja gesichert, der Ruhe zu pflegen, nachdem sie tagsüber im Feuer der Zitadelle gestanden hatten. Das plötzliche Erscheinen der Reiter hatte genügt, die Panik hervorzurufen.




Heute früh wollte ich recht zeitig aufstehen, um womöglich noch vor dem Geschieße nach der Stadt zu kommen. Gewöhnlich beginnt der Rummel erst gegen 9 Uhr. Aber heute hörte man die Kanonade schon um sieben. Da mußte ich also doch wieder den weiten Umweg machen. Übrigens scheint das Gefecht heute nicht mehr so heftig wie gestern, meistens hört man nur die Maschinengewehre rasseln, aber die Kanonenschüsse sind seltener. Nährvater Sch. füttert mich getreulich durch. Es kommen aber fast gar keine Leute mehr zum Essen zu ihm. Unter den wenigen war gestern wieder der alte H. Von meinen Tischgenossen kommt schon lange keiner mehr.

Beim Essen erfuhr ich u. a., daß auch das „Deutsche Haus“ gelitten habe. Das schöne, neue Gebäude soll von einer Granate beschädigt worden sein. Aber solcher Fälle gibt es leider viele. Der „Mexikan Herald“, der heute nur noch anderthalb Seiten bringt, erzählt von gar viel Malheur. Das traurigste ist, daß zwei bekannte Damen der amerikanischen Kolonie, während sie ihren Hausarbeiten nachgingen, von Bomben und Kanonenschüssen getroffen wurden. Das ist eigentlich das infamste an der Geschichte, daß so viele Wehrlose und Harmlose betroffen werden und daß man dagegen nichts machen kann. Viele Leute haben sich umquartiert. Die wenigen Droschken, die aufzutreiben sind, machen glänzende Geschäfte.

15. Februar 1913.

Heute glaubte man schon, die Geschichte käme zum Klappen. Die Diplomaten kamen mit den Deputierten in der Kammer zusammen und das Publikum harrete in hellen Haufen, was das Ergebnis sein würde. Ich sah gerade noch das Automobil des amerikanischen Gesandten unter dem Schutze eines großen Sternenbanners davonfahren. Gleich darauf ging das Schießen wieder los.

Mein Freund Otto von D. hat heute durch mich nochmals nach drüben kabela lassen. Das Telegraphenamt ist umlagert von Leuten, so daß man kaum hindurchkommen kann. Übrigens funktioniert nur das Kabel, die Nationale Telegraphenlinie ist gesperrt.



Ich weiß nun nicht, ob Briefe befördert werden; wahrscheinlich nicht. Immerhin will ich den bis jetzt zu Papier gebrachten Stoff über die tragische Woche heute wegschicken. Im schlimmsten Falle bleibt dann der ganze Zauber vorläufig auf der Post liegen. Was die europäische Presse an Schauer geschichten über die hiesigen Vorgänge gebracht haben mag, das zu vernehmen, freuen wir uns jetzt schon.

Morgen ist Sonntag, da gedenke ich in Tacubaya zu bleiben, d. h. wenn ich das über mich bringe. Ich hoffe, allerlei Besuche machen zu können. Bei B., bei Frau von Th., deren Mann in Zentralamerika sitzt, bei meinen Chefs usw. In Tacubaya wollen die Leute alle von mir wissen, wie die Sache steht, denn die meisten getrauen sich selbst in den Vororten nicht aus den Häusern. Das Gebäude der deutschen Schule hat auch ziemlich gelitten, aber soviel ich sehe, herrscht weder bei dem Lehrer noch bei den Schülern große Trauer; sie scheinen alle zu wünschen, daß die Revolutionsferien noch recht lange andauern mögen.


17. Februar 1913.

Am Samstag nachmittag besuchte ich meinen Freund H. in der Office. Ich wollte aber gerade meine Briefe nach Europa fertig machen und um ihn los zu werden, machte ich mit ihm ab, daß wir uns um fünf an der Post treffen wollten. Wie es gewöhnlich geht in solchen Fällen, wurde es etwas später. H. wollte mich ein Stück Wegs begleiten und in der San Cosme im Vorbeigehen seinen Chef benachrichtigen, daß seine Office beschädigt worden sei und ein provisorischer Bretterverschlag angebracht werden müsse usw. In der Rinconada de San Diego inspizierten wir noch die Artillerie der Föderales, kurz, es war bei all dem viel später geworden, als mir lieb war. Ach was, denke ich, was soll ich jetzt die weitabgelegene Landstraße walzen und in die Nacht hineinkommen; der weit kürzere Weg durch den Paseo wird nicht gar so gefährlich sein. Also schlugen wir den kürzeren Weg ein! Man muß auch ein wenig an seinen guten Stern glauben, wie z. B. der alte Napoleon Bonaparte, der sich sagte: „Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch

nicht gegossen!" und mit dieser Idee im Kopfe seelenvergnügt auf allen Schlachtfeldern herumritt. Warum sollte ich mir also nicht auch so eine ähnliche Idee zulegen. Und auch der alte Mohammed mochte nicht so Unrecht haben mit seiner Lehre vom Fatalismus. Wenn mir etwas zustoßen sollte, so konnte das schließlich ebenso gut auf der Calzada de la Veronica passieren. Also schlug ich den Weg zum Paseo ein, natürlich mit der nötigen Vorsicht. Aber schon am Nationalbahnhof erlebte ich das erste Abenteuer. Da kam nämlich ein Kerl aus der Station herausgelaufen und hinter ihm drein drei Bewaffnete, offenbar Maderistas, die ihre Gewehre auf den Ausreißer anlegten. Nun lief aber der Flüchtling gerade auf mich zu und wenn die Verfolger losgeknallt hätten, wäre ich direkt in der Schußlinie gewesen. Zum Glück war der Kerl so vernünftig, sich zu ergeben, ehe die andern schossen. Na also, da hatte ich wieder mal den schönsten Beweis von der Richtigkeit meiner vorher erwähnten Philosophie. Nun war ich am Paseo angelangt und wollte die menschenleere Promenade entlang marschieren. Als ich zur Rechten ein langgestrecktes freies Feld liegen hatte, gewahrte ich drinnen eine Abteilung Föderales, welche Schützengräben aufgeworfen hatten und anscheinend ganz gemütlich hinter den aufgeworfenen Erdhügeln hockten. Auch etliches grobes Geschütz stand am Ende der Verschanzungen. Die Soldaten riefen mich an: „Jefecito, no trae Vd. cerillos?" — „Senor favor de regalarnos unos cigarillos?" und dergleichen. Ich ging zu den Kerls hin, gab ihnen meine Streichhölzer (Zigaretten hatte ich als Nichtraucher leider keine bei mir) und wünschte ihnen Glück zu ihren weiteren Heldentaten. Und gerade, als ich wieder weg wollte, um meinen Weg fortzusetzen, da krachten plötzlich unvermutet die Geschütze nebenan. Wie hätte ich ahnen können, daß die Artillerie ausgerechnet in diesem Augenblicke loschießen würde!

Man denke sich meinen Schreck!

Der Soldat aber, mit dem ich mich soeben noch unterhalten hatte, meinte treuherzig: „No hay riesgo, jefecito!" (Es ist kein Risiko dabei, mein Chefchen.)



Na natürlich, daß die Föderales neben mir ihre Kanonen losbrannten, war allerdings kein Risiko für mich, — wie aber, wenn Felix Diaz jetzt auf das Schießen reagierte und die ganze Gesellschaft der Föderales zusammenkartätschte? — Dann war ich schön lackiert, wäre ich doch ohne jede Deckung den feindlichen Geschossen ausgesetzt. Vergessen war der schöne Ausspruch Bonapartes, vergessen auch, was Allah geredet durch des Propheten Mund von wegen Fatalismus; in diesem höchst kritischen Moment tat ich instinktiv das, was mir meine Taktik als gedienter Infanterist eingab, nämlich „schleunigst Deckung suchen!“ Ich empfehle also meine Seele den himmlischen Heerscharen und flühe wie das Saujeweiter über die Blumenrabatten und Wassergräben des Paseo hinüber in den Schutz der nächsten Häuser.

Zum Glück erwiderten die Aufständischen von der Zitadelle nicht das Feuer der Föderales; denn dann wäre ich schön in der Patsche gewesen. Und da sagte dieses Hornvieh mit Eichenlaub und Schwertern auch noch: „No hay riesgo, jefecito!“ —

Aber es war diesmal wie verhehrt. Kaum biege ich um die Ecke, froh der Gefahr glücklich entronnen zu sein, da steht schon wieder ein Peloton Föderales gefechtsbereit und hinter den Gartenmauern ragten überall die typischen Riesenhüte der Rurales und die Mündungen der Rifles hervor. So gut es geht, drücke ich mich durch möglichst leere Straßen und wie ich durch eine Seitengasse komme, will sich mir das Haar sträuben. Es ist nämlich ein großer Kehrichthaufen, wie sie damals in allen Straßen lagen. Der Kehricht war angezündet und glimmte, oben drauf aber lag ein toter Soldat, noch mit Käppi, Uniform und Sandalen, aber mit steifen Gliedern, und begann auf dem Kehricht langsam zu schmoren.


Schleunigst machte ich, daß ich weiter kam und war herzlich froh, als ich endlich die unheimliche Zone hinter mir hatte. Da hörte ich ganz unvermutet meinen Namen rufen. Wer war's? Herr S., einer meiner Chefs, der dort in der Nähe wohnte und dort im Verein mit einigen Freunden, mit Feldstecher und Kodak be-

waffnet, das Gefecht beobachtete. Er war sehr erfreut und erstaunt, als er mich so unverhofft auftauchen sah und als er gar erfuhr, daß ich täglich den Weg nach der Stadt machte, war des Fragens schier kein Ende. Auch die Zeitungen, die ich bei mir trug, waren den Leuten willkommen. Viel war's allerdings nicht, denn es kam nur noch der „Mexikan Herald“ und ein Extrablatt des „Diario Oficial“ heraus.

So kam ich bei Nacht in Tacubaya an, wo ich von unserem deutschen Nachbar, der zum Gesandten geritten war, erfuhr: „Morgen ist Waffenstillstand.“

Aber noch traute niemand so recht dem Frieden, obgleich es sehr angebracht schien, wenigstens die Sonntagruhe einzuhalten. Der Waffenstillstand sollte dazu dienen, den Familien, die weg wollten, Gelegenheit zur Abreise zu geben; in der Tat hörte das Schießen auf, und die Leute, welche sich während der ganzen Woche in den Häusern verkrochen hatten, kamen heraus auf die Straßen. Ich selbst wollte diese Kampfpause dazu benutzen, so viel meiner Bekannten wie möglich zu sehen. Zunächst suchte ich die Wohnung meines Chefs in der Colonia Roma auf. Dort waren schon meine beiden Kollegen versammelt und später kamen immer mehr Besuche an. Des Fragens und Erzählens war kein Ende und die meisten Leute hatten nur den einen Gedanken, der schließlich geradezu ansteckend wirkte: Hinaus aus dem Schlammassel, so lange es Zeit ist. Auch die Familie meines Chefs beschloß, nach Veracruz zu fahren. Die Dienstmädchen weinten, als sie von dem Entschluß ihrer Herrschaft hörten und wollten um keinen Preis allein in der Wohnung zurückbleiben. Nun war man wieder eine Weile unschlüssig, aber schließlich überwog die Sorge um den Sprößling alle anderen Bedenken und man entschloß sich für die Reise nach Veracruz. Wir drei Bureauknechte stellten uns zur Verfügung, um zu helfen, wir wollten die Billets, einen Wagen u. a. mehr besorgen. Wir kamen aber nicht weit. Rurales hatten bereits die Zugänge zum Zentrum besetzt. Man konnte wohl aus dem Zentrum in die Kolonien gelangen, aber nicht umgekehrt. Meine Kollegen versuchten trotzdem, auf





Umwegen durchzukommen; ich lief zurück und rapportierte. Nun wollte die Familie wieder bleiben und so schwankte man hin und her. Unterdessen kam E. zu meinem Chef. Auch diese Familie wohnte in der Colonia Roma. Bei den Alarmnachrichten, welche überall zirkulierten, wollte E. nach Tacubaya übersiedeln. Das war schon vernünftiger als der Plan mit Veracruz, denn Tacubaya ist von der Kolonie Roma vielleicht eine halbe Stunde entfernt, aber vollständig sicher. Ich schlug E. vor, zu meinem Hausvater zu ziehen, der die ganze Ecke seines Besitztumes unvermietet hatte. Um keine Zeit zu verlieren und das Nötige vorzubereiten, lief ich gleich nach Tacubaya, ohne die andern Besuche, die ich mir vorgenommen hatte, zu machen. Ich konnte mich in Gottesnamen nicht in Stücke zerreißen und nach allen sehen. Aber ohne es zu wollen, kam ich vom Hundertsten ins Tausendste. Überall stieß man auf Bekannte. Die Stunden gingen im Fluge herum und dabei kam man rein zu nichts. Gegen vier Uhr nachmittags kam auch schon der Geschäftswagen Herrn E.s vor unser Haus gefahren. Vorn flatterte die deutsche Fahne, denn alle Karren hatten entweder ihre Nationalflagge gehißt, oder zum mindesten ein weißes Tuch zum Zeichen ihrer friedlichen Absichten. Mit E. war seine Frau mit dem Knäblein, auch Herr K., der bei ihnen wohnt, und die Familie L. vom gleichen Hause mit Kind und Kegel gekommen. Sie alle quartierten sich nun bei meinem Hausvater ein. Die Kinder hatten eine Mordsfreude über diese unerwartete Einquartierung. Man suchte sich nun, so gut es ging, häuslich einzurichten. E. hatte ziemlich viel mitgebracht an Hausrat, Proviant und Matrasen, in welch letzteren die Männer ihre Gewehre versteckt hatten. Die Damen entfalteten alsbald eine rege Tätigkeit. Überhaupt verdiente das weibliche Element alle Bewunderung. Diese deutschen Frauen ließen bei dem großen Exodus alles zurück, ihre Möbel, ihr Silbergeschirr, ihre ganze Einrichtung und niemand wußte, wie die mexikanischen Kanonen oder der hungrige Pöbel schon am andern Tage in den Wohnungen haufen würde. Aber mehr als diese Schätze, die da Motten und Rost fressen, galt

das Leben und Wohlergehen der Sprößlinge und das veranlaßte die meisten, wegzuziehen. Zur Ehre des niederen mexikanischen Volkes sei übrigens bemerkt, daß bis jetzt auch nicht die geringsten Ausschreitungen vorgekommen sind, obgleich in der Stadt kein Polizist zu erblicken ist.

Sobald es anging, machte ich mich auf, um meinen Freund Otto von D. zu treffen. Wir hatten verabredet, uns bei B.s zu sehen, die ja auch in Tacubaya wohnen. Als ich bei Professor R. vorbei kam, fand ich dort eine zahlreiche Gesellschaft vor. Mein Freund von D. sei auch da, rief man mir zu. Da ging ich denn hinein. Mir schlug nämlich das Gewissen wegen Frau von L., die als Strohvitwe ebenfalls in der Colonia Roma wohnte. Man mußte sich doch unbedingt um diese Dame und ihre Kinder kümmern. Als ich bei R.s eintrat, wurde ich mit Hallo empfangen. Fast alle guten Bekannten waren zusammengekommen und die Dame des Hauses hatte zur Feier des Tages eine kleine Kaffeewisite inszeniert, trotz der ernstesten Zeiten. Obenan aber thronte Otto von D. und labte sich ausgiebig an Kaffee und Kuchen. Er schien sich schadlos halten zu wollen für die sieben mageren Tage, die hinter uns lagen. Der Frau von L. hätten sich, so viel man wisse, schon andere angenommen, hieß es; jedenfalls war Otto nicht von seinen leiblichen Genüssen wegzubringen. Ich allein aber konnte auch nichts weiter in der Sache tun, denn mir war nicht einmal die Wohnung, in welche Frau von L. erst kürzlich eingezogen, bekannt.

So empfahl ich mich denn und lief schnell noch bei so viel Freunden und Bekannten herum, als es mir in der Eile möglich war. In der Stadt war das Schießen schon wieder angegangen, obwohl es geheißsen hatte, der Waffenstillstand würde bis Sonnenuntergang dauern.



Der Rücktritt und die Ermordung des Präsidenten und Vizepräsidenten.



Mittwoch, den 19. Februar.

Die Stadt erwachte mit der Sensationsnachricht von der Erschießung Gustavo Maderos und Adolfo Bassos, des Intendanten des Palastes, der die Verteidigung des Nationalpalastes angeordnet hatte und die Mitrailleuse bedient haben soll, welcher der General Reyes zum Opfer fiel.

Nach dem offiziellen Bericht hatte Gustavo Madero, als er vom Palaste nach der Zitadelle überführt wurde, versucht zu entfliehen, weswegen einer der Offiziere einen Schuß auf ihn abgab, der ihn zu Boden streckte. Dann habe auch die Eskorte Schüsse auf ihn abgegeben, die ihn wie ein Sieb durchlöcherten. In der That war aber der Tod des Bruders des Präsidenten weit schrecklicher, eine grausame, mitleidlose Hinschlachtung eines Mannes, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als das, seinen Bruder ehrlich zu unterstützen. Beim Eintritt in die Zitadelle stieß ihm ein bewaffneter Zivilist das Bajonett in das eine Auge. Da der Unglückliche das andere schon früher verloren hatte, taumelte er blind einige Minuten im Hofe herum, bis sich die ganze Meute von Soldaten und Zivilpersonen auf ihn stürzte und mit Flintenschüssen und Säbelhieben seinem Leben vollends ein Ende machten.

Herr Basso, der mutige Verteidiger des Nationalpalastes, bat, man möge ihn nicht im Dunkeln erschießen und wählte persönlich einen Platz im Mondenscheine für die Hinrichtung aus. Mit fester Stimme kommandierte er: „Feuer!“ Von vielen Kugeln durchbohrt, brach er lautlos zusammen.



Avenida Juárez in Mexiko



Calle del Coliseo in Mexiko

In der Stadt hielt die Feststimmung an. Fast scheint es, als ob die Straßen des Zentrums und die Orte, an denen so viel tragische Ereignisse geschehen waren, die Menge nicht zu fassen vermöge, die jetzt für all die Zeit sehen will, in der sie das nicht konnte.

Mit großen Schwierigkeiten gelingt es der Deputiertenkammer, sich zu einer Sitzung zu vereinigen. Nachmittags wird daselbst eine Kommission ernannt, welche die Herren Madero und Pino Suarez auffuchen und sie von der Notwendigkeit des Rücktrittes überzeugen sollen. Die Freunde und Verwandten der beiden hofften dadurch, diesen wenigstens das Leben zu retten. Die Kammer erklärt sich in permanenter Session. Um achtdreiviertel Uhr abends kehrt die Kommission zurück, begleitet vom Minister des Außern, dem Licenciado Lascurain, der das Rücktrittsdokument übergibt, das folgenden Wortlaut hat:

„Bürger, Sekretäre
der ehrenwerten Deputiertenkammer!

In Rücksicht auf die Vorgänge, die sich gestern in der Nation ereignet haben und zu deren größerer Beruhigung erklären wir hiermit in aller Form unsern Rücktritt von dem Posten des Präsidenten bzw. Vizepräsidenten, für die wir erwählt worden sind. Wir bekräftigen das Nötige.


Mexiko, den 19. Februar 1913.

Francisco J. Madero.
Jose M. Pino Suarez.”

Auch Madero hatte eingesehen, daß es für den Augenblick nichts anderes gab, als nachzugeben, da er sich vollständig in der Hand seiner Feinde befand. Er verstand sich also dazu, seine Demission einzureichen, knüpfte daran aber einige Bedingungen, da er einerseits Huerta tief mißtraute, andererseits seine Parteifreunde retten wollte. Die Klauseln waren:

1. Die konstitutionelle Ordnung in den Einzelstaaten wird respektiert und die jetzigen Gouverneure bleiben auf ihren Posten.
2. Seine (Maderos) Freunde werden nicht aus politischen Gründen belästigt.



- 
3. Francisco J. Madero, sein Bruder Gustavo Madero (der schon grausam ermordet worden war!), Jose M. Pino Suarez und der General Angeles werden mit ihren Familienangehörigen diese Nacht unter gebührender Sicherheit nach Veracruz gebracht, wo sie ein ausländisches Schiff besteigen.
 4. Die Gesandten Japans, Chiles und Kubas werden sie auf der Reise begleiten und das Rücktrittsgesuch gegen einen Brief Huertas erhalten, indem er diese Bedingungen annimmt und sich zur Einhaltung derselben verpflichtet.

Leider ließ man auf das Drängen Lascurains u. a. diese Bedingungen später teilweise wieder fallen und ebnete so dem Verräter den Weg zu seinen weiteren Ränken.

Übrigens wird der oben veröffentlichte Wortlaut des Rücktrittsgesuches von mehreren gut unterrichteten Personen bestritten, die behaupten, das Original hätte die Worte enthalten: „Durch die Verhältnisse gezwungen.“

Bei der Einzelbesprechung im Parlamente wurde das Rücktrittsgesuch des Herrn Madero mit 123 gegen 7 Stimmen angenommen. Die Abdankung des Vizepräsidenten Pino Suarez wurde mit 129 gegen 8 gutgeheißen. Viele Deputierte stimmten so aus Furcht vor den Soldaten Huertas, die das Gebäude umkreisten, andere glaubten, damit das Leben der beiden Staatsmänner zu retten.

Zum provisorischen Präsidenten der Republik wurde der Lizentiat Lascurain bestimmt. Die Kammersitzung wurde aufgehoben und der Kongreß eröffnet. Der Lizentiat Lascurain leistete den Amtseid. Der Kongreß erklärte sich für geschlossen. Nun wurde die Kammer wieder eröffnet und eine Mitteilung des Unterstaatssekretärs des Verkehrsministeriums verlesen, in welcher angegeben war, der provisorische Präsident hätte den General Huerta zum Minister des Innern ernannt. Eine halbe Stunde später legte der Lizentiat Lascurain sein Rücktrittsgesuch vor. Es

wurde angenommen und dann der General Huerta mit allen 122 Stimmen zum Präsidenten erwählt. Die Türen der Deputiertenkammer wurden dem Publikum geöffnet. Die permanente Sitzung wurde geschlossen und vor dem Generalkongreß leistete der General Huerta den Amtseid als interimistischer Präsident der mexikanischen Republik.

Mit diesem Gaukelspiel wollte sich der Verräter das Mäntelchen der Gesezmäßigkeit umhängen. Aber abgesehn davon, daß diese unter Drohung erzwungenen Maßnahmen eines Parlaments keinen Wert besitzen, sind sie schon aus dem Grunde ungültig, weil die Kammer in den wichtigen Augenblicken wegen ungenügender Stimmenzahl nicht beschlußfähig war.

Man veröffentlichte das Abkommen zwischen den Generalen Felix Diaz und Huerta am vorhergehenden Tage, nach welchem man die alte Exekutivgewalt als nicht vorhanden ansah. Auf folgendes Kabinett hatte man sich geeinigt:

Auswärtige Angelegenheiten: Lizentiat Francisco de la Barra,

Schach: Lic. Toribio Esquivel Obregon,

Krieg: General Manuel Mondragon,

Öffentliche Arbeiten: Ingenieur Alberto Robles Gil,

Innere: Ingenieur Alberto Garcia Granados,

Justiz: Lic. Rodolfo Reyes,

Unterricht: Lic. Jorge Vera Estanol,

Verkehr: Ingenieur David de la Fuente.

Außerdem kündigte man die Errichtung eines neuen Ministeriums, und zwar desjenigen für Ackerbau, an. Dieses sollte der Lic. Manuel Garza Aldalpe übernehmen. In der vierten Klausel lehnte es der General Felix Diaz ab, einen Posten in dem provisorischen Kabinett zu übernehmen, um die Freiheit zu behalten, für seine Kandidatur einzutreten, für die er sich seiner Partei verpflichtet hatte.

In sehr edler Weise nahm sich der Gesandte der kubanischen Republik, Herr Marquez Sterling, der gefallenem politischen Größen an. Er stellte ihnen den



Kreuzer „Cuba“ für die Überfahrt zur Verfügung und bemühte sich ernsthaft, ihr Leben zu retten.

Die Schilderungen, die dieser Diplomat über die letzten Lebensstage Maderos ein Jahr nach den Ereignissen veröffentlicht hat, sind von höchstem geschichtlichem Interesse und wir folgen ihnen hier in der Hauptsache.

Mit dem Angebot des kubanischen Kriegsschiffes hatte sich Marquez Sterling auch als Begleiter des Expräsidenten bis Veracruz verpflichtet und so erschien er abends acht Uhr im Nationalpalaste; um zehn Uhr sollte der Extrazug abfahren.

Francisco J. Madero und Pino Suarez bezeigten Optimismus; der mit ihnen zusammen gefangen gehaltene General Angeles dagegen gab sich keinen trügerischen Hoffnungen hin.

Als freilich Stunde um Stunde verrann und die Benachrichtigung von der Bereitstellung des Zuges nicht kam, bemächtigte sich auch der anderen Niedergeschlagenheit.

„Huerta hat mir eine zweite Falle gestellt und nachdem mein Rücktrittsgesuch unterschrieben und vorgelegt ist, wird er sein Wort nicht halten“, sagte Madero.

Ernesto Madero, ein Onkel des Präsidenten, tröstete mit der Aussicht, daß der versprochene Zug vielleicht um fünf Uhr morgens abfahren würde, wie seiner Zeit der des Porfirio Diaz.

„Wenn der Herr Minister bis zu dieser Stunde bei Euch bliebe,“ fuhr er fort, „würde jede Gefahr vermieden und die Reise könnte ohne Hindernisse vor sich gehen.“

Madero wies diesen Gedanken zurück, da er dem fremden Diplomaten nicht einmal ein Bett anbieten konnte. Aber schließlich erschien es doch allen das Beste, daß Marquez Sterling bliebe.

Bald darauf teilte eine Ordonnanz dem Gesandten mit, daß diese Nacht die Abreise nicht mehr möglich wäre.

„Der Zug wird zu keiner Stunde abfahren“, meinte Madero resigniert. Er händigte dann dem Kubaner sein Bild ein mit den Worten:


„Behalten Sie es als Erinnerung an diese traurige Nacht.“

Die nun folgende Schilderung ist in der Hauptsache die wörtliche Übersetzung eines Absages aus dem eingehenden, stellenweise geradezu packenden Berichte des kubanischen Gesandten.

Es war ein Uhr nachts.

Genau zur selben Stunde war ich vor 19 Tagen fröhlich und guter Laune aus diesem selben Palaste getreten, nachdem ich an einem Bankette teilgenommen, das in dem goldenen Tafelgeschirr Kaiser Maximilians aufgetragen worden war. Der Intendant, Don Adolfo Basso, ein Mann von hoher Statur und gewisser Distinktion, machte die Honneurs auf der Treppe. Wenn mir damals ein Augur die dramatische Szene der Nacht vom 19. auf den 20. vorausgesagt hätte, würde ich ihn für verrückt gehalten haben. Wenn es uns möglich wäre, den Verlauf der Zukunft unseres Menschenlebens zu schauen, müßten wir glauben, daß eine geheimnisvolle Hand in grausamer Belustigung mit den Geschicken der Menschen spiele. Von ihren Thronen steigen die Könige und erheben sich, befehlen und tyrannisieren die Vasallen; der Reiche verarmt; aus dem Armen wird ein Potentat; und wie im Kartenspiel gibt der Zufall dieser Partei den Gewinn, der anderen den Verlust. Der Intendant, der mich mit einer Verbeugung auf der letzten Treppenstufe verabschiedete, wußte nicht, wie bald er dem Tode seine Reverenz machen würde. Huerta trank sicherlich vor drei Wochen um diese Stunde in irgendeiner benachbarten „Bar“ seinen Schnaps, während er heute im Palaste den ersten Schlaf als Präsident genoß, freilich ohne das Recht und das ruhige Gewissen Maderos zu besitzen, der in diesem unvergeßlichen Augenblicke aus drei Stühlen ein Bett für den kubanischen Gesandten zusammenbaute. Einem Handkoffer mit den Initialen Gustavos entnahm der Expräsident mehrere Decken und Leintücher, welche Bettdecken und Kissen





ersehen mußten und sein Gesicht zeigte die Befriedigung eines Mannes, der freudig die Strapazen einer Jagdtour im Hochgebirge auf sich nimmt. Der General Angeles zog sich, in seinen Militärmantel gehüllt, in das Kontor der Intendantur zurück und Pino Suarez meinte lächelnd:

„Herr Minister, Sie haben sicher nie geahnt, in der Diplomatie ein solch hartes Bett zu finden.“

„Die Zeit wird es in der Erinnerung weicher machen“, unterbrach Madero. „Und um Gottes Willen, Minister, teilen Sie nicht Ihrer Regierung mit, die Diplomaten in Mexiko müßten mit dem Bett „in der Tasche“ herumgehen.“

Ich entledigte mich meines Rocks, der Krawatte, des Kragens, der Hosenträger . . .

„Was für ein unordentlicher Kubaner“ — rief Madero aus und laß vom Sofa die Sachen zusammen, alles schön sauber faltend. Ordnung und Symmetrie, Genauigkeit waren Züge seines Charakters. Dann fing er an, sich wie in seiner Kammer im Schlosse von Chapultepec zu entkleiden. Er ging von einer Seite zur andern, indem er die Möbelfstücke ordnete, auf die er seine Sachen legte. Auf einmal lachte er hell auf: „aber teurer Minister, werden Sie mit den Schuhen schlafen?“ Und dann zog er mir das Schuhwerk aus. Zwei Meter von meinem Bett improvisierte Madero das seinige. In die weiße Decke Gustavos gehüllt, waren die Augen kaum sichtbar. Aber unter der Berührung der Wäsche seines Bruders schien es, als ob der Tote ihn umarme und sich ins „weiche Federbett“ lege.

„Minister!“ rief Madero, von seinen Gefühlen überwältigt, aus, „ich will wissen, wo Gustavo ist!“

In diesem Augenblicke wurde von außen das Licht abgedreht und Dunkelheit senkte sich auf den Raum nieder. Ein im Hintergrunde befindliches, hermetisch verschlossenes Fenster führte nach einer verlassenen Gasse und durch das Türfenster drangen die bleichen Reflexe einer entfernten Laterne ins Zimmer, die sich auf dem Bajonette des Wachtpostens widerspiegeln. Nach und nach wurden die Umrisse der uns umgebenden

Gegenstände deutlicher und ich nahm wahr, daß Madero in süßen Schlaf versunken war. Er atmete mit gesunden, kräftigen Lungen und unter den schreckhaften Schatten der Nacht und dem Funkeln des Bajonnetts ward seine Seele vielleicht nach dem Schauplatze seines Heldentums getragen. Ich versuchte zu erraten, was unter seiner Stirne vorging und glaubte das Geschrei der siegreichen Scharen von Ciudad Juarez zu hören, die von ihm den Kopf des Generals Navarro, seines Gefangenen, forderten. Und in der Dunkelheit, die ihm als Helferin für sein großmütiges Herz dient, sehe ich, wie er den Gefangenen seinen Henkern entzieht, und wie im schnellen Automobil Sieger und Besiegter dem Walde zusteuern und das Ufer des Rio Bravo erreichen. Das ist der erste Akt einer Porfirio gegensätzlichen Regierung. Und nachdem sie sich die Hände gedrückt, durchschwimmt der alte Navarro den Strom und schwenkt vom andern Ufer, schon auf amerikanischem Boden, dankbar sein Taschentuch . . . Madero erlebt seinen Ruhm von neuem und lächelt unter dem Leichentuch Gustavos.

Pino Suarez schläft auf dem Sofa sitzend, von einer grauen Bettdecke umhüllt. Der Kopf ist auf die magere Schulter gesenkt, das Haar in Unordnung, die spitze Nase, die durchsichtigen Backen, die herabhängenden Augenlider, es durchschauert einen kalt, wenn man ihn so betrachtet. Zuweilen zieht er die Lippen zusammen, als wollte er mit einem Kusse die Zähne seiner zarten Kinder trocknen, die bald Waisen waren. Er erwachte beim ersten Morgengrauen und, indem er sich reckte, sagte er mit leiser Stimme, um den Freund nicht zu stören:

„Haben Sie nicht geschlafen? Es ist eine frostige Nacht, nicht wahr? Haben Sie das ständige, dumpf drohende Geräusch der Degen gehört? Sie fürchten, daß wir den Wachen Sympathie einflößen könnten und lösen sie deshalb jede Minute ab.“

Er rieb sich die Augen mit dem Taschentuche, um den Alpdruck wegzuwischen, der auf ihm lag und atmete mit voller Brust auf, als ob er keine Luft bekommen hätte, während er schlief. Der Dichter verdunkelte in

seiner Seele den Politiker und erleuchtete das Ideal des Vaterlandes, für das er sterben mußte.

„Sie werden sich nicht getrauen“, murmelte er, „den General Angeles anzurühren. Das Heer liebt ihn, denn er gilt viel und außerdem war er der Lehrer seiner Offiziere. Huerta ist schlau und wird nicht das Heer, seine einzige Stütze, vor den Kopf stoßen. Was uns betrifft, so sieht es aus, als ob wir in der Sterbekapelle wären. Trotzdem, was sich in Gefahr befindet, ist unsere Freiheit, nicht unser Leben. Unser erzwungener Rücktritt ruft die Revolution hervor; uns ermorden käme einem Dekrete der Anarchie gleich. Ich glaube nicht, wie Herr Madero, daß das Volk die Verräter stürzen und uns befreien wird. Was das Volk nicht zugeben wird, ist, daß man uns erschießt. Für das erstere fehlt ihm die Erziehung. Mut und Tatkraft für das zweite hat es in Überfluß.“

Innerlich mißtraute Pino Suarez seiner eigenen Logik und kämpfte mit optimistischen Worten seinen geheimen Pessimismus nieder.

„Was habe ich gemacht,“ fügte er hinzu, „daß man beabsichtigt mich zu töten?“ — Die Politik hat mir nur Sorgen, Schmerzen, Enttäuschungen eingetragen. Und, glauben Sie, ich habe nur das Beste gewollt. Die gewöhnliche Politik ist Haß, Intrige, Falschheit, Raub. Deswegen können wir, Herr Madero, wie ich, sagen, daß wir keine Politik getrieben haben. Das Leben und die Gefühle der Bürger zu achten, die Gesetze zu erfüllen und die bankrotte Demokratie zu heben, das war unsere Arbeit. Ist es gerecht, daß man zwei rechtschaffene Männer aus Schaffott führen will, die nicht haßten, nicht intrigierten, nicht betrogen und nicht raubten? Ist vielleicht das beste Mittel, die Völker unserer Rasse zu regieren, der verderbte Geist derer, die es ausbeuten und unterdrücken?“

In schmerzlichem Nachdenken versunken, schloß er die Augen und stützte den Kopf in beide Hände. Die Wache wurde abgelöst.

Auch Madero erwachte.

„Halb sechs.“

„Sehen Sie, Minister, der Zug um fünf Uhr war eine Illusion.“

Und er schloß ruhig weiter. Die Hoffnung, die das Schlechte nicht versteht, hört nie auf. Pino Suarez, der Dichter, begriff die Wirklichkeit besser, als Madero, der Landwirt. Und wenn er auch die Idee des Martyriums mit Worten hinweg disputierte, so blieb doch in seiner Vorstellung die schreckliche Vision des Opfers. Später, als ein Bursche das Frühstück brachte, kam seine innere Besorgnis hervor.

„Versuchen Sie nicht die Milch, Minister, die vergiftet sein kann.“


Donnerstag, den 20. Februar.

Um zehn Uhr vormittags befanden wir uns noch immer in der Intendantur des Nationalpalastes. Pino Suarez schrieb einen Brief an seine Frau, den ich ihr überbringen wollte. Madero hingegen faßte Zukunftspläne. Er wollte nicht glauben, daß Huerta ihm nach dem Leben trachte und noch weniger, daß Felix Diaz in seinen Tod willigen könnte, wo dieser ihm doch sein Leben verdanke. Aber der Gedanke an eine lange Haft beunruhigte ihn, der in der Freiheit des Landlebens aufgewachsen und ein vorzüglicher Reiter und guter Schwimmer war.

Plötzlich erscheint die Gattin Pino Suarez' in Trauerkleidung auf der Schwelle. Ein glücklicher Zufall hatte es ihr ermöglicht, durch die Wache zu dringen. Ein paar Minuten darauf grüßt der neue Wachkommandant respektvoll und ich ersuche ihn, telephonisch um meinen Wagen zu bitten.

Wir verabschiedeten uns wie Leute, die sich binnen kurzem wiedersehen werden.

Seit mittag waren die Balkone der Hauptverkehrsstraßen geschmückt, weil am Nachmittage die Parade der Verteidiger der Zitadelle stattfinden sollte. Um fünf Uhr nachmittags setzte sich die Kolonne in Bewegung, an der die Generale Felix Diaz und Mondragon, die Zöglinge der Militäraspirantenschule, das erste Kavallerie-Regiment, das 20. Bataillon, und die berittene Gendarmerie teilnahmen. Das Publikum, das ja immer dem zujubelt, welcher Erfolg hat, klatzte



in die Hände, und warf Konfetti, Blumen und Serpentin.

„Meine Familie“, fährt Marquez Sterling fort, „war voller Besorgnis. In der Stadt zirkulierten die schauerlichsten Nachrichten über das Schicksal der Gefangenen und meine Frau war informiert worden, daß Madero und Pino Suarez in einem politischen Angriff getötet worden seien, wobei auch ihre Begleiter in Lebensgefahr gerieten; ein falsches Gerücht, das der Minister Lascurain persönlich widerlegte und das die telephonische Bitte um den Wagen gänzlich dementierte. Von der Gesandtschaft ging ich in das Haus des Erkanzlers, wo ich die Familie des Herrn Madero traf, die mir die Qualen und die Sorgen der vergangenen Nacht schilderten. Der Zug für Veracruz stand fertig da und die Familienangehörigen und Freunde begaben sich in die Waggon. Die Stunden verrinnen; Herr Lascurain und unser chilenischer Kollege fahren nach dem Nationalpalast, ohne eingelassen zu werden. Um zwei Uhr nachts, als die Gefangenen, in ihr Schicksal ergeben, eingeschlafen waren, verlassen ihre Verwandten den Bahnhof und flüchten sich, der Größe ihres Unglücks bewußt, unter den Schutz der japanischen Fahne . . . Die schmerzlichen Schilderungen, zu gleicher Zeit von vielen Stimmen gemacht, nahmen ein Ende, als in tiefer Erregung Herr Lascurain eintrat. Die Umstände haben ihm in diesem Drama die schwierigste Rolle zuerteilt und die Zeit wird sein Handeln von jedem Verdacht reinigen. Nach und nach kommen einige Kollegen und verzweifelte Projekte werden entworfen: mit Huerta zu sprechen, Wilson zu rühren . . ., dann defilieren die Minister, Damen, Verwandte und Freunde, jeder irgendeine Mitleidsfaser rührend.“

„Abends fand eine Versammlung der fremden Diplomaten in der amerikanischen Gesandtschaft statt. Unter der Voraussetzung, daß die Vereinigten Staaten bereits über das Schicksal der Madero-Regierung beschlossen hatten, widersprach niemand der von Mr. Henry Lane Wilson vorgeschlagenen Anerkennung. Heute wissen wir, daß diese Voraussetzung

falsch war; der amerikanische Gesandte Wilson machte auf eigene Faust Politik, ohne von Washington entsprechende Weisungen erhalten zu haben."

"Die Gesandten berieten daraufhin über die Sicherheit der politischen Gefangenen. Alle hatten sich dahingehend geeinigt, persönlich dem General Huerta beiden Gefangenen gegenüber Milde zu empfehlen. Mr. Wilson betonte: „Der Herr Gesandte des Deutschen Reiches hat mich zu diesem Zwecke zum Präsidenten begleitet."

Beim Verabschieden hatte Herr Marquez Sterling ein bedeutungsvolles Zwiegespräch mit dem Gesandten.

Wilson: „Gedenken Sie jetzt „dorthin“ zu gehen?"

Marquez Sterling (lächelnd, indem er versuchte, in der Seele des anderen zu lesen): „Wohin?"

Wilson: „Dorthin . . . , nach dem Palaste zu Herrn Madero"

Marquez Sterling: „Nein, Herr Gesandter. Niemand hat mich darum gebeten. Gestern war ich da, weil die Herren Huerta und Madero es so abgemacht hatten. Ich blieb, weil in letzter Stunde einer der beiden, Huerta, das Versprechen nicht hielt und es abstoßend gewesen wäre, in diesem Augenblicke den andern zu verlassen, der in mir seine einzige Sicherheit sah. Und als solche Sicherheit wurde ich gerufen im Einverständnis mit Huerta selbst."

Wilson: „Sie haben sich edel benommen, Herr Minister, und der General Huerta trägt Ihnen nichts nach. Heute ist das Leben Maderos weniger in Gefahr, als das Ihrige und das meine. Dem General Huerta ist gesagt worden, daß Herr Madero gestern Zeichen völligen Irrsinns gab, und daß dies Sie bestimmt hätte, ihn nicht zu verlassen"

Für den Botschafter bestand die Lösung des Problems darin, Madero in eine Irrenanstalt einzuschließen und mir verursachte der Gedanke, diese grausame Maßnahme könnte sich auf ein falsches Zeugnis von mir stützen, tiefe Bestürzung.

Marquez Sterling: „Man hat den General Huerta getäuscht. Niemals habe ich Herrn Madero so klar und vernünftig gesehen"



Mr. Henry Lane Wilson ist ein magerer Mann von mittlerer Statur, nervös, ungeduldig, leicht Eindrücken zugänglich, von harten Zügen und trockenem Gesichtsausdruck; grauem Schnurrbart, durchdringendem Blick. Seine wenigen Haare sind über die Hälfte der Stirn gescheitelt.

„O,“ unterbricht er, „ist das gewiß?“

Marquez Sterling: „Ja, Gesandter; Madero benahm sich gestern vollständig ruhig; er war ruhiger, als wir beide es jetzt sind. Während der ganzen Zeit, die ich bei ihm war, hat er von niemandem schlecht gesprochen, nicht einmal von seinen schlimmsten Feinden Huerta, Felix Diaz und Mandragon“

Freitag, den 21. Februar.

In einem prächtigen Saale des Nationalpalastes hatten sich fremde Diplomaten eingefunden, um in einem fein stilisierten, im Grunde aber nichtsagenden Dokumente den General Huerta zu beglückwünschen.

Huerta, in einen alten Gehrock gekleidet, antwortete mit einigen schwulstigen Redensarten.

Zum Schluß lud Mr. Wilson seine Kollegen für den kommenden Tag zur Feier von Washingtons Geburtstag nach der amerikanischen Gesandtschaft ein.

Abends fand eine Art informellen Ministerrats im Beisein Huertas und Felix Diaz' statt, in dem das Schicksal des gefangenen Präsidenten und Vizepräsidenten besprochen wurde. Der Lic. Reyes war für den Tod der beiden; aber augenscheinlich konnten die neuen Männer sich nicht über die Maßnahmen einigen, die zu treffen waren und überließen die Entscheidung dem Kriegsminister.

Samstag, den 22. Februar.

Die Mutter, die Gattin und die Schwestern des gestürzten Präsidenten gingen von Tür zu Tür, um ihn zu retten, während Don Francisco Madero, der Vater, und Don Ernesto Madero, der Onkel des Apostels, an einem sicheren Orte verborgen blieben, da sie sonst unfehlbar auch eingekerkert worden wären. In beständigem Eifer kamen und gingen die edlen Frauen nach der spanischen, der kubanischen, der

brasilianischen und der japanischen Gesandtschaft; in der letzteren hatte die betrübte Familie ein sicheres Asyl gefunden. Jede Stunde, wenn sich ein Plan als unausführbar erwiesen hatte, faßten sie einen neuen. Hier erbaten sie Rat, dort suchten sie eine schützende Hand und überall wies sie die Verzweiflung, der Pessimismus oder die Furcht zurück. Die Damen der katholischen Aristokratie hatten einst bei Madero um das Leben Diaz' petitioniert. Weshalb baten sie nicht jetzt bei Diaz um das Maderos? Die hohe Familie findet alle Türen verschlossen und alle Herzen verhärtet; nur ein paar ausländische Gesandte haben noch Hoffnung, die aber an dem kalten Haß Wilsons zerschellt.

Die weinende Mutter, voller Schmerz über Gustavos Tod, bittet den Gesandten um die Übermittlung eines Telegramms an den mächtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Niemals ist von Washington eine Antwort eingelaufen.

Und als die treue Gattin hilfesuchend zu diesem seltsamen Amerikaner eilt, entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Der Gesandte: Ihr Gatte verstand nicht zu regieren; niemals erbat er oder wollte er meine Ratschläge hören. . . .

Er glaubt nicht, daß Madero geköpft werde, aber es würde ihn nicht überraschen, wenn Pino Suarez. . .


Frau Madero: O, das ist unmöglich. Mein Gatte würde vorziehen, mit ihm zu sterben.

Der Gesandte: Trotzdem. Pino Suarez hat ihm nur Schaden verursacht. Er ist ein Mensch, der nichts wert ist. Mit ihm verliert man nichts. . . .

Frau Madero: Pino Suarez, Herr, hat ein edles Herz, er ist ein Musterpatriot, ein zärtlicher Vater, ein liebender Gatte. . . .

Das brüske Zwiegespräch verlängert sich und Mr. Wilson hat kein tröstendes Wort. . . . Er soll die Freiheit Maderos fordern und sich für Pino Suarez interessieren? Huerta wird machen, was am besten ist.

Frau Madero: Einige andere Gesandte bemühen sich, eine Katastrophe zu vermeiden. Der chilenische, der brasilianische, der kubanische



Der Gesandte (mit grausamem Lächeln): Sie . . .
haben . . . keinen . . . Einfluß. . . .

Abends.

Die mit Licht und Blumen geschmückte Gesandtschaft öffnet ihre Türen.

Madame Wilson macht die Honneurs. Elegant wie Königinnen erscheinen die Damen, stolz wie Fürsten die Herren. Der belgische Gesandte beklagt sich darüber, daß eine Granate in seinem luxuriösen Speisezimmer geplatzt sei. Mrs. Strong, die Gattin des englischen Vertreters, erzählt mit trauriger Stimme, daß ihre Stute einem Kanonenschuß zum Opfer gefallen sei; eine einzige Kugel hatte zwei Dienstoffoten des Gesandten von Guatemala verwundet. Und „Pitata“, das Pferd des Sohnes des Kubaners, ist durch Kugeln verstümmelt worden. . . .

Eine Stimme in meiner Nähe: Der Gesandte ist unruhig, nervös.

Der kubanische Minister: Wozwegen?

Dieselbe Stimme, wie vorhin: Er wartet auf die wilde Gottheit, die lange ausbleibt. . . .

Mr. Wilson durchschreitet in diesem Augenblicke unsere Gruppe, lächelt nach allen Seiten und zieht die Uhr:

„Bald werden sie kommen,“ sagte er getröstet.

Der chilenische Minister (mich beiseite nehmend): Es läuft das Gerücht um, die Gefangenen seien nach dem Zuchthause gebracht worden.

Der Kubaner: Ich weiß nichts und glaube es nicht

Eine Stimme: Trotzdem gibt es Leute, die behaupten, Madero wäre verwundet worden

Eine andere Stimme: Das ist falsch. Lebend oder tot. Verwundet nicht.

Die Anwesenden treten zurück. Der Gesandte kommt mit dem Präsidenten und Kabinettsmitgliedern. Im Augenblicke erkennen wir den alten Gehrock von gestern wieder.

Mr. Wilson, steif, ernst, feierlich, erhebt seinen Champagnerkelch. Huerta, der seinen Blick auf ihn geheftet hat, tut dasselbe. Hundert weitere Gläser

schäumen über. Zu Ehren Washingtons! Drei und halbe Stunde hatten Madero und Pino Suarez noch zu leben. — — —

An jenem Abend stellte die Wache drei Feldbetten in der Intendantur auf. Madero hatte schon das Martyrium Gustavos erfahren und ertrug schweigend seinen Schmerz. Um zehn Uhr gingen die Gefangenen zu Bett. Links von der Schildwache lag Angeles, vorn Pino Suarez und rechts Madero.

Die Lichter verlöschten. Der Expräsident hüllte sich in die Bettdecke und weinte still um seinen Bruder.

Nach zwanzig Minuten erleuchtete sich das Haus von neuem. Ein Offizier namens Chicarro, gefolgt von dem Major Cardenas, erschien.

„Meine Herren, stehen Sie auf!“ sagte Chicarro.

Der beunruhigte Angeles fragte: „Was ist das? Wo gedenkt man uns hinzubringen?“

Chicarro übergab die Gefangenen an Cardenas und beide wichen der Antwort aus. Aber Angeles bestand in befehlendem Tone des Vorgesetzten an seine Untergebenen auf der Antwort:

„Sagen Sie, was ist das?“


„Wir werden Sie nach auswärts bringen“, stammelte Chicarro. Nach dem Zuchthause Diese nicht Sie, Herr General“

„Dann werden sie dort schlafen?“

Cardenas nickte zustimmend.

Was jetzt folgte, ist eigentlich nie richtig aufgeklärt worden und über die letzten Augenblicke Maderos herrschen verschiedene Urteile. Wie wir später sehen werden, brachten die Zeitungen die offizielle Notiz, Madero wäre unterwegs, als der Pöbel ihn angeblich zu retten versuchte, im allgemeinen Durcheinander erschossen worden. Er hätte also für jeden Fall mit seinem Vizepräsidenten noch lebend den Nationalpalast verlassen. Dem widerspricht die Tatsache, daß am nächsten Tage nach der Ermordung des Präsidenten sein Hut in einem Raume des Palastes gefunden wurde. Da ich die Ordnungsliebe des Präsidenten zur Genüge kenne, halte ich es für ausgeschlossen, daß





Madero den Palast ohne Hut verlassen hätte. Meine Ansicht, daß Madero im Palast ermordet wurde, bestätigt auch ferner die Aussage eines ein halbes Jahr später verhafteten Verbrechers Cardenas in Guatemala, der eingestand, daß der Präsident seinerzeit in einen Pferdestall geschleppt wurde, dort hinterrücks erschossen und später erst als Leiche im Automobil fortgeschafft worden sei. Damit im Einklang steht auch die mir gegenüber getane Aussage eines Belgiers, der sich zufälligerweise zur fraglichen Zeit an der großen Pforte des Palastes befand, er sei jederzeit bereit, zu beschwören, daß Madero als Leiche im Automobil den Palast verlassen hatte. Sei es wie es sei, eine völlige Klarheit über diesen scheußlichsten aller politischen Morde werden wir wohl nie erlangen, da die Mörder Grund genug hatten, ihre verbrecherische Tat nach Möglichkeit zu verschleiern und in Dunkelheit zu hüllen.

S o n n t a g , d e n 23. F e b r u a r .

Die Zeitungen bringen den offiziellen Bericht der scheußlichen politischen Mordtat: Die Gefangenen wurden nach dem Zuchthause transportiert, wobei eine Eskorte unterwegs von bewaffneten Parteigängern Maderos angegriffen worden sei. In dem sich entspinnenden Kampfe sei einer der Angreifer umgekommen, ein anderer verwundet, und Madero und Pino Suarez, die entfliehen wollten, ebenfalls getötet worden.

In Mexiko glaubte natürlich kein Mensch dieses Märchen und bald darauf wurde auch der Major Cardenas, den man pro forma verhaftet hatte, befördert und mit einer Kommission nach dem Süden des Landes gesandt.

Erst auf die Vorstellungen fremder Diplomaten hin wurde der schmerzgebeugten Witwe Maderos der Leichnam überlassen.

Auf dem Kirchhof der französischen Kolonie wurden die sterblichen Reste Francisco J. Maderos, des ersten konstitutionellen Präsidenten Mexikos, beigesetzt. Trotz der furchtbaren Schreckensherrschaft

Huertas, hat das Volk täglich ostentativ sein Grab mit Blumen und Kränzen geschmückt. Aus allen Richtungen der weiten mexikanischen Republik kamen begeisterte Anhänger nach der letzten Ruhestätte ihres großen politischen Apostels gepilgert. Sein Andenken ist nicht erloschen und sein Tod nicht ungerächt geblieben.

In Begleitung Don Manuel Marquez Sterlings verließen in dieser Nacht die nächsten Familienangehörigen Maderos die Hauptstadt, um sich an Bord des Kreuzers „Cuba“ zu begeben, der sie nach Habana in Sicherheit brachte. Die in Monterrey befindlichen Brüder flüchteten nach den Vereinigten Staaten, um der Erschießung zu entgehen, welche Huerta angeordnet hatte.





Als am 22. Februar des Jahres 1913 der Präsident und Vizepräsident Francisco J. Madero und Jose Maria Pino Suarez ermordet worden waren, machte sich der Usurpator Huerta daran, den Gouverneuren der verschiedenen Staaten und Territorien die Mitteilung zugehen zu lassen, daß er nunmehr als provisorischer Präsident die Regierung des Landes übernommen habe. 27 Staaten, 3 Territorialgebiete und der Föderal-distrikt erhielten gleichzeitig diese Nachricht, und von allen denen, die den betreffenden Regierungen vorstanden, waren nur zwei Gouverneure fähig, die Sachlage klar zu erfassen und den Verhältnissen entsprechend zu handeln. Diese beiden Männer waren die Gouverneure von Sonora und Coahuila, J. M. Mayforena und unser heutiger Führer Venustiano Carranza. Beide erklärten gleichzeitig, daß sie Huerta und seine Regierung nie und nimmer anerkennen, daß sie vielmehr als einzige gesetzliche, konstitutionelle Behörden mit den Waffen in der Hand gegen den Usurpator vorgehen würden. Alle andern Gouverneure erkannten teils aus Furcht, teils aus Unentschlossenheit das Huertasche Regiment sofort an. Leider bekam der anfangs so tapfere J. M. Mayforena später Angst und, eine Magenkrankheit vorschühend, begab er sich nach den Vereinigten Staaten, wo er in Tucson Arizona in einem vornehmen Hotel die weitere Entwicklung der Dinge abwartete. Seine Regierung übergab er dem heutigen Unterstaatssekretär des Kriegsministeriums, J. J. Pesqueiro, der mit den heutigen Generälen Obregon, Alvarado, Calles und Hill eine kleine Truppenmacht sammelte, um dem Usurpator die Spitze zu bieten.

Um dieselbe Zeit berief Venustiano Carranza einen Kongreß ein und unterbreitete ihm folgende Gesetzesvorlage, indem er demselben gleichzeitig Mitteilung von den Vorgängen in der Hauptstadt machte. Schon am nächsten Tage wurde nachstehendes Dekret veröffentlicht:

Am Rande ein Stempel, welcher sagt: Mexikanische Republik. Regierung des Staates Coahuila de Zaragoza.

Venustiano Carranza, konstitutioneller Gouverneur des freien und souveränen Staates Coahuila de Zaragoza, an seine Einwohner.

Wisset:

Daß der Kongreß desselben das Folgende verordnet hat:

Der XXII. konstitutionelle Kongreß des freien, unabhängigen und souveränen Staates Coahuila de Zaragoza bestimmt:

Nr. 1421.

Artikel 1. Der General Victoriano Huerta wird in seinem Rang als Haupt der ausübenden Staatsgewalt, welchen er angeblich vom Senat der Republik verliehen erhielt, nicht anerkannt und ebenso werden alle Amtshandlungen und Verordnungen desselben in der Ausübung dieses Ranges für nichtig erklärt.

Artikel 2. Dem Gouverneur des Staates wird außerordentliche Ermächtigung erteilt, in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung zu unterdrücken, was er für konvenierend hält und zu beginnen, Truppen für die Aufrechterhaltung der konstitutionellen Ordnung zu werben.

Außerordentlich:


Man fordere alle Regierungen der verschiedenen Staaten und die Befehlshaber der Föderal-, Rural- und Hilfsstruppen der Konföderation auf, die Bewegung dieser Staatsregierung zu unterstützen.

Gegeben im Sitzungssaale des ehrenwerten Kongresses des Staates in Saltillo am neunzehnten Februar 1913.

A. Barrera, Abgeordneter Präsident.

J. Sanchez Herrera, abg. Sekretär.

Gabriel Calzada, abg. Sekretär.



Man gebe es zum Druck, veröffentliche es und
sorge für seine Durchführung.

Saltillo, den 19. Februar 1913.

B. Carranza.

E. Garza Perez, Sekretär.

Damit war dem mexikanischen Volke der Retter
seiner konstitutionellen Freiheiten und Geseze er-
standen und der Rächer der unschuldigen Opfer, welche
der Verräter Huerta auf dem Gewissen hatte, er-
schienen, um einige Tage später den so berühmten Plan
von Guadalupe an die ganze mexikanische Nation zu
richten.

Aufruf an das Volk!

In Anbetracht: daß der General Victoriano
Huerta, welchem der konstitutionelle Präsident Don
Francisco J. Madero die Verteidigung der gesetzlichen
Institutionen seiner Regierung anvertraut hatte, durch
seine Vereinigung mit den Feinden, die in bewaffneter
Rebellion gegen dieselbe Regierung aufgestanden
waren, um die frühere Diktatur wiederherzustellen,
das Verbrechen des Verrates beging, um die Regie-
rung an sich zu reißen, indem er die Bürger, den
Präsidenten und Vizepräsidenten, sowie seine Minister
verhaftete, von welchen er unter Anwendung von Ge-
waltmaßregeln die Niederlegung ihrer Ämter ver-
langte, was durch die Telegramme, welche derselbe
General Huerta den Gouverneuren der verschiedenen
Staaten zugesandt hatte und in welchen er ihnen mit-
teilt, daß er die beiden höchsten Beamten der Nation
und ihr Kabinett gefangen hätte, bewiesen ist — :

In Anbetracht ferner, daß sowohl die gesetzgeben-
den Körperschaften als die juristischen, den General
Huerta entgegen den Gesezen und Grundsätzen der
Konstitution in all seinen ungesetzmäßigen und un-
patriotischen Handlungen anerkannt haben — :

und schließlich in Anbetracht, daß verschiedene
Regierungen der einzelnen Staaten der Republik die
ungesetzmäßige Regierung aufgedrungen durch den
Teil des Heeres, welcher den Verrat unter dem Be-
fehl des Generals Huerta begingen, anerkannten,

trotzdem dadurch die Souveränität der betreffenden Staaten vergewaltigt wurde, deren Gouverneure die ersten sein sollten diese unrechtmäßige Regierung für nichtig zu erklären, —

haben die unterzeichneten Befehlshaber und Offiziere in der Ausübung ihrer Kommandos über die konstitutionellen Truppen beschlossen, mit den Waffen folgenden

Plan

aufrechtzuerhalten:

1. Der General Victoriano Huerta wird als Präsident der Republik nicht anerkannt.

2. Die legislative und juristische Staatsgewalt der Föderation wird nicht anerkannt.

3. Alle diejenigen Regierungen der Einzelstaaten, welche 30 Tage nach der Veröffentlichung dieses Planes die Staatsgewalt der Föderation noch anerkennen, werden nicht anerkannt.

4. Für die Organisation der Armee, welche den Auftrag hat, unser Vorhaben auszuführen und welche den Namen „Constitutionalista“ führt, erkennen wir als Oberbefehlshaber den Bürger Venustiano Carranza, Gouverneur des Staates Coahuila.

5. Bei der Einnahme der Stadt Mexiko durch die konstitutionelle Armee nimmt der Bürger Venustiano Carranza, oder derjenige, der ihn im Oberbefehl ersetzt hat, interimistisch Besitz von der Exekutivgewalt.

6. Der interimistische Präsident der Republik ruft das Volk zu den allgemeinen Wahlen auf, sobald der Frieden gesichert ist, und übergibt die Exekutivgewalt demjenigen Bürger, welcher erwählt worden ist.

7. Derjenige Bürger, der in den jeweiligen Staaten, welche die Regierung Huertas anerkannt haben, als Oberbefehlshaber der konstitutionellen Armee fungiert, übernimmt den Posten eines provisorischen Gouverneurs und schreitet zur Abhaltung der Lokalwahlen, nachdem die vorerwähnten erwählten Bürger von den hohen Ämtern der Föderation, zu



denen sie erwählt wurden, Besitz genommen haben werden.

Unterschieden in der Hacienda von Guadalupe, Coahuila, am 26. März des Jahres 1913.

(Es folgen mehrere Seiten Unterschriften.)

★

Venustiano Carranza wurde am 29. Dezember 1859 in der Kreisstadt Cuatro Ciénegas im Staate Coahuila geboren. Er besuchte zunächst die Schule seines Geburtsortes, ging jedoch später in Begleitung seines Vaters Jesús Carranza und seiner Mutter Maria de Jesús Garza de Carranza, nach Saltillo, um dort seine Ausbildung zu vollenden. Später besuchte er mit Erfolg zwei Jahre lang das Athenäum Fuente, und dann vier weitere Jahre das humanistische Gymnasium in Mexiko. Durch Krankheit gezwungen, seine Studien zu unterbrechen, welche er so vielversprechend begonnen hatte, lebte er eine Zeitlang in den Vereinigten Staaten, um später, in seine Heimatstadt zurückgekehrt, sich ganz dem Ackerbau und der Viehzucht zu widmen. So sehen wir ihn im Alter von 28 Jahren ein freies, unabhängiges Leben führen und für die Achtung und für das Ansehen, welches er bei seinen Landsleuten genoß, spricht am besten die Tatsache, daß ihm einstimmig die Leitung der städtischen Verwaltung übertragen wurde in einem Augenblick, in dem sich dieselbe in einem völligen Chaos befand. Mit Fleiß und Hingabe unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, sie zu reorganisieren, bis er sich infolge von unerwartet auftauchenden Differenzen mit dem Gouverneur des Staates veranlaßt sah, seine Entlassung einzureichen.

Neue und schwerwiegende politische Ereignisse zwangen ihn sodann, mit dem Gouverneur, José Maria Garza Galan, eine Lanze zu brechen.

Es war zur Zeit, als die übliche Komödie der Wiederwahlen der Regierung aufgeführt werden sollte. Für den Posten des Gouverneurs war als offizieller Kandidat der bereits genannte Garza Galan wieder aufgestellt, während der Erwählte des Volkes der

Lic. Miguel Cardenas war. Keiner der beiden Prä-tendenten erhielt übrigens den gewünschten Posten, da das Volk unter der Führung der Brüder Carranza und mit Hilfe Francisco Trevinos sich erhoben hatte und dadurch das Eingreifen des damaligen Diktators Porfirio Diaz nötig machte, um die Transaktions-kandidatur in der Person des Lic. Jose Maria Muzquiz aufzustellen.


Unsere Hauptperson spielte während dieses Vor-falles die erste Rolle sowohl bei der Organisierung der Revolution, als auch bei den diplomatischen Verhand-lungen mit dem General Porfirio Diaz, um Garza Galan auszuschalten.

Bald darauf wurde Venustiano Carranza neuer-dings in seinen früheren Posten in der Gemeinde-verwaltung eingesetzt, wo er abermals Gelegenheit hatte, sein ausgezeichnetes Administrationstalent zu bewähren. Später durch das Vertrauen seiner Lands-leute zum Abgeordneten erwählt, kam er zunächst in den Lokalkongreß des Staates Coahuila und hernach in den Nationalkongreß, um schließlich sogar eine Stelle als Senator im Föderalkongreß einzunehmen.

Im Jahre 1908 vom Kongreß des Staates Coahuila zum interimistischen Gouverneur ernannt (da der Gouverneur Cardenas seinen Verpflichtungen als Ab-geordneter nachzukommen hatte), erfüllte er seine Obliegenheiten in einer Weise, die allgemeinen Beifall fand. Als kurz darauf derselbe Herr Cardenas dem Wunsche Ausdruck gab, auf die Kandidatur als Gouverneur zu verzichten und sein Rücktrittsgesuch einreichte, wurde Venustiano Carranza vom Volke als einzig geeigneter Kandidat aufgestellt und würde auch ohne Zweifel gewählt worden sein, wenn nicht Präsi-dent Porfirio Diaz und Vizepäsident Ramon Corral ihren Einfluß geltend gemacht hätten, so daß durch die Beihilfe des Lokalkongresses der Lic. de la Pena als interimistischer Staatschef eingesetzt wurde, worauf nach kurzer Zeit der Lic. Jesus del Valle dem Volke als Gouverneur aufgezwungen wurde.

Bei dieser Gelegenheit reichte Carranza sofort sein Rücktrittsgesuch als Senator des Föderalkongresses





ein, um frei von der herrschenden Korruption seinen Pflichten als einfacher Bürger zum Besten des Volkes nachkommen zu können. Er schloß sich der damals neuen Lehre des Atireeloktionismus (das heißt der Gegnerschaft der Wiederwähler) an und trat dann im Jahre 1910 voll Mut und Entschlossenheit in die Revolution ein. Von Francisco I. Madero, dem Führer der Revolution, zum prov. Gouverneur von Coahuila ernannt, mußte er als Haupt und Oberbefehlshaber jener Militärzone zeitweise sein Heim und seine Lieben verlassen, um sich durch unsägliche Gefahren hindurch schließlich nach San Antonio (Texas) zu begeben. Angeseuert durch seine Ernennung, die Madero in der Person eines solchen Mannes so richtig und glücklich getroffen, scharte sich das Volk von Coahuila um seinen Führer. Umsonst sandte der Diktator Diaz Abgesandte mit Friedensvorschlägen an ihn; Carranza hatte auf alle diese Botschaften nur eine Antwort, nämlich als *Conditio sine qua non* den Rücktritt des Präsidenten Porfirio Diaz.

Nach dem Triumph der Revolution wurde er von seinen dankbaren Mitbürgern zum Gouverneur des Staates Coahuila erwählt und war schließlich der einzige, der in unwandelbarer Treue seinem Herrn und Meister folgte; er war derjenige, der das Banner des Maderismus aufrechthielt, als Madero selbst für seine Sache den Märtyrertod erlitten hatte.

Dieser Mann wird sein Volk zum Glück führen und durch alle Gefahren, welche innere oder äußere Feinde dem Vaterlande bereiten sollten, siegreich leiten. Eine hohe Intelligenz, ein unbeugbares Gerechtigkeitsgefühl, eine nie erlahmende Arbeitskraft, ein staunenswertes Gedächtnis und umfassende historische Kenntnisse (besonders auf dem Gebiete der deutschen Geschichte, in welcher Carranza vorzüglich bewandert ist), befähigten ihn, die wichtige Rolle, zu der er berufen erscheint, durchzuführen. Er besitzt in gewissem Sinne die eiserne Energie des Generals Porfirio Diaz, jedoch ohne dessen unbezwungene Gewaltthätigkeit; Carranzas stählerner Wille ist vielmehr

gepaart mit Herzensgüte, die ihm jeden Menschen, der ihn kennt, zum Freunde macht.

Wenn auch das Regime von Porfirio Diaz wenig segensreich für Mexiko gewesen ist, so war es doch wertvoll, daß Carranza vierzehn Jahre unter ihm als Senator mitwirken konnte. Denn in jener Zeit gewann er einen Überblick über das, was die Verhältnisse um ihn verlangten, und was die Zukunft fordern würde.

So konnte er schon als Senator, während der Regierung Porfirio Diaz', seinen Einfluß dahin geltend machen, daß die guten Seiten dieses Regimes auf sein Konto zu buchen sind. Carranza machte dann die ganze Revolution mit und wurde während all dieser Vorgänge allmählich zu dem Manne, auf den sich die Ereignisse und Schicksale des Volkes konzentrierten. Als ihn aber später das Schicksal zum Führer der letzten Revolution berief, zeigte es sich bald nur zu deutlich, in wie hohem Maße Carranza all die Fähigkeiten in sich vereinigte, die ihn instand setzten, die schwere Aufgabe der Neuorganisation seines Vaterlandes durchzuführen. Ein Mann, wie er, der einen Haufen von Bauern und Arbeitern um sich schart, um ein Heer, das mustergültig organisiert war, zu zerschmettern und ihm Mann für Mann die Waffen zu entreißen, muß uns wie ein bewundernswürdiger Feldherr erscheinen, zumal ihm sein Wirken noch dadurch besonders erschwert war, daß er auf einem ungeheuren Territorium wie Mexiko sich betätigte. So wußte er durch seine telegraphischen Befehle auf einem riesengroßen Raume seine Heere zum Siege zu führen.

Nicht weniger hervorragend ist Carranza als Diplomat, wie er durch seine Noten an die Vereinigten Staaten bewiesen hat. Er war der erste, der die verräterische Rolle Huertas durchschaute und sich vor dem staats- und volksfeindlichen Regime nicht beugen konnte, und als es ihm vergönnt war die Schlange der Zwietracht zu töten und mit Villa die letzten Auswüchse der konservativen Partei zu vernichten, mußte er daran denken, die Ideale Maderos zu verwirklichen und Mexiko dadurch zu retten, daß er dem Lande den





fehlenden Mittelstand gab und seine Existenz auf die Dauer sicherte. Niemals dürfen wir Mexiko mit einem deutschen Maßstab messen, ein Land, dessen geographische Lage, Ethnologie und Geschichte der deutschen so widerspricht, daß es hier unsinnig wäre nur den kleinsten Vergleich anstellen zu wollen. So beherbergt Mexiko auf seiner ungeheuren Fläche kaum 17 Millionen Menschen, also ein Fünftel der deutschen Einwohnerzahl; zieht man dabei die unermesslichen Reichtümer des Landes in Betracht, so wird man begreifen, daß solche Verhältnisse einerseits das Kapital und den Großgrundbesitz, andererseits die Sklaverei der minderbegüterten Klassen förderten und zur Folge hatten. Das erkannte schon Madero. Was aber Carranzas unsterbliches Verdienst ist, das ist die Ausmerzung der stets mit dem Auslande kokettierenden großkapitalistischen konservativen Partei, die das Land durch andauernde Revolutionen ihrer herrschsüchtigen Lieblinge beunruhigte und an den Rand des Verderbens brachte.

Er ist der Begründer eines neuen diplomatischen Verfahrens in Mexiko geworden, indem er das mexikanische Staatswesen auf gleiche Stufe mit den anderen hob. Er wurde nicht Untertan größerer Mächte, sondern behauptete seinen Standpunkt als ihres Gleichen und hat, wenn man die letzte Affäre mit den Vereinigten Staaten betrachtet, diplomatisch einen großen Sieg errungen, denn jene mußten ihre Truppen bedingungslos zurückziehen.

Als Staatsmann ist er mit einem ungewöhnlich scharfen Auge aber auch mit einem milden Herzen begabt. Er kennt die Schwächen der Menschen, läßt sich aber nicht durch Intrigen einspinnen, sondern weiß vermöge seiner gründlichen Menschenkenntnis seinen Gegner so gut wie seinen Freund zu begreifen. Dabei verfügt er über ein außerordentlich gutes Gedächtnis und über hervorragende Geschichtskennntnis, gepaart mit einer eisernen physischen Kraft, die es ihm ermöglicht in seinem Arbeitszimmer ununterbrochen mit vier bis fünf Sekretären von sieben Uhr morgens bis elf oder zwölf Uhr nachts zu arbeiten. Er empfängt in



seinen Audienzen Tausende von Menschen, arm und reich, denen er stehend zuhört, alle Details ergreift und sofort die Sache fassend, sie zum rechten Entschluß reifen läßt. Das Volk jubelt ihm zu, wenn er in seinem Automobil durch die Straßen fährt.

Als tüchtiger Landwirt und gebildeter Kaufmann liegt ihm die Förderung der industriellen und kaufmännischen Interessen Mexikos sehr am Herzen und es beweist einen ungemein treffsicheren Fernblick, wenn er in erster Linie an eine Verbindung mit Deutschland dachte. Es gibt ja in Hamburg genügend Großfirmen, die immer mit Mexiko in enger Verbindung gestanden haben und diese Ansichten Carranzas nur zu gut zu würdigen verstehen. Es ist ja auch nicht einzusehen, warum nur der profitsüchtige Yankee und Engländer den Reichtum Mexikos ausschachten soll, dem er dafür nichts bietet, als höchstens seine unliebsame Persönlichkeit. Carranza und mit ihm das mexikanische Volk sieht in einer dauernden Verbindung mit dem geistig so hoch stehenden Deutschland einen sicher nicht zu unterschätzenden Nutzen für die Zukunft. Carranza regiert mit eiserner Faust, aber mit dem Handschuh der Gerechtigkeit. —

Wie er seinen gewiß nicht leichten Posten verwaltet, davon liefert uns folgende wahre Begebenheit einen treffenden Beweis. Nachdem Villa einen neuen Bürgerkrieg heraufbeschworen hatte, lud eines Tages der Oberbefehlshaber der Isthmus-Eisenbahn, Santa Ibanez, den Bruder des Präsidenten, Jesus Carranza, mit seinen beiden Söhnen zu sich ein, um die Ahnungslosen hier im Namen Villas hinterlistig verhaften zu lassen. Nach Erschießung ihrer Anhänger wurden die Gefangenen vorläufig in ein sicheres Gewahrsam gebracht, um noch als Mittel zum Zweck einiger Erpressungen am Präsidenten selbst zu dienen. Da wendete sich das Kriegsglück völlig der rechtmäßigen Regierung zu. Villa wurde entscheidend geschlagen und Santa Ibanez begann jetzt die Folgen seines Verrates zu fürchten. In seiner berechtigten Angst depeßierte er jetzt Carranza, daß er bereit wäre, seinen Bruder und die Nissen in Freiheit zu setzen, wenn ihm der Präsi-

dent dafür die Beibehaltung der Stellung und völlige Straffreiheit zusicherte. Carranza, der hier die Gerechtigkeit über die Bruderliebe stellte, ließ ihn wissen, er wäre leider außerstande, einem Verbrecher die Strafe zu erlassen, da dies keine persönliche Angelegenheit, sondern Sache des Gesetzes sei. Darauf rächte sich Santa Ibanez. Er ließ die Gefangenen auf einen Berg schleppen, verstümmeln und töten. Kurz darauf fügte es ein merkwürdiger Zufall, daß die unmündigen Söhne des Verräters Santa Ibanez dem regierungstreuen Admiral Vargas in die Hände fielen. Nachdem er sie verhaftet hatte, telegraphierte er freudig an Carranza, was mit der „Brut“ geschehen solle, wobei er dem Präsidenten zu verstehen gab, daß jetzt der Augenblick der Rache für ihn gekommen sei. Darauf antwortete der Präsident: „Sofort in Freiheit setzen, jedem eine Rente ausschreiben, damit sie was Ordentliches lernen und nicht Mörder werden, wie ihr Vater!“


Unter Carranza wird sich gewissermaßen das Regime von Porfirio Diaz wiederholen, d. h. wenn man die guten Seiten desselben in Betracht zieht. Carranza ist aber vor allem unabhängiger Mexikaner und wird diejenigen fördern, die seinem Lande helfen und nützen. Er ist der Mann, der den deutschen Interessen in Mexiko wie kein zweiter die Wege ebnet, er wird den ehrlichen deutschen Kaufmann stets mit offenen Armen empfangen und begünstigen, er wird das Band der Sympathie noch enger knüpfen und im Austausch der geistigen Güter, die er von Deutschland erhält, ihm den Reichtum und die Schätze seines Landes bieten. Der künftige Weltfriede aber wird beweisen, inwiefern dieser Mann den Lauf der Weltgeschichte vorhergesehen und ihn zu Gunsten seines Volkes zu gestalten wußte.





Madero war gefangen, und ich bekam die Weisung, die letzten Maßregeln zu treffen, um seine Abreise auf einem cubanischen Kriegsschiff vorzubereiten und so sein Leben zu retten. — Wie schon vorher geschildert, hatten die unmenschlichen Machthaber ihr Wort nicht gehalten und Madero meuchlings ermordet; meinen lieben guten Freund, mit welchem ich durch eine achtfährige Freundschaft, gegründet auf unsere gemeinschaftlichen Studien, mit dem ich brüderlich geistig verbunden war. Ich konnte mit der neuen Regierung nichts Gemeinsames haben, deshalb sandte ich an die feigen Mörder telegraphisch die Verzichtleistung auf mein Lehramt an der Mexikanischen Universität. Es wäre mir unter anderen Umständen außerordentlich schwer geworden, dieses mir so lieb gewordene Amt aufzugeben, las ich doch zu jener Zeit über deutsche Sprache und Literatur, wodurch ich auch ohne Zweifel dem Lande meiner Väter weitere Dienste hätte leisten können, indem man bei den Hörern deutsches Gemüt, deutschen Geist und deutschen Sinn weckt. Doch angesichts dieser himmelschreienden That, durch welche für den Augenblick alle Grundsätze der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Zivilisation ausgelöscht zu sein schienen, war es mir unmöglich, einem noch so idealen Zwecke zu dienen, solange ich mich dabei als Beamter jener Gewaltmenschen hätte fühlen müssen und so konnte ich nicht anders, als unumwunden zu erklären, daß ich unter keinen Umständen einem Mörder und Verräter dienen würde. Nachdem ich meiner Überzeugung in dieser Weise Ausdruck gegeben hatte, wäre es Wahnsinn ge-





wesen, der brutalen Macht dieser Elenden Widerstand zu leisten, und so sah ich mich zu meinem Bedauern gezwungen, auf heimliche Weise meine Flucht aus dem Bereiche meiner Feinde ins Werk zu setzen.

Um vor Spionen sicher zu sein, begab ich mich zunächst nach Tampico. Sobald sich mir jedoch Gelegenheit bot, ging ich über die heute sehr bekannten Petroleumländereien und die Huasteca Potosina nach San Luis Potosi, um etwas später in der Minenstadt Guanajuato ein Unterkommen zu suchen, wo ich mich gegen vorläufige Verfolgungen gesichert glaubte.


Noch stand ich unter dem Einfluß der Schreckentage, unter dem Druck jener unerhörten Gerechtigkeit, unter der Trauer um den Verlust meines liebsten Freundes, mit dem ich Seite an Seite durch die Revolution des Jahres 1910 gegangen war, so daß für mich eigentlich nur ein Gedanke möglich blieb, der, all mein Fühlen und Denken, meine ganze Energie und Existenz einzusetzen, um die reinen, edlen, auf den vorzüglichsten humanitären Gesetzen gegründeten Theorien meines ermordeten Freundes vor dem Untergange durch die Korruption jener Verräterclique zu retten, sei es dadurch, daß ich mich mit der Waffe in der Hand irgendeiner Partei anschlosse, die sich gegen die Usurpation bilden würde, sei es, daß ich durch Wort und Schrift gegen die Mörder kämpfen würde, bis diese die ganze zivilisierte Welt gegen sich hätten.

Kaum war ich einige Tage in Guanajuato, als mir wie von ungefähr ein gewisser Salvador Zubieta begegnete, den ich seit langer Zeit kannte, hatte er mir doch so manchmal seinen Kummer mitgeteilt und fast immer Trost und Hilfe bei mir gefunden. Dieser Mann war früher ein einfacher Angestellter gewesen und erschien nun in der funkelnagelneuen Uniform eines Hauptmanns der Föderalarmee, worüber ich meiner Verwunderung Ausdruck gab, wie ein anständiger Mensch einer derartigen Gesellschaft angehören könne. Immerhin nahm ich an, daß der arme Mensch nur aus Not unter diese Leute gegangen sei und sah in ihm ein Werkzeug, welches mir zur Ausführung meiner Pläne in den Weg gesandt ward. Durch meine vielfachen

Unterstützungen und durch die vorhergegangene lang-jährige Bekanntschaft ermutigt, getraute ich mir, den Mann auf die Tatsache aufmerksam zu machen, daß der seit kurzer Zeit sich im Aufstand befindliche Bürger Venustiano Carranza die Rettung des Landes wäre, daß daher jeder anständige Bürger zu ihm übergehen sollte und daß ich von ihm, Salvador Zubieta, Beihilfe erwarte, damit wir für diese Revolution Elemente aller Art heranzuziehen vermöchten. Scheinbar ging ich auf sicherem Boden, dachte ich doch niemals, daß der Mann, den ich mehrmals vom Untergang errettet hatte, ein Heuchler sei. Zubieta ging denn auch auf alle meine Ideen ein und versprach mir jegliche Unterstützung, ja er forderte mich geradezu auf, öffentliche Propaganda zu machen. Er organisierte sogar eine scheinbare Verschwörung und wußte mich von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Einwohnerschaft der Stadt Guanajuato durch öffentliche Vorträge für unsere Zwecke zu gewinnen; hierfür stünden sowohl die Kaserne, als auch das Theater zur Verfügung, so daß ich nur zur festgesetzten Stunde meine Vorträge zu halten brauchte. Wir waren übereingekommen, uns der Stadt Guanajuato durch einen Gewaltstreich zu bemächtigen und nach geschehener Einnahme wollten wir die Truppen in größter Eile dem carranzistischen General Panfielo Natera, welcher im Norden erfolgreich operierte, zuführen. . . . Dieser Plan hätte, wenn von Erfolg gekrönt, der revolutionären Sache großen Vorschub geleistet und war somit wohl des Unternehmens wert.

So kam es, daß ich mit Freuden zustimmte, die von mir geforderte Hilfe zu leisten, die Truppen sowohl, als die Einwohner von Guanajuato mit zündenden Worten anzufeuern, uns beizustehen, der Sache der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls zum Siege zu verhelfen und nicht zu ruhen, bis die Mörder und Verräter des Präsidenten und Freiheitsapostels Francisco I. Madero gestürzt und der wohlverdienten Strafe überliefert sein würden. Ich wollte den Leuten den klaren Weg weisen und ihnen begreiflich machen, daß das Gesetz der Wiedervergeltung sie unbedingt zur





Verantwortung ziehen würde, wenn sie den geforderten Beistand nicht leisteten, daß das Elend, welches für Millionen bevorstände, nur durch einheitliches Vorgehen verhindert werden könne, wenn sie gemeinsam mit mir die Waffen ergriffen, um das Mörderregiment zu stürzen.

Dies war am Abend desselben Tages, an welchem um elf Uhr nachts laut vereinbartem Zeichen der Aufstand der Truppen beginnen sollte. Voll Freude darüber, daß die Stunde der Wiedervergeltung für den Mord meines Freundes gekommen sei, und in gespannter Erwartung der kommenden Dinge verließ ich das Theater, um in meiner Wohnung noch einige letzte Vorbereitungen zu treffen, als ich plötzlich von rückwärts ergriffen wurde. Ich sah mich um und befand mich meinem Freunde Salvador Zubieta gegenüber, welcher mich für verhaftet erklärte und mir in höhnischer Weise mittheilte, daß ich in eine Falle gegangen sei und die ganze angebliche Verschwörung nur dazu gedient hätte, um mich zu überführen und dann des Aufruhrs anzuklagen.

Auf alles, sogar auf den Tod war ich vorbereitet, nur an einen Verrat von seiten dieses Mannes hätte ich nie geglaubt.

Ich wurde alsbald von mehreren Offizieren umringt, die mit schußfertiger Pistole auf mich eindrangten und nicht einmal zu bemerken schienen, daß ich vollkommen unbewaffnet war und nicht den leisesten Widerstand zu leisten imstande gewesen wäre. Zunächst wurde ich nach meiner Wohnung gebracht, wo ich der Zerstörung meines Eigentums zusehen mußte. Alles, was ich hatte, wurde in Stücke geschlagen, zerrissen, beschmutzt oder auf sonst eine Weise unbrauchbar gemacht, wobei es unaufhörlich die unerhörtesten Schimpfwörter herabregnete. Schließlich beraubte man mich meiner Brieftasche, welche die Summe von 1500 Pesus enthielt; der kommandierende Major nahm den Inhalt an sich und nachdem er in dieselbe hineingespuckt hatte, warf er sie mir ins Gesicht.

Natürlich waren während dieser ganzen Zeit meine Hände gefesselt; war ich doch für jene Nieder-




Mietshäuser im Beamtenviertel



Schwimmende Gärten in der Nähe der Hauptstadt

trächtigen ein Verbrecher, dessen Anschauungen hassenswert und dessen Vergehen nur mit dem Tode bestraft werden konnten. Nun brachte man mich denn nach derselben Kaserne, in welcher ich am vorhergehenden Tage meinen Vortrag gehalten hatte und wo ich jetzt mit Hohngelächter von der Soldateska empfangen wurde. Man führte mich in eins der Gelasse, welche den Opfern dieser Menschen gewöhnlich zum Aufenthalt dienen müssen. Dort angekommen, versetzte mir der Major noch einen Fußtritt, der mich derart an die Wand warf, daß ich mein Gesicht blutig schlug und infolge meiner gebundenen Hände vornüber zu Boden fiel.

Als ich nach einiger Zeit einigermaßen fähig war, wieder einen klaren Gedanken zu fassen, begann ich, meine Lage zu überdenken und zu meiner eigenen Überraschung sah ich mich mit einer nahezu völligen Gleichgültigkeit gegen irgendwelches mir drohende Schicksal gewappnet. Daran mag wohl die große körperliche Abspannung Schuld gewesen sein; hatte ich doch seit mehreren Nächten nicht geschlafen, denn ich bereifete nicht nur meine so übel bezahlten Vorträge vor, sondern redigierte gleichzeitig eine Zeitung, „El Barrotero“ genannt, welche die Aufgabe hatte, die Minenarbeiter jener Gegend für den Aufstand vorzubereiten und im allgemeinen die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Nun war es aber ganz anders gekommen; verraten, gefangen, verhöhnt und geschlagen, sah ich mich hilflos in den Händen meiner Todfeinde, welche — und daran war kaum zu zweifeln — alles daransetzen würden, mich zu erschießen. Da war kein Mensch, auf dessen Hilfe oder Mitgefühl ich hätte rechnen können, denn wenn auch meine Vorträge von den Schichten der arbeitenden Klasse lebhaft beklatscht und bejubelt worden waren, so durfte ich doch nicht annehmen, daß das Volk soviel Interesse an meinem Schicksal nehmen sollte, daß es mich aus meiner Gefangenschaft befreien oder sonst irgendeinen Schritt zu meinen Gunsten unternehmen würde. Und doch sollte sich gerade aus diesen Kreisen heraus ein mir günstiger Einfluß bemerkbar machen.



Es war ausgemacht worden, mich noch in derselben Nacht in jener Kaserne zu erschießen, doch fürchtete man, daß meine Hinrichtung in den Studenten- und Arbeitervereinigungen zuviel Staub aufwirbeln würde. Daher zog man die Militärbehörden der Hauptstadt telegraphisch zu Rate, ob es nicht doch besser sei, mich außerhalb der Stadt, z. B. auf dem Wege nach der Hauptstadt, verschwinden zu lassen.

Natürlich blieb es mir unbekannt, welche Instruktionen man gab; jedenfalls wurde ich um Mitternacht aus jener Kammer herausgeholt und mit einer Eskorte von 35 Mann und 8 Offizieren nach der Bahn gebracht.

Es war eine jener schrecklichen Nächte, die durch ihre Undurchdringlichkeit eine Lage wie die meinige noch schrecklicher gestalten; dazu fiel ein ungeheuer starker Platzregen, der mich in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte und mir durch seine Heftigkeit nahezu den Atem benahm. Das Unheimliche meiner Situation wurde noch erhöht durch den Umstand, daß ich absolut nicht wußte, was aus mir werden würde und wo man mich hinbringen wollte. Endlich gewährte ich, daß wir uns dem Bahnhofe näherten, und dadurch bekam ich Hoffnung, daß ich nach der Hauptstadt Mexikos abtransportiert werden würde. Doch sollten meine Leiden noch lange nicht zu Ende sein, ja im Gegenteil erst recht beginnen.

Nachdem der Bahnhof erreicht war, nahmen die Soldaten in zwei bereitstehenden Waggonen Platz, während man mich im Regen stehen ließ. Von den Fenstern der Wagen bewachte man mich so, daß ein Fluchtversuch ausgeschlossen war. Von Zeit zu Zeit kam dann wieder einer der Offiziere vorbei, um durch einige höhnische Zurufe meine Situation noch peinlicher zu gestalten.

So hatte man mich während nahezu zwei Stunden in diesem fürchterlichen Regen stehen gelassen, bis ich endlich in den Wagen steigen mußte. Wenn es nun auch sehr unangenehm gewesen war, bis auf die Haut durchnäßt, draußen zu stehen, so war es doch nun ge-

radezu widerlich in diese Atmosphäre zu kommen, in welcher alle Scheußlichkeiten der Hölle sich in ein einziges Odeur zu vermischen schienen. Rauchten doch die Soldaten fast ohne Ausnahme das berühmte Kraut Marihuana, dessen Geruch und Wirkung gleich entsetzlich ist.


Kaum hatte ich zwischen vier Soldaten mit auf-gepflanztem Seitengewehr Platz genommen, als sich der Zug in Bewegung setzte. Wir fuhren noch den Rest der Nacht durch und kamen bei anbrechendem Morgen in die Gegend von Silao.

Es war ein großartiger Sonnenaufgang; durch die offenen Fenster strömte eine herrliche Morgenluft herein und erhöhte sozusagen meine traurige Lage. Die Welt sah so schön aus!

Plötzlich hielt der Zug. Mein Nebenmann sagte mir leise, daß der letzte Augenblick meines Lebens gekommen sei. Fast gleichzeitig gab der kommandierende Offizier den Befehl zum Aussteigen.

Jeder einzelne suchte nun diesem Befehl so schnell wie möglich nachzukommen und auch ich wurde aus dem Zuge geführt, während sich die Soldaten zu beiden Seiten als Zuschauer um mich gruppierten. Fünf Mann trennten sich von den andern und erhielten Befehl, ihre Gewehre zu laden und sich zu meiner Erschießung bereitzuhalten. Man führte mich in den Schatten eines nahestehenden Baumes; die vorerwähnten fünf Mann stellten sich vor mir auf und ließen mir keinen Zweifel, daß ich im nächsten Augenblicke erschossen werden würde. —

Trotz der schrecklichen Lage, in welcher ich mich so unerwartet befand, kam keine richtige Todesfurcht in mir auf. Das Sterben war mir gleichgültig, nur wie aus weiter Ferne überkam mich eine leise Vorstellung über das, was nachher sein würde. Viel mehr beschäftigte mich der Gedanke: „Was werden die Menschen sagen und denken; wie werden meine Angehörigen die Nachricht aufnehmen“; denn unwillkürlich stand ich unter dem Eindruck, daß es immer eine äußerst beschämende Wirkung auf meine Familie ausüben mußte, von meiner Hinrichtung zu hören und diese Idee brachte



mich wieder darauf, daß kurz zuvor Erlebte vor meinem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, um die Ursache meiner Schuld darin zu finden und meine Unschuld gleichsam mit meinem letzten Lebensfunken zu vertheidigen. Doch ein kurzer Rückblick genügte mir, um mich von allen Zweifeln freizusprechen; ich hatte in völliger Übereinstimmung mit meinen Ideen gehandelt, war treu den Theorien meines ermordeten Freundes Madero gefolgt, um schließlich der Erbärmlichkeit eines Undankbaren zum Opfer zu fallen. Ich durfte beruhigt sein, denn der Tod, den ich erleiden sollte, würde der eines Blutzegen sein, und wenn mein Blut die mexikanische Erde tränken sollte, so würde dies, wie ich hoffen durfte, bei diesem Volke ein lautes Echo für Freiheit und Gerechtigkeit hervorrufen.

Ich knöpfte meine Weste auf und bot meine Brust frei dar. Mein letztes Wort sollte „Viva Carranza!“ sein, der neue Retter Mexikos.

Während diese Gedanken durch mein Hirn zogen, unterhielten sich die Offiziere über meine Lage, und plötzlich wurde ich ohne jede weitere Erklärung neuerdings in den Wagen gebracht, der die Reise in der Richtung nach der mexikanischen Hauptstadt fortsetzte.

Nachmittags gegen drei Uhr erreichten wir eine kleine Station, deren Namen mir entfallen ist, und auf welcher die Soldaten Ekwaren zu erhalten suchten. Zu diesem Zweck forderten sie einen Fremden, vermutlich einen Engländer oder Amerikaner, auf, ihnen Essen zu verschaffen und als der Mann sich weigerte, weil er einfach nichts hatte, wurde er, ohne daß er sich etwas anderes hätte zuschulden kommen lassen, kurzer Hand zum Tode verurteilt und vor meinen Augen sofort erschossen.

Die Soldaten begnügten sich nicht damit, den Mann vollkommen unschuldig ermordet zu haben, sondern ließen ihre Wut noch an der Leiche aus, die sie mit Füßen traten und in gemeinster Weise beschimpften. Welch einen Eindruck dies auf mich machte, kann ich nicht beschreiben, doch mußte ich in meiner

hilflosen Lage die ganze Szene natürlich widerstandslös mit erleben.

Nach einiger Zeit ging die Reise weiter und um sechs Uhr desselben Nachmittags erreichten wir endlich die Hauptstadt Mexiko.

Sofort wurde ich von der Wache umringt und zwischen zwei Reihen Soldaten nach der Militärkommandantur gebracht. Nach Feststellung meiner Personalien wurde neuerdings über mein Schicksal beraten und hierauf wurde ich nach dem Zuchthaus in derselben Weise eskortiert, wie zuvor nach der Bahn.

Man denke sich meine körperliche Abspannung infolge der Anstrengungen vor und nach meiner Verhaftung, der Schreckensszenen während meiner Überführung nach der Hauptstadt, und nun kam der weite Weg auf diesen schrecklichen Straßen, ohne Hut, mit einem halbfeuchten und vollständig zerknitterten Gehrock bekleidet, und dabei so totmüde, — es war entsetzlich!

Endlich kamen wir nach dem vor der Stadt gelegenen Zuchthaus, und kaum war ich im Hofe desselben angelangt, als auch schon ein reitender Bote mit dem Befehl kam, mich unverzüglich wieder in die Stadt nach der Canoakaserne zu bringen. Also wieder auf und nach der Stadt zurück!

Als ich schließlich dort ankam und in eines jener so lieblichen Verließe gesperrt worden war, fiel ich in einen Zustand völliger Erschöpfung auf den Boden hin und obwohl es nur der bloße Steinboden war, verfiel ich alsbald in einen betäubenden Schlaf, aus welchem ich jedoch schon nach kurzer Zeit in sehr unsanfter Weise geweckt wurde. Ein Sergeant hatte, um mich zu wecken, mir einen derartigen Fußtritt in die Seite versetzt, daß ich mit einem lauten Aufschrei in die Höhe fuhr. Ich hätte mich voller Wut über die Mißhandlung auf den Kerl stürzen mögen, doch reichten meine Kräfte nicht dazu aus; überdies wäre auch jeder Widerstand unnütz gewesen. Man führte mich einfach wieder ab, — — — wohin, war mir gleichgültig.

Vor der Kaserne stand ein reisefertiges Automobil, in welches ich einsteigen sollte und welches

alsbald in rasendem Lauf nach dem östlichen Teil der Stadt fuhr. Nun hatten aber die huertistischen Autos denselben Ruf wie Charons Totenschifflein: Wer darinnen war, kehrte nie wieder und ich brauchte mir daher den Kopf nicht lange zu zerbrechen über das, was mir bevorstand. Ich wußte, daß diesmal sicher das Ende kam.

Das Ende kam jedoch wunderbarerweise auch jetzt nicht, denn diesmal wurde ich nach dem Militärgefängnis von Santiago Matelolco gebracht. Zunächst führte man mich in einen etwa zimmergroßen Kerker ohne Fenster und Möbel. Dieser Raum, wenn auch sehr feucht, hatte schließlich doch einen Bretterboden, so daß ich wenigstens einigermaßen untergebracht war. Am nächsten Morgen öffnete ein Offizier meinen Kerker und fragte mich, ob ich etwaige Bedürfnisse hätte. Froh, nur für einen Augenblick hinauszukommen, bejahte ich und ließ mich in einen Abort führen. O, hätte ich es doch nicht getan! Denn nun wurde ich in einen Raum gebracht, der das Schmutzigste, Ekelhafteste war, was man sich vorstellen kann. Die scheußlichste Jauche und Exkremente liefen und quollen aus dem Boden hervor. Man hieß mich eintreten und schloß die Tür hinter mir ab. Derselbe Offizier, der mich hingebracht hatte, sagte mir von draußen zurufend, daß ich nun gleich drinnen bleiben könnte, damit man mich nicht erst wieder zurückzubringen brauchte. Ich glaubte erst, das sei ein schlechter Witz gewesen; doch Stunde um Stunde verging.


Da begriff ich mit Entsetzen, daß es Wirklichkeit sei. 17 Tage brachte ich in dieser Bedürfnisanstalt, in diesem elenden Loch zu, welches einen Meter breit und anderthalb Meter lang und ungefähr vier Meter hoch war, jedoch in der Mitte durch ein starkes Gitter in zwei Abteilungen getrennt war, um vielleicht einem weiteren Unglücklichen über mir Platz zu geben. Solche Kästen waren an drei verschiedenen Plätzen vorhanden und mit mir zur gleichen Zeit von zwei weiteren Individuen bewohnt. Einer von diesen starb an Entkräftung und infolge der ausgestandenen Leiden; der andere wurde irrsinnig. Ich

war der einzige, welcher gesund — d. h. relativ gesund — diesen gräßlichen Aufenthaltssort verlassen sollte. Man stelle sich nur die vollständige Dunkelheit, den fürchterlichen Geruch und die Insekten vor, dazu Hunger und Durst, denn es war nicht einmal Wasser vorhanden. Das Vorhandensein des zahllosen Ungeziefers zwang mich zu fortgesetztem Krähen, wodurch sich schließlich Wunden bildeten. Aber vielleicht das allerschlimmste waren die moralischen Folterqualen, die auf mich drückten, wenn man die Sorte Menschheit in Betracht zieht, der ich ausgeliefert war.

In der Türe war durch das Fehlen einer Niete ein kleines Guckloch entstanden, durch welches ich mich mit der Außenwelt in Verbindung setzen konnte. Ich konnte die anderen Gefangenen, die auf dem Hofe des Gefängnisses spazieren gingen, sehen — und was für Menschen waren darunter! Tierische Zweifüßler in des Wortes vollster Bedeutung, Verbrecher rohester Art, ein richtiger Auswurf der Menschheit. — Schon am zweiten Tage sagte mir der wachhabende Offizier, daß ich nur da drinnen sei, weil ich es so haben wollte; ich brauchte nur einen Artikel zugunsten des Generals Huerta versprechen zu schreiben, um sofort aus meiner Gefangenschaft erlöst zu werden.

Trotz meiner physischen und seelischen Leiden habe ich Gott sei Dank Kraft genug besessen, jedes derartige Angebot zurückzuweisen; allerdings verlängerte dies mein Leiden ganz bedeutend, aber mein Glaube war stärker; ich war stolz, für eine gerechte Sache dulden zu dürfen und hätte nie, selbst nicht um den Preis meines Lebens, die ideale Lehre meines ermordeten Freundes verleugnet. Ich fühlte, daß ich als Sohn Deutscher verpflichtet sei, Charakterfestigkeit zu zeigen und den Gegnern zu beweisen, daß ich als Anhänger der theosophischen Lehre den Tod für nichts erachtete.

Ein eigentümlicher Zufall sollte während dieser Schreckenstage gewissermaßen meine Rettung sein, denn ohne dies wäre ich jedenfalls verhungert. Unter den Mitgefangenen befand sich auch Tuerto Morales, der sich rühmte, den entsetzlichsten Bahnüberfall von Ticuman angeführt zu haben. Es wurde



dort ein Personenzug von den aufständigen Zapatisten mit Dynamit in die Luft gesprengt und eine große Anzahl von Menschen in Stücke zerhauen, nachdem man sie zuvor aller ihrer Habseligkeiten beraubt hatte. Die Leichen wurden dann nach und nach von Aasgeiern und Schakalen gefressen. Solche Überfälle sind im Süden während der mexikanischen Revolution leider öfter zu verzeichnen gewesen, und es kam sogar vor, daß man Müttern ihre kleinen Kinder von der Brust riß und sie in tiefe Abgründe warf, die Frauen aber einfach wegführte, genau wie bei den Völkerkriegen des Altertums, um sie zur Belustigung der Soldateska zu verwenden.

Dieser Tuerio Morales gab mir, wahrscheinlich aus Bewunderung über meine Widerstandsfähigkeit, täglich eine Apfelsine, welche das einzige Nahrungsmittel bildete, das ich in der ganzen Zeit erhielt. Diese Frucht warf mir der Mann täglich von oben durch das Gitter meiner Schreckenskammer, nachdem er mir zuvor durch Klopfen den Augenblick angezeigt hatte. Ich stand dann da mit aufgehobenen Händen, um die Frucht aufzufangen, um zu vermeiden, daß sie in den Schmutz fiel.

Mit diesem Manne hatte ich täglich eine ziemlich ausgedehnte Unterhaltung über die Revolution; ich gab ihm viele Aufklärungen und gute Ratsschläge, und dadurch gelang es mir, ihm eine so hohe Meinung von meinen Kenntnissen beizubringen, daß er mich einmal allen Ernstes um das Rezept einer Säure bat, die Steine der Gefängnismauern damit aufzulösen. Er glaubte bestimmt, daß ich ein solches Mittel kennen würde und es kostete mich große Mühe, ihn von der Unmöglichkeit seiner Idee zu überzeugen; wollte er sich diese Essenz doch aus der Apotheke verschaffen, um damit seine Flucht zu bewerkstelligen.

Dieser Mann hatte sich zu Anfang der Huerta-Regierung mit all seinen Leuten ergeben, war dann aber aus politischen Gründen in demselben Gefängnisse wie ich interniert worden, aus welchem es ihm nach einigen Monaten gelang, zu entfliehen. Er wurde dann, nachdem er neuerdings bei den Zapatisten

angekommen war, von diesen als Verräther erklärt, vor ein Kriegsgericht gestellt, für schuldig befunden und verurtheilt, von rückwärts erschossen zu werden. Der Mordbrenner sträubte sich jedoch gegen die Vollstreckung dieses Urtheils, indem er erklärte, kein Verräther zu sein, sondern in guter Absicht und gutem Glauben zu den Huertisten übergegangen zu sein, und als das nichts half und man sich anschickte, die Hinrichtung gewaltsam zu vollstrecken, fing er an, in einer Weise Widerstand zu leisten, daß die Leute, die ihn zu erschießen hatten, von den Waffen Gebrauch machen mußten. Alles das half dem Manne schließlich nichts, er wurde im Handgemenge von verschiedenen Schüssen getroffen, erhielt mehrere Stiche und wurde schließlich an einem Baume festgebunden, wobei er äußerte, daß er diese Willensstärke und Widerstandskraft von mir, einem Deutsch-Mexikaner, im Gefängnis gelernt habe. So starb er an den Folgen der bereits erhaltenen Wunden. An seiner Leiche wurde dann die paragraphenmäßig vorgeschriebene Hinrichtung vorgenommen.

Bis zum Moment meiner Erlebnisse im Gefängnisse hatte die huertistische Presse meine Gefangennahme vollständig verschwiegen und um diese erbärmliche Handlung nun einigermaßen zu beschönigen, brachten nach 14 Tagen die Zeitungen alle möglichen Räubergeschichten über eine von mir beabsichtigte Niederbrennung der Stadt Guanajuato, daß ich den ganzen Staat in Aufruhr gebracht, daß ich eine Summe von 150 000 Pesos für den Aufstand beigesteuert hätte, daß ich ein außerordentlich gemeingefährliches Individuum sei, welches um jeden Preis unschädlich gemacht werden müsse.

Plötzlich kam Hilfe. — Herr Eugen Mohr, der in seiner Eigenschaft als chilenischer Consul bereits Schritte getan hatte, um meine Freilassung zu erlangen, konnte dieselbe endlich unter der Bedingung durchsetzen, daß ich des Landes verwiesen werden sollte. Es war der einzige Weg, mein Leben zu erhalten, und es sei an dieser Stelle meinem Freunde, Herrn Eugen Mohr, mein herzlichster Dank aus-

gesprochen für alle seine Bemühungen, die er in dieser Sache auf sich genommen hat, sowie für die Beweise seiner Freundschaft und Liebenswürdigkeit, die mir unvergeßlich sein werden.

Ich nahm in diesem Augenblicke jene Hilfe um so lieber an, als Chile das einzige Land außer den Vereinigten Staaten war, welches die Huerta-Regierung nicht anerkannt hatte und zog sie in diesem Moment selbst derjenigen der deutschen Gesandtschaft vor, weil eben Deutschland, durch den ungünstigen Einfluß des früheren Botschafters der Vereinigten Staaten, Henry Lane Wilson, veranlaßt, auch die Regierung Huertas anerkannt hatte und dadurch zu meinen Ideen und Bestrebungen prinzipiell im Gegensatz stand.

Eines Tages nun erschien, als ich bereits alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben hatte, Herr Moß im Gefängnis und bedeutete mir, daß ich wieder einmal weggebracht werden sollte. Schon glaubte ich, daß neuerdings eine Erschießungsszene aufgeführt würde, doch beruhigte mich die Anwesenheit des Herrn Moß, sowie der Umstand, daß ich in einem Auto nach dem Polizeigebäude gebracht wurde. Dort angekommen, eröffnete mir der Polizeipräsident, daß ich innerhalb zwei Stunden nach Veracruz gesandt werden sollte, um des Landes verwiesen zu werden. Dieser Polizeipräsident, Herr Joaquin Pita, der einen sehr schlechten Ruf hatte, war der erste Beamte, der wieder in einer anständigen Weise mit mir sprach. Dies fiel mir sofort auf, da ich mich an die gemeine Behandlung seit meiner Gefangennahme bereits gewöhnt hatte und die korrekte Art dieses Mannes mir wunderbar vorkam.

Zwei Stunden später war ich auf dem Wege zum Bahnhof. Herr Moß begleitete mich; zufälligerweise kannte er den Offizier, der den Transport kommandierte und welcher, nachdem ich ihm mein Ehrenwort gegeben hatte, nicht zu entfliehen, mich vollständig unbehelligt ließ.

Nachdem ich im Pullman-Wagen untergebracht, war meine erste Beschäftigung, mich zu waschen. Alle meine vorläufigen Versuche, mich gleich das erste Mal von den Läusen und Flöhen gänzlich reinzumachen,

waren umsonst, und Zeit und Geld, mit einen neuen Anzug zu kaufen, hatte ich nicht, so daß ich immer noch gezwungen war, im selben Gehrock und ohne Hut einherzustoßieren.

Nun sollte es endlich wieder etwas zu essen geben, aber beinahe wäre mir dieser Genuß teuer zu stehen gekommen, denn mein Magen war so entkräftet, daß er an eine regelrechte Mahlzeit gar nicht mehr gewöhnt war. Auch hatte ich wahrscheinlich zu schwere Speisen gewählt. Im Speisewagen wurde mir gemeldet, mein Essen sei bezahlt.

Dem freundlichen Spender dieser Mahlzeiten, der sich mir wahrscheinlich aus Großmut nicht genannt hat, sage ich an dieser Stelle meinen wärmsten Dank. Wenn man sich in solcher Lage befindet, lernt man die kleinste Guttat schätzen, und auch der geringste Liebesdienst wird unvergeßlich.

Das Beste kam nun: Endlich, endlich wieder einmal in einem Bett schlafen zu können! Ich nützte denn auch diesen langentbehrten Genuß soviel wie möglich aus, und als ich erwachte, stand der Zug schon längst im Bahnhof von Veracruz. Der Offizier kam und forderte mich höflich grüßend auf, ihn an Bord des Dampfers „Montevideo“ zu begleiten, der schon zum Auslaufen bereitstand.

Die Zeitungen hatten bereits die Nachricht meiner bevorstehenden Ausweisung mit allen Einzelheiten gebracht, was zur Folge hatte, daß sich eine große Menschenmenge zusammenfand, um dieses Schauspiel mit anzusehen. Ein alter Herr, Domingo Leon, der heute Präsident des Kriegs-Appellations-Gerichtshofes ist, konnte sich nicht bemeistern und, die Soldaten zur Seite schiebend, eilte er auf mich zu, mich als Parteigänger beglückwünschend und seiner Sympathie versichernd, was auch bald seine Verhaftung herbeiführte. Scharen von Arbeitern folgten mir, so daß meine Ausweisung fast einem Triumphzuge glich. An Bord angekommen und nunmehr in Sicherheit vor den huertistischen Schergen, hielt ich an die Hafenarbeiter eine Ansprache, worin ich sie aufforderte, sich dem Führer der Revolution Venustiano

Carranza anzuschließen und den Mörder zu stürzen. Hierbei war ich von einer großen Schar Zeitungsleuten umgeben, die mich von allen Seiten photographierten, was mir zuletzt recht lästig wurde. Schließlich fuhr der Dampfer ab und ich suchte meinen Platz im Zwischendeck auf.

Welch ein Kontrast! Zwei Jahre zuvor auf einem Salondampfer, Lükskabine, auf einer Reise von New-York nach Le Havre fürstlich verpflegt und nun in diesem Schiffe im Zwischendeck untergebracht! Und doch war es wie ein Palast im Vergleich mit den Plätzen, die während der letzten Wochen meinem Aufenthalt gedient hatten.

Auf dem Schiffe war im Zwischendeck eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft beieinander. Vierzig von ihnen waren Verschwörer gegen Huerta, die sich in aller Heimlichkeit aufmachten, um an der ausbrechenden Revolution im Norden des Landes teilzunehmen. Sie hatten sich auf alle mögliche Art und Weise auf den Dampfer geschmuggelt und krochen nun aus allen Ecken und Enden hervor, um sich um mich zu sammeln, um nun vereint gegen den Mörder Huerta zu ziehen.




Vom Gepäckträger zum Major.



Die Reise ging nun in sechs Tagen über Kuba nach New-York, wo ich mit 45 Cents in der Tasche ankam.

Bekanntlich muß jeder Einwanderer beim Betreten des Landes sich über den Besitz einer gewissen Geldsumme ausweisen können, um zugelassen zu werden. Um nun die Wachsamkeit der Einwanderungsbehörden zu täuschen, bat ich einen Passagier, seinen Koffer tragen zu dürfen, was er mir auch gerne bewilligte und so band ich denn die Schöße meines Gehrockes hoch, nahm den Koffer auf meine Schultern und folgte einfach dem Reisenden auf die Straße nach. Kein Mensch zweifelte daran, daß ich ein Gepäckträger von Beruf sei und so ließ man mich ungehindert durch.

Nun befand ich mich denn im schönen freien Amerika auf der Straße. Ich war im Glauben, daß ich, bei meinen Kenntnissen von neun Sprachen, doch sicher Arbeit finden würde. Allein man kann in diesem herrlichen Lande bekanntlich nur dann ein Unterkommen als Arbeiter finden, wenn man einer Union, einer Gewerkschaft angehört, zu welcher der Eintritt 20 Dollar kostet. Wo sollte ich mir aber eine solche Summe Geldes seit meiner Freilassung verschafft haben! Zunächst ging ich in eine Kneipe, deren einladende Aufschrift „Free Lunch“ mir besonders zusprach. Dort stillte ich meinen intensiven Hunger, sodann ging ich in die Gegend der sechsten Avenue, wo ich bei einem Kleiderjuden meine erste Arbeit fand. Ich erbot mich, für den Herrn „David- oder Jakobsohn“ die sämtlich dort aufgehängenden Kleider zu reinigen, wenn er mir dafür



einen abgelegten Hut geben würde, und gerne ward mein Angebot angenommen. Ich war damit einer großen Sorge enthoben, fürchtete ich doch, der Polizei aufzufallen, wenn ich längere Zeit ohne Hut umherlaufen würde. Die Götter mögen wissen, wem der Hut gehört haben mag. Jedenfalls hätte der frühere Besitzer sich nie träumen lassen, daß er mich mit diesem alten „Deckel“ so glücklich hätte machen können!

Nun kam eine andere wichtige Frage: Wo schlafen? —

Die Nacht versprach nicht kalt zu werden, so daß ich es wohl unternehmen konnte, meine Schlafstätte im Freien aufzuschlagen, ohne besonders dadurch zu leiden. So entschloß ich mich denn, den Zentralpark aufzusuchen und die Nacht auf irgendeiner Bank zu „verpennen“. Ich glaubte, das sehr leicht zu überstehen, denn während meiner Inkaforschungen hatte ich ganz Chile und Peru zu Fuß durchwandert und monatelang auf dem Boden geschlafen inmitten des abscheulichsten Klimas und der wildesten Indianerstämme. Trotzdem war es diesmal nicht so einfach, als ich dachte; das seelische Gefühl, in der menschlichen Gesellschaft so tief heruntergedrückt worden zu sein, wirkte geradezu niederschmetternd. Damals bei den Forschungsreisen waren solche Strapazen zwar, wie gesagt, an der Tagesordnung, wurden aber mit der größten Leichtigkeit ertragen, während ich jetzt meine Situation zwangsweise auf mich nehmen mußte. Zum erstenmal in meinem Leben bemerkte ich, daß die äußere Unreinlichkeit am Menschen, sowohl in bezug auf Körperhygiene als betreffs der Kleidung, den inneren Menschen ebenso ungünstig beeinflusst.


Noch schlimmer war es, als ich am nächsten Morgen vor dem erstklassigen Hotel stand, in welchem ich vor noch nicht langer Zeit eine ansehnliche Zimmerflucht innegehabt hatte. Hier konnte ich so recht über die Launenhaftigkeit des Glückes nachdenken!

Immerhin ließ ich meine Hoffnung nicht sinken, Arbeit zu finden und somit meinen Unterhalt zu verdienen, bis ich aus Mexiko einige Geldmittel erhalten würde. Mein ganzes Eigentum hatte ich ja dort

zurücklassen müssen und die huertistische Regierung hatte mir alles beschlagnahmt. Ich besaß in jenem schönen Lande außer einem Bankkonto Ländereien, Petroleum-Aktien, eine hypotheckenfreie Mietskaserne mit 21 Wohnungen und eine Villa in Mircoac, so daß meine Hoffnung sicherlich berechtigt war, das eine oder andere meines Eigentums mit der Zeit zu Gelde machen zu können und mich eben so lange über Wasser zu halten, bis die politischen Verhältnisse in Mexiko sich geändert haben würden.

Ich versuchte nun zunächst alles Menschenmögliche, um irgendeine Arbeit zu finden, konnte aber lange Zeit hindurch keinen Erfolg aufweisen, und wenn es mir auch endlich beschieden sein sollte, als Heilgehilfe in einem Hospital Anstellung zu finden, so mußte ich doch zunächst das ganze Elend eines Obdachlosen durchkosten und vielleicht viele Tage lang mit Geschirrwaschen, Gepäcktragen usw. meinen Unterhalt verdienen. Als ich dann eines Tages in meiner übelduftenden, abscheulich aussehenden Kleidung in einem Hospital vorsprach, um eine Anstellung als Arzt zu bekommen, lachte man mich einfach aus, denn erstens hatte ich keine Papiere, um meinen Beruf zu beweisen und dann sah ich so heruntergekommen aus, daß jeder mit Recht einen Landstreicher eher in mir vermutete als einen Arzt. Schließlich durfte ich als Heilgehilfe antreten und wurde einem Saal geschlechtskranker Neger zugewiesen. Das Anerbieten war allerdings kein großartiges, doch mußte ich froh sein, endlich unter Dach zu kommen. Nie werde ich jenen gewissen Geruch vergessen, der in südlichen Ländern den mit Spargelwurzeln gefütterten Maultieren eigen ist und hier eine Reproduktionsstätte gefunden zu haben schien.

Was mir gleich zu Beginn meiner Tätigkeit auffiel, war die fast unglaubliche Unkenntnis der amerikanischen Ärzte. Die Modekrankheit in New-York schien diesmal die Appendicitis (Blinddarmentzündung) zu sein. Die Diagnose jener Herren Mediziner lautete dahin, daß jeder Mensch, selbst der gesündeste, auf diese Krankheit operiert werden mußte, gleichviel, ob



er darunter litt oder nicht. Was dabei geleistet wurde, ist unglaublich. Die Herren Doktoren schienen einfach das Ziel anzustreben, einen Rekord von so und so vielen Tausenden von Operationen in dieser Krankheit gemacht zu haben; es waren mit einem Wort die reinsten Schlachthauszonen. Unter den sogenannten Kapazitäten waren Leute, die in Deutschland nicht einmal als Landärzte zehnter Klasse Verwendung gefunden hätten, aber hier waren sie Sterne am Himmel der ärztlichen Wissenschaft.

In dieser Stellung zahlte man mir 20 Dollar pro Monat bei freier Station. Natürlich war ich noch gut gestellt im Vergleich zu vielen anderen, die z. B. als ehemalige Minister des Präsidenten Madero sich in jenen Tagen gezwungen sahen, mit einem kleinen Handkarren, Sandwichs verkaufend, durch die Straßen von New-York zu ziehen.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit, während welcher ich meine Kenntnisse zur Genüge bewiesen hatte, gab man mir eine bessere Sorte Kranker, und zwar Privatpfleglinge. Unter ihnen befand sich z. B. ein Wiener Bankier und ein reicher Japaner. So vergingen einige Wochen, worauf ich in ein jüdisches Spital geschickt wurde. Was ich hier zu sehen bekam, war einfach himmelschreiend! Eine schauderhafte Schmutzwirtschaft herrschte, Infektionen kamen täglich vor, und ich hatte reichlich Gelegenheit, den Begriff „Judenschule“ hier praktisch kennen zu lernen. Schließlich wurde es mir aber zu bunt, als mir einer von den Schmutzfinken gar noch zumuten wollte, ihn zu rasieren. Trotz meiner Arbeitswilligkeit und Notlage, konnte ich mich nicht entschließen, dies zu tun. Ich ging und kehrte nie wieder.

Glücklicherweise fand ich bald darauf eine Anstellung in einem Privatspital. Hier konnte jedermann operieren ohne Befähigungsnachweis. Da kam denn ein reicher Zentralamerikaner gerade recht, um mir Gelegenheit zu geben, nach einer erfolgreichen Operation, nicht allein mir, sondern auch allen meinen Freunden zu helfen und die Rückreise nach dem mexikanischen Revolutionsgebiet anzutreten. Die Reise


dauerte zehn Tage, da ich mir verschiedenes von diesem merkwürdigen Lande noch ansehen wollte.

Endlich stand ich auf der Brücke von Brownsville in Texas, und wie eine Vision zogen die Erlebnisse dieser letzten Wochen an mir vorüber. Vergeblich suchte ich den Eindruck, den sie bei mir hinterließen, mit den Empfindungen zu vergleichen, die ich hier in früherer Zeit als Vertreter und Freund des ermordeten Präsidenten gehabt hatte. Damals war alles eitel Wohlgefallen; heute aber vom Standpunkte der Armut aus gesehen, merkte ich, daß diese scheinbare Feinheit nichts weiter war als eine mit etwas Höflichkeit überlückte Korruption, sowohl bei den Frauen als bei den Männern. Die amerikanischen Frauen sind manchmal wunderschön, größtenteils aber ungebildet und unfein bis zur Unversfrorenheit. Das goldene Kalb ist der Hauptgott dieses Landes. Auf meinen früheren Reisen hatte ich Paris kennen gelernt, sowie Gelegenheit gehabt, gewisse Stadtteile von Hamburg, so z. B. St. Pauli, zu beobachten, ebenso in die Verhältnisse von Buenos Aires u. a. Plätzen der Welt Einblicke zu tun. Überall konnte ich feststellen, daß auch das tiefer stehende Weib aus dem Volke ein gewisses menschliches Zartgefühl besitzt und sich dadurch trotz all seinen Fehlern achtungswert macht. Aber in den Vereinigten Staaten ist der Dollar dem Weibe Gott und Universum.

Bei den Männern ist es dasselbe. Ungebildet bis zur Begriffsverwirrung, kann es vorkommen, daß sie eine hübsche Mörderin schon des schönen Kleides wegen, das sie trägt, freisprechen und ihr für das erduldete Leid obendrein noch das Unschuldsgewand eines Engels reichen, denn das weibliche Kleidungsstück ist hier das Mittel zur Herrschaft selbst in einem Schwurgerichtsfall.

Die Ungeschliffenheit des echten Yankee's ist im übrigen satksam bekannt. Es ist nichts Seltenes, einen Amerikaner aus den wohlhabenden Kreisen zu sehen, wie er sich in Gegenwart anderer Personen nicht scheut, die Füße auf den Schreibtisch zu legen und sich dem Rauen einer mächtigen Zigarre zu ergeben. Bald





darauf können die Anwesenden auch beobachten, wie eine Übung solch ein Mensch im Ausspucken besitzt; dieser Herr wird vor ihren Augen eine Treffsicherheit entwickeln, die einem deutschen Artilleristen alle Ehre machen würde. Dabei ist die Einbildung eines Durchschnittsamerikaners diejenige eines Prinzen von Geblüt; er umgibt sich nur mit Elementen, die ihn schmeicheln und ihn bewundern, für andere hat er nichts übrig. Er scheint auch gänzlich zu vergessen, daß er in den meisten Fällen der Abkömmling der seit drei oder höchstens vier Generationen eingewanderten Europäer aller Nationalitäten ist. Wenn nun aber diesem Menschen ein solch neu eingewandeter Unglückswurm in die Hände gerät, so wird er zunächst wegen seiner Armut verachtet, dann, nachdem er ihm zur Genüge die eigene Überlegenheit gezeigt hat, angeblich aus reiner Großmut, als billige Arbeitskraft angenommen. Läßt er sich nun nach Belieben ausbeuten, dann ist er vielleicht ein „very good man“, wenn nicht — — nun ja, was liegt daran, wie solche Menschen über einen Angehörigen anderer Nationen urteilen; man weiß es doch zur Genüge!

Alles in allem, springt es einem sofort in die Augen, daß diese Menschheit, welche die Vereinigten Staaten bevölkert, eine aus allen Rassen zusammengewürfelte Masse ist, welcher der Begriff „Nation“ zum größten Teil abgeht, und die erst durch ein großes, allgemeines Unglück auf die richtige Höhe des nationalen Fühlens, Denkens und Handelns wird gebracht werden können. Erst dann werden die Vereinigten Staaten geistige Größen hervorbringen, dann erst werden sie Künstler, Dichter und Musiker haben, die das Leid und die Freuden eines empfindenden Volkes zu singen beginnen; denn was sie bis jetzt an Musik und Dichtung Eigenes haben, ist kaum wert, erwähnt zu werden.

Es ist erstaunlich, wie leicht das große Sammelbecken der Vereinigten Staaten den gewaltigen Zustrom fremder Elemente verdaut. Wandern z. B. Deutsche oder Angehörige irgendeiner anderen Natio-


nalität dort ein, so erwerben sie zunächst alle in kürzester Zeit die Fehler dieses Landes. Sie beginnen genau so zu spucken und sich lümmelhaft zu benehmen und erscheinen dann dadurch als die widerwärtigsten Typen der Neuzeit. Ich werde meinem Geschick ewig dankbar sein, wenn ich nicht mehr in die Lage komme, in den Vereinigten Staaten leben zu müssen. Man kann allerdings dort sehr luxuriös wohnen, sieht alle Werke der großen Menschheit kopiert, wobei einem eingeredet wird, daß dies Originale seien, von welchen sich die Nachahmungen in Europa befinden; denn im äußeren Schein und in der Vorspiegelung einer gewissen Größe ist der Amerikaner Meister. Doch den empfindenden Menschen widert ein solches Gebaren gar sehr bald an, so daß er sich in einem solchen Lande niemals wird richtig heimisch fühlen können.

Wozu ein Amerikaner unter Umständen fähig ist, das lehrt folgende wahrheitsgetreue Geschichte:

An einem europäischen Hofe waren hohe Herrschaften geladen. Diplomaten und Prinzen trugen ihre Orden zur Schau. Auch ein amerikanischer Seifen-König hatte sich einzuschmuggeln gewußt. Auf seiner Brust funkelte ein ungewöhnlich großer Stern, und alle Gäste zerbrachen sich den Kopf, was das wohl für ein außergewöhnlicher Orden sein möge. Der Gastgeber, von derselben Neugierde getrieben, nahm sich schließlich den Mut, zu fragen: „Ach, entschuldigen Sie, von welchem Lande wurde Ihnen dieser Orden verliehen?“ Worauf der Yankee ganz trocken, aber mit vollem Selbstbewußtsein zurückgab: *That is my own invention!* Das ist auf Deutsch: Das, meine Herren, ist meine eigene Erfindung!

Echt amerikanisch! Wenn ein Amerikaner das hohe Ziel seiner Wünsche auf bequemem und natürlichem Wege nicht erreicht, so geht er gewaltsam vor.

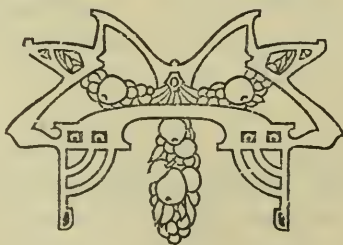
Naturgemäß habe ich auch in den amerikanischen Staaten sehr vornehme, reelle, hochgebildete Männer und Frauen kennen gelernt, die mir beneidenswert und vorbildlich erschienen sind. Mein hier geschildertes



Erlebnis betrifft nur einen gewissen, aber sehr bekannten weitvertretenen Typus. Es wäre ja auch niederträchtig, eine ganze Nation für die schlechten Handlungen eines Menschen oder einer Gruppe Menschen, die ihr angehören, verantwortlich zu machen und daraus Schlüsse auf die Eigenschaften des ganzen Volkes zu ziehen. Auch möchte ich nicht die große Abneigung, welche in Mexiko gegen die Vereinigten Staaten besteht, die teilweise zum Haß gesteigert ist und durch die schädigen Handlungen gewisser Gruppen Nordamerikaner hervorgerufen ist, noch mehr steigern. Wo viele Schatten sind, muß auch viel Licht sein und so gibt es auch in den Vereinigten Staaten Männer und Menschengruppen, die ihre Pflicht der Menschheit gegenüber in idealer Weise auffassen und darnach handeln.

Es ist leider immer so in der Welt gewesen, daß das Gemeine sich breit macht und anscheinend die Zustände beherrscht, wogegen das Gute bescheiden zurückgesetzt im Winkel steht. Weil dies so ist, muß man das Niedrige und Schlechte so kennzeichnen wie es ist, um die Bahn für das Gute frei zu machen. Nun genug von ihnen.

Gegenüber lag mein mexikanisches Vaterland, und meine neue Tätigkeit sollte beginnen. Der kommandierende General erwartete mich bereits, um mir meinen Majorsdegen wieder zu überreichen und mich in meine mir zustehende Würde zurückzuversetzen.





Nun lag alles wie ein wüster Traum hinter mir und in der Mitte der Brücke nahm ich für immer Abschied von diesem Lande, welches im Glauben an seine Unübertrefflichkeit eine Heimstätte der Roheit geworden ist. Vor mir lag Matamoros, und damit Mexiko, vor mir waren meine Glaubensbrüder und guten Freunde, und hinter mir — — — ein „Periat!“ all dem, was hinter mir lag.

Matamoros, einst eine reiche Stadt mit einem für die Flußschiffahrt günstig gelegenen Hafen, doch nunmehr infolge Vernachlässigung der Diazschen Regierung, welche in der Stadt eine Gegnerin zu erblicken glaubte, nahezu verarmt, zählt heute ungefähr 18—20 000 Einwohner, welche zum größten Teil von Ackerbau und Viehzucht leben. Wie landesüblich, befindet sich ein freier Platz in der Mitte der Stadt, eine Kirche im altspanischen Kolonialstil, daneben noch zwei oder drei ähnliche Gebäude, sonst aber herrscht die gleiche Einförmigkeit, die man überall in solchen Städten antrifft. In jenen Tagen wurde Matamoros gerade von den Truppen des Generals Lucio Blanco, welcher abberufen worden war, verlassen und dann während der ganzen Revolution als Hauptausrüstungsdepot für die Carranzisten zu dienen, zumal dort für uns alle Waffen von den Vereinigten Staaten eingeführt werden konnten. Von jeher als Ausrüstungsspeicher aller im Nord begonnenen Aufstände bekannt, war es natürlich, daß dort alle Anführer dieser Revolution zusammenkamen. Nun hatten die Zeitungen der Revolution bereits meine Ankunft angekündigt


und alles erwartete mich voller Freude. Zwei Generale waren anwesend: Pablo Gonzalez und der später als Märtyrer unserer gerechten Sache ums Leben gekommene Jesus Carranza. (Dem deutschen Leser mag vielleicht der Vorname Jesus sonderbar erscheinen, doch ist dieser Name in Mexiko sehr häufig.) Mit offenen Armen wurde ich begrüßt und bekam auch sofort ein Kommando: Die Leitung des Feldspitals „El Verbo Encarnado“ mit dem Range eines Majors. Ein netter freundlicher Unterton herrschte hier und wir verlebten manche vergnügte Stunde, wenn wir an der langen Offizierstafel im Hauptquartier beisammen saßen und alte Erinnerungen austauschten. Ich war zusammen mit dem früheren Unterstaatssekretär Urquidi einquartiert, einem feingebildeten Manne, mit dem ich manchen Abend deutsche, französische und englische Sprache repetierte. Mein Spital „El Verbo Encarnado“ war das frühere Kloster des gleichen Namens, hatte einen wunderbaren Garten und mir behagten über alles die freien unbefangenen Umgangsformen, die dort, wie überall im Norden Mexikos herrschen. Man fühlte, daß diese Leute alle eine gute Sache verfolgten, der sie mit Leib und Seele ergeben waren. Ich hatte dort drei- bis vierhundert Kranke und konnte insolgedessen eine Menge Operationen vornehmen, welche mich zur Genüge in die Chirurgie einführten. Bald erwarb ich mir auch viele Freunde, da den meisten meine freie Art als Deutsch-Mexikaner sehr behagte. Verschiedene meiner Operationen wurden von kinematographischen Gesellschaften aufgenommen und hernach in den Vereinigten Staaten aufgeführt.

Kurz darauf war ich bei der ersten Schlacht anwesend. Es war die Einnahme von Monterrey. Mit einer Tapferkeit sondergleichen hatten wir die Gießerei unter Feuer genommen und gar bald mußten die Föderaltruppen aus diesem Platze weichen, während wir schrittweise in der Stadt vordrangen und sie nach kurzer Zeit ganz in unseren Händen hatten. Nun begannen aber unglücklicherweise unsere Soldaten die dortige Brauerei zu plündern und hatten sich bald so vollständig betrunken, daß wir sie mit Gewalt heraus-

schleppen mußten. Dies erfuhren unsere Gegner und kamen augenblicklich zurück, so daß wir leider nach kurzem Kampfe die Stadt wieder aufgeben mußten.

Nun kam das Vorwärtzstreben der Revolution, die Ausführung der Taktik, das Land mit Truppen zu überschwemmen, dieselben so zu verteilen, daß sie jederzeit rasch zusammengezogen werden konnten, um zunächst dem Feinde Hilfsquellen zu entziehen und sodann unsere Leute rasch gegen eines der Forts zu werfen, die unserem Vorwärtzstreben im Staate Tamaulipas ein ernstes Hindernis bildeten. Der strategisch wichtige Stützpunkt war die Hauptstadt des Staates Tamaulipas, Ciudad Victoria. Vorzüglich gesichert und durch die Festung Guadalupe, die auf einem steilen Berge liegt, geschützt, ferner durch eine große Zahl äußerst sorgfältig ausgeworfener Schützengräben, welche sich in drei- oder vierfacher Linie um den Berg zogen und deren verschiedene Sektoren mit Maschinengewehren besetzt waren, nahezu uneinnehmbar gemacht, war die geplante Einnahme eine Aufgabe, auf die auch europäische Offiziere hätten stolz sein dürfen, um so mehr, als der huerfistische General Rabago sogar in europäischen Militärsachblättern als ausgezeichnete Strategie Anerkennung gefunden hatte. Trotz dieser Umstände wurde der Angriff auf das Fort und die Stadt vorbereitet und in folgender Weise ausgeführt:

Wir zogen mit größter Vorsicht von Norden gegen die Stadt und trotz der Umsicht des oben erwähnten Generals gelang es uns, bis auf einen Kilometer an die Stadt heranzukommen, wo unsere Vorhut bei stockfinsterer Nacht ein Lager bezog und ohne Feuer anzumachen, den Morgen erwartete, so daß alle Truppen in Gefechtsstellung gebracht werden konnten. Mit anbrechendem Tage begann das Gefecht, welches von General Pablo Gonzalez geleitet wurde. Unsere Truppen griffen mit großem Elan an und nahmen ein Haus nach dem andern, die Föderaltruppen überall zurückdrängend. Hier trug es sich zu, daß in einem, einem Amerikaner gehörigen Rancho eine Flasche mit vergiftetem Kognak auf dem Tisch gefunden wurde, wovon unsere Soldaten tranken und in ziemlich großer



Anzahl an den Folgen der Vergiftung starben. Dieses Vorkommnis reizte unsere Truppen zum Äußersten an und sie griffen angesichts der vergifteten Opfer den Feind aufs neue an und nahmen trotz schrecklicher Verluste die Stadt und das Fort am dritten Tage. General Rábago hatte versprochen, die Einwohner in jeder Weise zu schützen und wollte die umliegenden Berge besetzen, doch waren wir ihm zuvorgekommen. Schließlich baten viele Hunderte von Frauen, von Furcht getrieben, ihn auf seinem Abzuge begleiten zu dürfen, was er ihnen zusagte. Er verließ sie jedoch später in schmachvoller Weise. Auf der Verfolgung fanden wir dann diese Unglücklichen in erbarmungswürdigem Zustande. Einige waren von Frühgeburten befallen, andere wieder schleppten sich mit blutenden Füßen auf den steinigen Wegen mühsam dahin und viele andere waren vor Erschöpfung liegen geblieben.

Die Einnahme der Festung bedeutete für uns einen großen moralischen Erfolg, denn nun beherrschten wir eine Linie, welche von der amerikanischen Grenze bis gegen den zweitgrößten Hafen der Republik, Tampico, sich hinstreckte. Dieser letzte Hafen sollte ebenfalls bald eingenommen werden.

Wie man sich wohl denken kann, war es oft unmöglich, die Soldaten bei diesem Nachekampf von der Plünderung der Gebäude und Geschäftshäuser einiger unserer ausgesprochensten Gegner zurückzuhalten. Bald sah man unsere Soldaten mit Beutestücken beladen, den einen mit einem Zylinderhut geschmückt und zwei, drei oder mehr Stoffballen unter dem Arm, einen anderen mit einer Petroleumlampe und verschiedenen Vorhängen, und womöglich mit zwei linken oder zwei rechten Schuhen in der Hand; ein anderer wiederum hatte gar ein Frauenkleid, welches einer höheren Bürgerdame als Sonntagsstaat gedient haben mochte. Befederte Frauenhüte waren als Kopfbedeckung bei unseren Soldaten sehr beliebt; kurz und gut, es war ein Bild, welches die französische Revolution in Erinnerung brachte. Eines Vorfalles möchte

ich bei dieser Schlacht noch erwähnen; ein älterer deutscher Arzt, der in Ciudad Victoria schon jahrelang ansässig war, ließ sich durch General Rábago verleiten, dem General Caballero einen Brief zu schreiben, in welchem er ihn bat, Carranza zu verlassen und zu den huertistischen Truppen überzugehen. Dieser Arzt wurde, obwohl verschiedene Angehörige anderer Nationen wegen ähnlicher Vergehen erschossen wurden, auf Fürsprache hin begnadigt, weil man der deutschen Kolonie, die sehr geachtet und beliebt war, eine solche Schmach nicht antun wollte.

Bei jedem noch so ernstern Vorkommnis der Geschichte ist auch immer eine heitere Note vertreten, die das Vorhandensein des Schalkteufels verrät und aus der Tragik die Komik gebiert. So in der Schlacht von Santa Ingracia.

Nach der erfolgreichen Einnahme von Ciudad Victoria schickte man uns den berühmten General Rubio Navarette nach, und zwar rückte dieser sehr langsam vor, so daß wir reichlich Zeit hatten, uns auf das kommende Gefecht vorzubereiten. Auf einer Seite des Dorfes Santa Ingracia stellten wir uns auf, um den Feind zu empfangen. Wir hatten nicht lange zu warten, denn nach kurzer Zeit erschien die Vorhut, die sich sofort mit unseren Aufklärungsgruppen in ein Gefecht verwickelte. Das Gefecht hatte wohl eine halbe Stunde gedauert, als plötzlich auf beiden Seiten der Ruf ertönte: „Wir sind umgangen!“ —

Der mexikanische Soldat kämpft sehr tapfer, doch muß er seine Flanken frei sehen, da er sonst die Ruhe verliert. Hier passierte es nun, daß beide Teile ihre Kaltblütigkeit in demselben Augenblicke verloren und mit dem Schreckenrufe: „Wir sind umgangen!“ ausrissen. Die panikartige Flucht vollzog sich mit einer solchen Geschwindigkeit, daß beide Armeen fast ihre gesamte Ausrüstung wegwarfen.

Nun stelle man sich einmal vor: In der Mitte das Schlachtfeld und das Dorf von Santa Ingracia, auf beiden Seiten zwei voneinander weglaufende Heeresabteilungen! Zu unserer Ehre muß ich gestehen, daß unsere Soldaten weniger weit liefen, als die Huertisten,



wohl deshalb, weil wir keine Bahn zum Rückzug zur Verfügung hatten, während die anderen auf ihre Züge stiegen und davonfuhren, so daß wir gleich wieder auf das Schlachtfeld zurückkehrten, um die Kriegsbeute in Empfang zu nehmen, welche aus einer ungeheuren Zahl von Gewehren, Kanonen und sogar dem Kärppi des Generals Rubio Navarette bestand. Natürlich waren wir Sieger. Der Gegner wagte auch nicht mehr, zurückzukommen, da er an einer solchen vernichtenden Niederlage schon mehr als genug hatte.

So entstehen die neuen „Helden“!!

In der Nähe von Santa Ingracia brachte ich später längere Zeit auf den umliegenden Dörfern zu, um neue Truppenmusterungen vorzunehmen, und möchte ich dem Leser noch einige Volksitten unterbreiten, die ihn interessieren werden.

Das mexikanische Volk ist ungeheuer musikalisch veranlagt und vertritt hier das kostspielige Klavier die volkstümliche Gitarre, zu deren Klängen man Volkslieder und Gassenhauer singt. Nun möchte ich hier einen Gebrauch schildern, den ich bitte mit Ernst zu lesen, wenn er auch seines tragikomischen Beigeschmacks wegen entschieden nicht den Beifall aller finden wird. Es handelt sich um die Veloriofeste. Wenn in einem armen Hause ein kleines Kind stirbt, so versammeln sich die Compadres (Gedatter), die Nachbarn und Freunde in dem Trauerhause, um einer eigenartigen Trauerfeier beizuwohnen. Der Sarg wird mit Blumenvasen und brennenden Kerzen umstellt — — alles ist ernst und traurig gestimmt, man weint und beket. Alsdann wird die Leiche gut begossen, d. h. man beginnt zu essen und tüchtig zu trinken. Bald holt man die Gitarre und die Stimmung ändert sich. Die Musik wird lustiger und man tanzt um die Leiche wie beim tollsten Karneval. Den Abschluß bildet meist eine ausgiebige Keilerei, an deren Verlauf auch die Leiche unfreiwillig teilnimmt. Denn wie oft kommt es vor, daß einer im Rausche seinen Gegner den Sarg um die Ohren schlägt, daß die Fäxen nur so fliegen und der grauende Morgen, Betrunkene, demonstrierte


Möbel und die Leiche friedlich auf einem Haufen findet. Ja, es kommt sogar vor, was beinahe märchenhaft klingt, daß man sich die Leiche borgt, um zu solchen Festlichkeiten Anlaß zu haben. — — —

Bald sollte ich wieder Pulver riechen, es war bei dem Gefecht von Laredo. Der Gegner war um die Stadt herum in starken Verschanzungen aufgestellt und wir hatten auf so ungünstigem Terrain anzugreifen, daß wir uns vergeblich dem Feinde zu nähern suchten. Mehrere schneidig angeführte Kavallerieattacken brachen unter dem furchtbaren Maschinengewehrfeuer zusammen. Endlich gelang es uns, auch unsererseits mehrere Maschinengewehre ins Gefecht zu bringen, um den schon von allen Seiten vortrückenden Feind in Schach zu halten und unseren Rückzug zu decken, denn unsere Verluste waren außerordentlich groß.

Durch diese Niederlage war jedoch unser Mut nur gewachsen. Immerhin verzichteten wir zunächst auf einen weiteren Versuch, sondern stationierten einige Truppenkörper in der Gegend, die den Feind täuschen sollten und wandten uns nun in größter Eile gegen den Hafen Tampico.

Tampico ist eine moderne Stadt, hat hübsche breite asphaltierte Straßen und bietet durch den riesigen Petroleumreichtum seiner Umgebung einen Hauptstützpunkt der Regierung. Wenn die Einnahme Tampicos gelang, so bedeutete das die Brachlegung der gesamten Eisenbahnlinien, denn das Heizmaterial der Lokomotiven Mexikos besteht aus Petroleum. Außerdem befindet sich in Tampico das bedeutendste Zollamt, dessen Einnahmen eine erwünschte Finanzquelle für die Revolution war.

Gleich nach der Eroberung der Festung Ciudad Victoria hatten Teile unserer Armee einen Angriff auf Tampico unternommen, der jedoch sowohl an der außerordentlich günstig angelegten Befestigung dieser Stadt, als auch an unserem Munitionsmangel scheiterte. Nun sollte jedoch Tampico um jeden Preis genommen werden und sollte es auch den letzten Mann kosten.



Es muß hier bemerkt werden, daß die Stadt Tampico von den Flüssen Panuco und Tamesi gewissermaßen umgeben ist, und daß sich diese Flüsse, bevor sie die Stadt erreichen, zu zwei Seen erweitern, dabei aber nur eine Landenge übrig lassen, durch welche wir gezwungen waren, die Stadt anzugreifen. Auf der für die Artillerie günstigsten Seite des Flusses Tamesi waren in Kiellinie die drei Kanonenboote „Veracruz“, „Bravo“ und „Zaragoza“ aufgefahen und beherrschten mit ihren weittragenden Geschützen die ganze Gegend, die sie außerdem genau kannten, da sie dort wiederholt Zielübungen abgehalten hatten. Vor uns war die Infanterie in Schützengräben eingegraben und dahinter war noch eine ganze Reihe von Schnellfeuergeschützen aufgestellt, so daß wir vor einem richtigen Höllenrachen standen.

Die Huertisten wurden von General Morelos Zaragoza angeführt, während auf unserer Seite General Caballero befehligte. Unsere Truppen begannen auch hier den Waffentanz und waren bald im Besitz der vordersten Schützengräben, die sie jedoch infolge des heftigen Artilleriefeuers wieder aufgeben mußten. Mit unserer Artillerie waren wir bedeutend im Nachteil, waren wir doch während der ganzen Belagerung nicht imstande gewesen, auch nur einen Treffer auf einem Kriegsschiffe zu verzeichnen. Wir mußten also nur durch Massen von Infanterie erdrückend wirken. Welch eine Mezelei das war, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß unsere Truppen achtundvierzig Tage hindurch nahezu jeden Tag Sturm liefen, wie überhaupt die Schlacht während der ganzen Zeit nicht zum Stillstand kam.

Einer unserer Hauptleute, der großartig Signale blasen konnte, unternahm das Wagniß, mit einem Trupp meiner Leute hinter die feindliche Linie zu gelangen; dort angekommen, blies er den Offiziersruf der Föderalen und alsbald kamen siebenundzwanzig Offiziere an, die natürlich sofort niedergemacht wurden. Der Krieg wird in Europa blutig geführt, darüber herrscht kein Zweifel, doch hier wurde er nahezu immer ohne Pardon gefochten und keine Gefangenen gemacht.

Aber davon abgesehen hatten wir auch sonst allerlei Schauerliches auszustehen. Man bedenke, daß das Klima von Tampico entsetzlich heiß ist, und daß bei der täglichen Schlachtung für die Versorgung der Truppen mit Fleisch eine ungeheure Menge Unrat liegen blieb, dazu war das Feld meilenweit mit Tierleichen und gefallenem Soldaten bedeckt, die niemand beerdigte, und die einen geradezu schauerhaften Geruch verbreiteten. Dazu kamen noch alle weiteren Abfälle, die bei einem so zahlreichen Heere unvermeidlich sind. All das rief einen Gestank hervor, der nicht zu beschreiben ist.

Ich hatte mein Feldspital in der Nähe des Schlachtfeldes und mußte außerdem noch beinahe jeden zweiten Tag nach Ciudad Victoria, um Schwerverwundete im Extrazuge zu transportieren. Nach meiner Schätzung habe ich während des ganzen Feldzuges nahezu 3800 Operationen gemacht und trotz mangelhafter Pflege (es gab Augenblicke, in welchen wir sehr wenig Verbandzeug hatten und oft so gut wie gar keine Hilfe leisten konnten), kamen fast gar keine Infektionen vor. Und doch hatten wir aus Wassermangel häufig alle Regeln der Reinlichkeit außer Acht lassen müssen. Wahrlich, hätte ich als Militärarzt irgendwo in Europa so schauerhaft gegen die elementarsten Begriffe der Hygiene verstoßen, wie ich an Mangel an Waschgelegenheit oft tun mußte, mein europäischer Vorgesetzter hätte mich sicher in seiner Entrüstung geohrfeigt. Allein unsere indianischen Soldaten zeigten zum Glück fabelhaft zähe Widerstandskraft gegen Infektionen. Viele von ihnen lebten im Glauben, daß ein gutes Verbandzeug durch Pferdemist gewonnen werde, so daß sie sich dieses Mittel in der Folge einfach in die Schußlöcher stopften. Wie viele Europäer würden wohl unter gleichen Verhältnissen gestorben sein! — Der indianische Soldat hält jedoch alle diese „Koskuren“ in geradezu verblüffender Weise aus. Das erklärt sich ohne Zweifel daraus, daß die Leute ihr ganzes Leben hindurch im größten Schmutz gelebt haben, so daß dadurch eine gewisse Immunität eingetreten ist. Sie sind auf Dreck buchstäblich geeicht.




Mittlerweile dauerte die Schlacht fort und wurde mit einer Erbitterung geführt, die geradezu gräßlich war. Einmal trieben unsere Soldaten ein Kanonenboot zurück. Sie hatten sich demselben schwimmend zu nähern gewußt und schossen nun die Steuerleute herunter, so daß das Schiff in kurzer Zeit zum Zurückgehen gezwungen wurde.

Unsere Linien hatten sich inzwischen immer weiter vorgeschoben und konnten durch die Schiffsgeschütze nicht mehr zurückgetrieben werden. Der Fall der Stadt mußte also bald erfolgen.

Gerade war ich mit der Einrichtung eines Landhauses beschäftigt, um darin Verwundete unterzubringen, als auf einmal eine Abteilung Soldaten zurückkam mit der Hiobsbotschaft, daß wir in einem Flankenangriff geschlagen worden seien und das ganze Heer im Rückzuge begriffen sei. Das wäre in meiner damaligen Lage entsetzlich gewesen, denn das ganze Haus lag voll Verwundeter, so daß kaum mehr ein Platz war, um sich zu rühren; alle diese wären natürlich verloren gewesen, denn wären die Föderaltruppen vorge drungen, so hätten sie keinen Verwundeten am Leben gelassen. Glücklicherweise stellte es sich bald heraus, daß der Alarm falsch war, denn unsere Truppen drangen immer weiter vor. Gleichzeitig setzte unverhofft ein fürchterlicher Platzregen ein, der die Schützengräben der Föderalen voll Wasser laufen ließ, so daß wir dieselben unter Feuer nehmen konnten, worauf unsere Feinde allesamt die Flucht ergriffen. Bei eben diesem Platzregen drangen dann unsere Truppen in die Stadt vor, welche nun, allen Widerstandes unfähig, sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Dabei fielen uns alle Kanonen des Feindes, eine ungeheure Menge Munition und Ausrüstungen in die Hände. Zwei der Kriegsschiffe waren auf die See ausgelaufen; die „Veracruz“ jedoch fuhr, anstatt den andern zu folgen, fluschaufwärts und wurde dort von der Besatzung versenkt. Ich war der erste, der das gesunkene Schiff erreichte und traf dort ein, als die Besatzung ungefähr fünfzig Meter davon entfernt war.

Drei Tage nach diesem Ereignis hatte ich einen der unangenehmsten Augenblicke meines Lebens durchgemacht. Das kam so: der englische Kreuzer „Glasgow“ mit dem britischen Admiral Sir Christopher Cradock an Bord war im Hafen von Tampico eingetroffen und nahm die Klagen der Nichtkombattanten entgegen. Obwohl auch andere fremde Kriegsschiffe, wie z. B. die „Dresden“ und verschiedene amerikanische Schiffe gegenwärtig waren, nahm Admiral Cradock als dienstältester Offizier das Wort und bat sowohl bei General Morelos Zaragoza, als beim General Caballero um einen Waffenstillstand. Als Grund für dieses Vorgehen war angegeben worden, daß die Schützengräben der beiden Parteien so nahe bei den großen Petroleumtanks eingebaut seien, daß bei einem vorkommenden Treffer eine Gefahr für die ganze Stadt entstehen würde, und schließlich verlangte der gute Mann, daß wir die so heiß erstrittene Stellung aufgeben und eine andere, weiter zurückliegende dafür einnehmen sollten. Ich war der einzige, der im ganzen Feldlager englisch sprach, und so wurde nun mir der Auftrag, mit dem Admiral zu verhandeln, doch hatte ich schon von vornherein Instruktionen im negativen Sinne für den Engländer erhalten, so daß diese Unterredung nur Formsache war. Die Höflichkeit erforderte, daß ich diesen Offizier bis an sein Boot begleitete und ich hoffte, noch früh genug zurückzukommen, ehe das Feuern wieder beginnen würde. Doch kaum war ich zwischen beiden Linien, als plötzlich ein Geschiesse anhob, als ob die Hölle losginge; ich wußte nicht, sollte ich mich niederwerfen oder laufen; endlich entschloß ich mich fürs Letztere und rannte eine kurze Strecke weit, bis ich mich hinter einer Lokomotive decken konnte. Dort wartete ich, bis mich ein Zug von unserer Partei abholte und in Sicherheit brachte.

Der Verlust an Offizieren und Mannschaften war ziemlich groß, unter anderem war darunter ein mir sehr lieber Freund gefallen, den ich gerne unter Ausbietung aller meiner Kenntnisse gerettet hätte. Es war der bildhübsche, junge Oberst Alfred Terrazas. Er bat mich noch, sein Leben so lange zurückzuhalten, bis wir in der



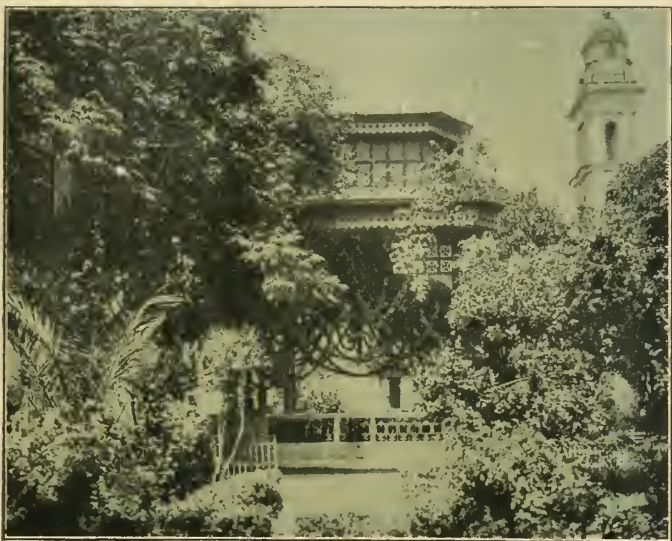
Stadt waren, doch konnte ich seinen Wunsch leider nicht erfüllen; menschliche Hilfe war hier umsonst. Seine Leiche habe ich unter herrlichen tropischen Farnen aufbahren lassen und persönlich schleppte ich so viele Blumen herbei, als ich nur zusammenbekommen konnte und pflanzte dann die mexikanische Flagge neben der Leiche auf, um jedem zu zeigen, daß ich mit diesem Toten durch innige Freundschaft verbunden war . . .

Auch auf der gegnerischen Seite waren die Verluste sehr groß. Ich allein habe den letzten Tag mit meinen Begleitmannschaften etwa 360 Verwundete aufgelesen. Die Gegner waren nämlich immer gleich bereit, unsere Verwundeten niederzumehzeln und uns die ihrigen einfach zur Verpflegung zu überlassen.

Hier gab es nun unsere erste Löhnung, doch von fremdem Gut wurde keine Stecknadel angerührt und als ich abends an die halb betrunkene Soldateska eine Ansprache hielt und sie bat, nicht mehr unnütze Salutschüsse abzugeben, wurde dieser Bitte in bewundernswürdiger Weise Folge geleistet.

Jeder suchte sich nun begreiflicherweise so gut wie möglich von den Anstrengungen und Entbehrungen der letzten sieben Wochen zu erholen und die Heeresleitung ging daran, die verschiedenen Truppenkörper neu zu formen, die entstandenen Lücken auszufüllen und für weitere Gefechte in Bereitschaft zu setzen.

Während wir die Stadt belagerten, hatte sich die huertistische Regierung alles Mögliche geleistet. Da war zunächst der bekannte amerikanische Zwischenfall, wegen Verweigerung des üblichen Salutwechsels, der alsdann zur Besetzung von Veracruz führte. Dann hatte der deutsche Dampfer „Dania“ damals zur selben Zeit die von Huerta in Deutschland bestellten Waffen in Veracruz landen wollen, wurde aber daran durch die amerikanischen Kriegsschiffe verhindert und war nun nach Tampico gekommen, wo er, als wir die Stadt eingenommen hatten, sich weigerte, diese Waffen an uns auszuliefern, und zwar infolge der carranza-feindlichen Haltung des einflußreichen deutschen Herrn Eversbusch. Hätte ich nicht deutsches Blut in meinen Adern,



Garten eines Privathauses in Guadalajara




Sabinobaum in Dajaca. 35 m Umfang

so würde ich diesem Herrn an dieser Stelle über die damaligen Vorkommnisse eine kleine Philippika halten, die sein Verhalten eigentlich verdiente. Hätte der Mann, der gar keine Gefahr mehr laufen konnte, uns die Waffen ausgeliefert oder wenigstens nicht an Huerta übergeben, so wäre der Revolutionskrieg sozusagen zu Ende gewesen. Allerdings hätte Eversbusch vielleicht kein Geschäft gemacht, aber immerhin darf er versichert sein, daß wir die Waffen doch auch gekauft hätten; — aber nein, Herr Eversbusch berief sich auf seine Würde als Schiffsagent und da er obendrein von einem Kriegsschiff unterstützt wurde, so mußten wir bei der für uns recht unangenehmen Aussicht, mit dem größten Militärstaate Europas in Konflikt zu kommen, untätig zusehen, wie unser Todfeind von neuem mit Waffen versorgt wurde und neue Menschenopfer verschlang. Damit hatte natürlich der taktvolle Herr Agent die sämtlichen Deutschen uns gegenüber in eine Stellung gebracht, die gerade nicht beneidenswert war und nur dem durch und durch diplomatischen Einschreiten des neuen kaiserlichen Gesandten, Herrn H. von Eckardt, ist es gelungen, die Folgen jenes unangenehmen Zwischenfalles zu beseitigen. Nach Aussagen verschiedener Deutscher ist auch an diesen Geschäftskombinationen ein Deutscher, namens Alexander Holste, mit verwickelt. Derselbe wurde auf General Blanquets Befehl in einem Extrazug nach Puerto Mexico gesandt, um dort die Waffen für die Huertisten in Empfang zu nehmen.

Aus Dankbarkeit erhielt er für seine wertvollen Dienste ein altbekanntes gelbes Automobil, in welchem er heute noch in der Stadt herumfährt und versucht Geschäftsverbindungen mit uns anzuknüpfen.

Ich persönlich bin sehr gerne bereit dies öffentlich zu widerrufen, falls die betreffenden Herren mir das Gegenteil zu beweisen imstande sind. Hier handelt es sich ja nur darum, die Tatsache historisch festzustellen.

Interessant dürfte es sein, an dieser Stelle einen Bericht zu bringen, den große deutsche Tageszeitungen über diesen Vorfall brachten. Mit dem Helden dieser



Berichte, dem inzwischen für sein Vaterland gefallenem Fregattenkapitän Köhler, habe ich als Vertreter meiner Regierung an Bord der „Dania“ verschiedene Verhandlungen geführt.

Die vor Tampico befindlichen amerikanischen Kriegsschiffe unter dem Befehl des Konteradmirals Mayo erhielten von Fletcher am 21. April den Befehl, flussabwärts auf Reede zu gehen und jede Verbindung mit dem Land abzubrechen. Hier aber hatte die Besetzung von Veracruz wie eine Bombe eingeschlagen, eine grenzenlose Wut bemächtigte sich der Einwohner gegen die Amerikaner, die gerade in dieser kritischen Lage des Schutzes ihrer Kriegsschiffe beraubt wurden. Der damals vor Tampico zum Schutze der deutschen Interessen ankernde kleine Kreuzer „Dresden“ unter Fregattenkapitän Köhler, dem späteren Kommandanten der unvergeßlichen „Karlsruhe“, sowie der englische Kreuzer „Hermione“ nahmen den Schutz der Fremden und besonders auch der am meisten gefährdeten Amerikaner in ihre Hand. Letztere hatten sich mit Weibern und Kindern vor der Wut des Pöbels in einigen der größten Hotels der Stadt zusammengeschlossen jeden Augenblick gewärtig, von der erregten Volksmenge, die bereits die Hotels mit Steinen bombardierte und auch beschoss, ergriffen und ermordet zu werden. Kapitän Köhler entsandte sofort zwei Offiziere an Land, deren umsichtigem Eingreifen es mit Hilfe der Polizei gelang, die Amerikaner zu entsetzen und sicher an Bord der „Dresden“ zu geleiten. Mit Hilfe von Offizierspatrouillen wurden außerdem noch zahlreiche Amerikaner, die teils in der Stadt, teils in der Umgebung sesshaft waren, auf die „Dresden“ in Sicherheit gebracht bzw. weiter stromabwärts an Bord der auf Reede liegenden Streitkräfte des Admirals Mayo überführt. Durch das energische, zunächst aus eigener Initiative, dann aber auch auf Bitten des amerikanischen Konsuls Miller erfolgte Eingreifen des deutschen Kommandanten wurden über 900 Amerikaner beschützt. Admiral Mayo gab am 23. April seiner Anerkennung der Haltung des deutschen

Kreuzers durch ein Schreiben an den Kommandanten der „Dresden“ Ausdruck, daß hier in Übersetzung folge:

„Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich mit wahrem Vergnügen meiner Regierung berichten werde über die energischen und erfolgreichen Maßnahmen, die Sie und Ihre Offiziere zur Rettung amerikanischer Untertanen in dieser kritischen Zeit ergriffen haben. Ich bitte, Ihnen und Ihren Offizieren meinen besonderen Dank und meine Anerkennung auszusprechen zu dürfen.“

Mit vorzüglicher Hochachtung

Mayo,
Konteradmiral.“

Soweit der Hergang auf Grund eines dienstlichen Berichtes, der durch obigen Brief des amerikanischen Admirals seine volle Bestätigung findet. In der Folge machte sich in der amerikanischen Presse eine zunehmende abfällige Kritik über die Haltung der vor Tampico versammelten amerikanischen Streitkräfte geltend. Man warf dem Admiral Mayo vor, daß er im gefährlichsten Moment mit seinen Schiffen die Stadt verlassen und die Rettung der amerikanischen Bürger deutschen und englischen Schiffen überlassen habe. Man sprach sogar von Feigheit und Unfähigkeit der amerikanischen Seeoffiziere. Im „Army and Navy Journal“ vom 14. Oktober 1916 wird nun eine Unterredung mitgeteilt, die Admiral Mayo dem Korrespondenten der „New York World“ gewährt, in der der Admiral seine damalige Haltung zu begründen versucht. Er habe auf Befehl seines Vorgesetzten, des Admirals Fletcher, am 21. April die Stadt verlassen und auf Reede ankern müssen. In der Nacht aber habe er alarmierende Nachrichten über die Gefährdung der amerikanischen Bürger infolge der Haltung der aufrührerischen Bewohner Tampicos erhalten. Seinen zunächst gefaßten Entschluß, sofort stromaufwärts zu gehen und das Leben der Amerikaner nötigenfalls mit Waffengewalt zu schützen, habe er aber aufgegeben, da er sich gesagt habe, daß bei der nun einmal herrschenden Erbitterung gegen seine Landsleute der erste

Schuß das Signal zu einem allgemeinen Massacre nicht nur der Amerikaner, sondern auch aller anderen Fremden in Tampico sein würde. Er habe daher den Vorschlag des Kommandanten des noch in Tampico liegenden englischen Kreuzers „Hermione“ angenommen, der, von denselben Erwägungen ausgehend, ihn ersucht habe, auf Reede zu bleiben und es ihm zu überlassen, für die Sicherheit der Amerikaner zu sorgen. „Dieser Rat,“ so fährt Mayo wörtlich fort, „schien mir ausgezeichnet, und ich telegraphierte an Admiral Fletcher folgendes: „Nehme als letztes Mittel in Aussicht, stromaufwärts zu gehen und die Amerikaner zu holen. Bin aber fast sicher, daß dies den offenen Ausbruch der Feindseligkeiten zur Folge haben wird. Der englische Kommandant hat mich, als ich ihm meine Absicht mitteilte, im Interesse aller Fremden gebeten, nicht heraufzukommen. Er selbst übernehme es, die Amerikaner herauszuschaffen. Ich habe diesem Vorschlag zugestimmt.“


Drei Tage lang, so schließt der Admiral, dauerte das Rettungswerk, über 2100 Amerikaner wurden in Sicherheit gebracht.

Wie man sieht, erwähnt Mayo die Tätigkeit der „Dresden“ auch nicht mit einem Wort. Man mag über die Haltung des amerikanischen Admirals in der Sache selbst verschiedener Ansicht sein — in einem Punkte wird aber das Urteil in Deutschland nicht zweifelhaft sein. Falls nicht eine falsche Darstellung seitens des Korrespondenten der „New York World“ vorliegt, hat Admiral Mayo die hervorragende Beteiligung an der Errettung amerikanischer Bürger seitens der „Dresden“, die er in seinem Schreiben an den Kommandanten und in seinem Bericht an seine Regierung ausdrücklich anerkannte, in seinem — wie er doch wußte — für die Öffentlichkeit bestimmten Rechtfertigungsinterview völlig verschwiegen.

Nachträglich möchte ich noch anführen, daß wir während der Belagerung die Wasserleitung der Stadt abgeschnitten hatten, und daß während der letzten sieben Wochen keine Straße mehr gereinigt worden war, diese

waren so schmutzig, wie die gesamte ärmere Bevölkerung; schwarze Blattern waren bereits epidemisch aufgetreten und es war die höchste Zeit, daß Hilfe kam. Sofort erbat ich mir militärische Kräfte und erhielt so viel Leute, als ich nur wünschte. Ganze Bataillone mußten mit Schaufel und Besen antreten, um an der Reinigung der Stadt teilzunehmen. Als nun die ganze Stadt sozusagen gewaschen war, begann ich, die umliegenden Seen mit Petroleum begießen zu lassen, um die Moskitos, welche an den Ufern brüteten, zu vernichten, zu welchem Zwecke mir die verschiedenen Petroleumgesellschaften Öl im Überfluß zur Verfügung stellten. Es dauerte auch nicht lange, so machte sich diese Generalreinigung in sehr erfreulicher Weise bemerkbar. Kein Fieber, kein Fall von schwarzen Blattern war für lange Zeit zu verzeichnen.

Unser Erfolg fand, wie vorauszusehen war, in den weitesten Kreisen Widerhall. Von allen Seiten strömten Freiwillige herbei und Regiment um Regiment wurde gebildet, so daß ganz Tampico ein großer Rekrutierungsplatz schien. Nun hatte aber auch die Huerta-Partei die Waffen erhalten, die der schon erwähnte Dampfer „Dania“ und zuvor die „Zpiranga“ im Hafen von Coahuacoalcos endlich gelandet hatte, und da Huerta nun mehr Gewehre hatte, als Soldaten, so half er dem Übel in der Weise ab, daß er einfach in allen von ihm beherrschten Gebieten die Landleute vom Pfluge oder aus ihren Häusern holen ließ und sie unter Militär steckte. Auf solche Art hatte der Tyrann etwa 150 000 Mann zusammengebracht und bei den glänzenden Versprechungen, die er den Offizieren machte, fanden sich genug Leute, die ihm folgten, um so mehr, als Viele, durch die Zeitungen irrefgeführt, nicht an unseren Erfolg glaubten. Wie viele von diesen als unglückliche Opfer einer verlorenen Sache fielen, kann man sich denken, haben doch einige tausend Mann Puebla erreicht, um später der gepflogenen Übereinkunft gemäß entlassen zu werden. Allerdings muß man auch zugeben, daß ein großer Unterschied zwischen unseren freiwilligen Soldaten und den Sklaven des Tyrannen Huerta bestand, von welchen natürlich



außerordentlich viele bei der ersten sich bietenden Gelegenheit entliefen.

Inzwischen hatten sich die hauptsächlichsten Streitkräfte der Revolution versammelt und es ergab sich die Notwendigkeit, das ganze Land systematisch zu erobern. Zu diesem Zweck und auf Anordnung des ersten Chefs der Revolution wurde das ganze Heer in drei Teile geteilt und den verschiedenen Operationsplätzen zugewiesen. Im Osten kommandierten nun zunächst die Generale Pablo Gonzalez und Aguilar. Die Armee des Zentrums sollte der spätere Verräter Francisco Villa zusammen mit den Generalen Castro und Lara führen und die Westarmee befehligte der allen genugsam bekannte General Alvaro Obregon, unter dessen Kommando der deutsche Offizier Max Kloss zunächst als Oberst und später als General der Artillerie diente.

Gleichzeitig brachen die drei Armeen auf; die Zentrumsarmee zunächst gegen San Luis Potosi vorstoßend, die Westarmee nach der Gegend der pazifischen Küste ziehend und die Ostarmee die Staaten Veracruz und Hidalgo besetzend, mit der Hauptstadt des Landes als Endziel; — wie man sieht, ein gewaltiger Angriffsplan, der viel Energie erforderte und große Anstrengungen kostete, um ausgeführt zu werden. Schrittweise ging inzwischen die Zentrumsarmee auf der Bahnlinie Tampico—San Luis Potosi vorwärts, welche letztere Stadt wir nach kurzem Gefecht gegen ungenügend gesicherte organisierte Föderalstreitkräfte nahmen.

Nun hätte Francisco Villa einen energischen Feldzug im Staate San Luis Potosi eröffnen sollen, doch war er schon im Einverständnis mit allen Feinden der Revolution, gewissen Amerikanern sowohl als auch dem Klerus und den Reaktionären einer früheren Zeit, so daß er sich, anstatt entschlossen vorzugehen, einfach darauf beschränkte, Teile seines Heeres nach verschiedenen Punkten zu senden und sie dort untätig stehen zu lassen, in der Voraussetzung, daß er, sobald sich ihm eine günstige Gelegenheit bieten würde, mit seinen Soldaten zu jeder beliebigen Zeit zum Feinde übergehen

könne. Dies geschah auch kurz darauf, als wir mit der Ostarmee bereits die Hauptstadt des Landes genommen hatten und im schönsten Vorrücken begriffen waren. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

Die Föderalen waren zum großen Teil bereits demoralisirt, doch leisteten Teile derselben immer noch heftigen Widerstand; wir überfielen sie tagtäglich und schlugen sie in jedem Einzelgefecht. So hatten wir von San Luis Potosi bis Mexiko achtzehn Gefechte. Diese spielten sich gewöhnlich in der Weise ab, daß uns die Föderaltruppen vor den Ortschaften erwarteten, durch welche wir dann immer zu stürmen hatten. In der Regel beteiligte sich der Klerus an den Gefechten und schoß auf uns mit einer Wut, die man eigentlich bei den Priestern der Religion der Nächstenliebe nicht hätte vermuten sollen. Wurden sie dabei erwischt, so wurden sie gewöhnlich mit andern gefangenen Anführern vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Da gab es denn manchmal sehr rührende und lebhaftes Unschuldsbeteuerungen und natürlich wurden wir gelegentlich mächtig angeschwärzt, und zwar nicht nur in der Kampfzone, sondern in der ganzen Republik, ja sogar bis ins Ausland drangen die bewegten Klagen der Herren von der Geistlichkeit. Die Beschwerden, welche die Priesterkaste in den Vereinigten Staaten gegen uns vorbrachten, waren jedoch in jeder Weise unberechtigt, denn diese Sorte Leute war grundsätzlich gegen unsere Partei und nachdem sie uns auf alle mögliche Art geschädigt hatten, riefen sie die ganze Welt an, um gegen uns Stimmung zu machen, und da sie dann immer die eigenen Taten zu beschönigen oder zu bemänteln pflegten, dagegen die dafür erlittenen Strafen in den grellsten Farben schilderten, so kam es, daß vor allem Frauen ihre Partei nahmen und sie als die Opfer wüster Ausschreitungen hinstellten. Und doch sind sie diejenigen, die von jeher das Land ausgesogen haben und durch deren Herrschsucht die französische Intervention und die nationalen Leiden aus der Zeit Maximilians hervorgerufen wurden, denn auch Maximilian ist schließlich doch nichts weiter als ein unglückliches Opfer der klerikalen Spekulationen dieses Landes



gewesen. Ich werde später einige Schilderungen solcher Bestrafungen folgen lassen, vorerst will ich aber einen besonderen Fall erwähnen, der es verdient, angeführt zu werden.

War da ein ganz junger Priester, der erschossen werden sollte, und da mir sein Jammern leid that, so versuchte ich ihn zu retten. Das war jedoch nicht so einfach, als man glauben möchte, mußte doch ein Vergehen gesühnt werden, dessen strenge Bestrafung alle Revolutionäre unerbittlich forderten. Die meisten hatten für die Todesstrafe gestimmt. Gelang es mir, ihn mit irgendeiner anderen Strafe loszukriegen, so konnte der Mann heilsfroh sein, überhaupt mit dem Leben davongekommen zu sein.

Nun brachte ich irgendeinem der Unstrigen die Idee bei, dem Kirchenmann ein Maultiergeschirr umzuhängen und ihn als Stangenzugtier an eine Kanone zu spannen. Die ganze Truppe schrie und vergnügte sich mit dem neuen Zugtier und er mußte ungefähr zwölf Meilen in dieser unangenehmen Situation mitziehen, wurde dann aber freigelassen und sein Leben war gerettet. Das mag ja sehr ungemütlich gewesen sein, aber ich fand kein anderes Mittel, um das Leben des Mannes aus den Händen der vollständig berechtigt erregten Soldaten zu retten. Uns hatte man auch nicht auf Rosen gebettet und ich beispielsweise wäre froh gewesen, wenn mich die Huertistas so gelinde behandelt hätten.

In Queretaro, der historischen Stadt, wo einst Kaiser Maximilian erschossen wurde, hatten wir nach vielen Gefechten wieder einige Zeit Ruhe, dort wurden drei Offiziere erschossen, die vom Kriegsgericht wegen Unterstützung der huertistischen Verrätereie verurteilt worden waren. Verschiedene klerikale Herrschaften wurden gezwungen, die Sache mitanzusehen und zitterten ganz erheblich im Glauben, daß nunmehr auch ihr letztes Stündlein geschlagen habe; doch wurden sie freigelassen.


Zu dieser Zeit hatten wir die Mehrzahl der Föderal-Streitkräfte überwunden, so daß dem Einzuge

unseres ersten Führers in die bezwungene Hauptstadt des Landes nichts mehr im Wege stand. Den meisten erschien die Ankunft des Generals Venustiano Carranza als eine Erlösung, hatte doch der Parteihaß und die durch die Revolution hervorgerufene Teuerung die Leiden vieler aufs höchste gesteigert, und jedermann hoffte, daß nun die Revolution zu Ende sein würde.

Unser Einzug in die Landeshauptstadt war großartig. Wir wurden mit Blumen überschüttet, die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen und das Gedränge an einzelnen Stellen fast lebensgefährlich, als wir unter dem Jubel der Bevölkerung durch die festlich geschmückten Straßen marschierten und manchen unter uns entschädigte dieser große Tag für so viele unsagbare Leiden und Entbehrungen, die er im Dienste der Revolution still, aber heldenhaft ertragen hatte. Auch ich hätte diese erhebende Stunde voll und ganz ausgekostet, wenn nicht ein tückischer Zufall gesügt hätte, daß sich mein Lieblingspferd an demselben Morgen einen Nagel in den Fuß trat und damit alle meine sorgsam, wochenlangen Vorbereitungen für den Einzug vereitelte. Trotzdem war es für mich eine ungemein große Genugtuung, an der Seite Venustiano Carranzas, unseres gefeierten und umjubelten Führers, wieder in Mexiko einzuziehen, wo ich noch vor kurzem so tief verachtet ausgestoßen worden war.

Im Nationalpalaste angekommen, umarmten wir uns alle, die wir von Anfang des Krieges an zusammen gefochten, zusammen gelitten und zusammen gesiegt hatten. Dann ging alles nach Hause. Nur ich nicht.

Ich hatte mir das Gelübde gemacht, als erstes in der Stadt Mexiko das Grab Maderos zu besuchen. So pilgerte ich also nach dem Friedhofe hinaus, in glücklicherweise wehmütige Gedanken versunken. — Nun stand ich vor dem Grabmal. Wie herrlich! Bedeckt mit Blumen und Kränzen lag es vor mir, es war der Wallfahrtsort für Tausende gewesen. Die Macht der Tyrannei hatte mit all ihren Spitzeln und Schergen nicht vermocht diese freiwilligen Tribute eines geknebelten, aber getreuen und hoffnungsvollen Volkes zu unterdrücken. Mancher politisch Verfolgte, manch armer Proletarier,



manche Pulverin der niederen Klassen hatten hier in stiller Andacht vor dem Grabe ihres Apostels befind gestanden und waren getröstet, in ihren Meinungen gefestigt wieder fortgegangen. Auch ich fühlte die Nähe meines Bruders und Freundes, die mir nun aus der Stille des Grabes zurief, du hast mir und der Menschheit gegenüber deine Pflicht erfüllt.

Du hast deutsche Ehrlichkeit und Treue mit deiner Liebe zum mexikanischen Volke zu verbinden gewußt.

Halt nun treu zu Carranza, er ist mein wahrer Nachfolger.

Nun kamen natürlich auch alle jene Menschen wieder hervor, die mich damals verleugnet hatten, als mich der Mörder Huerta von seinen Schergen mißhandeln ließ. Aber andererseits durfte ich auch viele Beweise herzlicher, aufrichtiger Zuneigung seitens vieler meiner alten, treuen Freunde erfahren, die mir einen begeisterten Empfang bereiteten.

Inzwischen waren in der Hauptstadt viele äußerst interessante Dinge vorgefallen, die eigentlich, um ein vollständiges Bild der Revolution zu geben, nicht verschwiegen werden dürfen und ich kurz wiederholen muß.

Nachdem General Huerta mit seiner verkehrten Politik die Vereinigten Staaten mit der bewußten Grußverweigerungs-Affäre gegen sich aufgebracht hatte und Note auf Note mit den gemeinsten Beleidigungen abhandelte, ohne auf die von den Vereinigten Staaten gestellte Forderung seiner Abdankung einzugehen, kam es endlich zum Bruch zwischen den beiden Regierungen. Ein starkes amerikanisches Geschwader hatte, nachdem es einige Granaten nach Veracruz hineinwarf und dort hauptsächlich die militärischen Gebäude beschädigte, Besitz von der Stadt ergriffen. Zu jeder anderen Zeit hätte das die ganze mexikanische Nation aufgebracht, aber in diesem Augenblick waren die Meinungen zersplittert (denn Carranzas Bemühungen verfolgten gerade das Gegenteil von dem, was Huerta wollte), daß der Aufruf des Generals Huerta an das Volk so gut wie gar keinen Erfolg hatte. Natürlich war das bet

dem so stark ausgeprägten Patriotismus der Mexikaner gleichbedeutend mit einem großen Mißtrauensvotum und der letzte Rest von Ansehen, den die Regierung Huertas noch genossen hatte, war geschwunden. Freier erhob die Revolution ihr Haupt auf allen Seiten und alle noch so grausamen Justiz- und anderen Morde und Hinschlachtungen der Opfer konnte die Mörderclique nicht vor dem Fall retten. Am 15. Juli 1914 verließ endlich der Tyrann in Begleitung seines Kriegsministers Blanquet, des Schatzmeisters E. Paredes und anderer politischer Persönlichkeiten, besonders seiner sogenannten Herren Minister, die Hauptstadt, um sich in Coahuacoalco nach Europa einzuschiffen. Als interimistischer Präsident verblieb Herr Francisco Carbajal, der ehemalige Präsident des höchsten Landesgerichtes, der sich alle Mühe gab, um in das schauerhafte Chaos der Huerta-Regierung Ordnung zu bringen.

Gleichzeitig kam die für uns erfreuliche Kunde, daß drei der größten Städte, Colima, Guanmas und Aguascalientes, von unseren Truppen eingenommen worden seien.

Am 20. desselben Monats wurden von der Hauptstadt Mexiko die Generäle Villar und Gutierrez Allende mit einer Friedensmission an den ersten Führer unserer Truppen, Venustiano Carranza, abgesandt. Die Delegierten reisten über Veracruz und Tampico nach Saltillo. Am 29. Juli kam die Kunde von der Einnahme Queretaros. Am 3. August trafen Einzelheiten über das Ergebnis der Unterhandlungen in Saltillo ein; wie vorauszusehen, waren sie gescheitert. In den folgenden Tagen kam die Nachricht von der Einnahme Pachucas, am nächsten Tage diejenige Mazatlans, am 8. August die Toluca und am 11. die der Stadt Tlaxcala. An diesem Tage kehrte auch die Friedenskommission von ihrer erfolglosen Reise zurück.

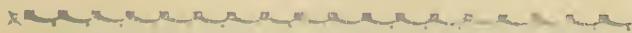
In derselben Nacht verließ der interimistische Präsident Carbajal die Hauptstadt, um sich am 17. August in Veracruz nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. In Mexiko waren als Behörden die

Herren Eduardo Iturbide und der General Refugio Velasco verblieben. In diesen kritischen Augenblicken suchten natürlich alle unsere Gegner, die etwas gegen die maderistische Regierung unternommen hatten, das Weite. Unsere Truppen drangen unaufhaltsam vorwärts und am 13. August wurde zu Cuautitlan die Übergabe der Hauptstadt zwischen General Gustavo A. Salas, dem Unterstaatssekretär des Kriegsministeriums Huerta und unserem Divisionsgeneral Alvaro Obregon verhandelt. Bei dieser Übergabe wurde ausbedungen, daß die Föderaltruppen die Stadt zu verlassen hätten, um der Bahnlinie Mexiko—Puebla entlang in einzelnen Gruppen entwaffnet und entlassen zu werden. Die Garnisonen der Städte Cordoba, Jalapa und der Staaten Chiapas, Tabasco, Campeche und Yucatan sollten an Ort und Stelle entwaffnet und aufgelöst werden. Die mexikanischen Kriegsschiffe im Golf hatten sich im Hafen von Coahuacoalcos und die vom Stillen Ozean sich in demjenigen von Manzanillo zu konzentrieren und auf weitere Verfügung des Revolutionsführers Venustiano Carranza zu warten. Am 15. August endlich, nachdem General Refugio Velasco die Hauptstadt frühmorgens verlassen hatte, um der Verabredung gemäß mit seinen Truppen in der Richtung Puebla abzumarschieren und sie dort zu entwaffnen, zog General Alvaro Obregon mit seinen siegreichen Truppen in der Hauptstadt ein. Als bald wurden alle Akte der Huerta-Regierung für null und nichtig erklärt und carranzistische Beamte und Behörden ernannt.

Wie bereits früher erwähnt wurde, kam nun der erste Führer, General Venustiano Carranza, nach der Hauptstadt und übernahm dem Revolutionsprogramm gemäß sofort die provisorische Regierung des Landes.

Nach der Einnahme von Tampico wurde ich vom General Gonzalez zum Oberstleutnant befördert und beim Einzug des provisorischen Präsidenten Carranza wurde diese Ernennung bestätigt, zugleich bekam ich die Berufung zum Generaldirektor aller militärischen

Unterrichtsanstalten, um den indianischen Soldaten zur so nötigen Schulbildung zu verhelfen, Kadetten- und Offiziersschulen einzurichten usw. Außerdem hatte ich mich vielen ehrenvollen Aufträgen im Dienste unserer Sache zu widmen, mit denen mich der erste Führer Carranza für gut fand. So lag also ein unendlich reiches Feld der Tätigkeit vor mir und mit Begeisterung ging ich an meine neue Arbeit.





Ruhe sollten wir dennoch nicht haben, immer regten sich heimlich unsere alten Feinde.

Die Hydra Mexikos, bestehend aus Säbelwirtschaft, Aristokratie und Klerus, erhob wieder ihr züngelnd Schlangenhaupt und unternahm eifrigst die einleitenden Schritte, um mit Hilfe der sogenannten Militärkonvention die Früchte der Revolution zu vereiteln. Zunächst wurde die Konvention in der Hauptstadt zusammengerufen, und als unsere Feinde sahen, daß sie bei der unantastbaren Rechtllichkeit Carranzas ihr Ziel nicht erreichen würden, verlegte man die Konvention nach Aguascalientes. Dorthin kam Villa mit seinen Truppen und obwohl die Stadt als neutraler Platz erklärt worden war, sollten die Abgeordneten, denen man gewissermaßen die Pistole auf die Brust setzte, alles bestätigen, was Villa von ihnen forderte.

Villas Truppen waren zu jener Zeit etwa 15 000 Mann stark, die darauf gedrillt waren, mit gewaltiger Stoßkraft und Ungestüm vorzugehen. Unser Plan war nun der, den Gegner und Verräter zunächst zu schwächen und darum zogen wir uns langsam gegen Mexiko und später nach Veracruz zurück, um zu veranlassen, daß Villa alle Orte mit Garnisonen besetzen mußte, die wir dann von der Flanke aufreiben wollten. Diese Taktik verstanden nun nicht alle Militärs und aus Angst gingen viele gleich anfangs zu Villa über, so daß dessen Truppen auf nahezu 60 000 Mann anwuchsen und unsere, d. h. also die carranzistischen Truppen weit schwächer waren. Doch hatte Carranza auf seiner Seite das Recht, und dieses bricht sich schließlich immer Bahn; darauf vertrauten wir fest und blickten daher ruhig in die Zukunft.



Es schien nur noch eine Frage der Zeit, daß sich auch die Fremden zum großen Teil auf die Seite Villas schlagen würden, von dem man erwarten durfte, daß er ja wohl das Raubsystem des alten Porfirio Diaz wiederherstellen würde. Tatsächlich wurde Villa mit offenen Armen in der Hauptstadt empfangen und also gleich begannen auch die famosen villistischen Orgien, die vielen Familienvätern, welche dabei den Verlust der Ehre ihrer Töchter zu beklagen hatten, unvergeßlich bleiben werden.

Die Unsicherheit auf den Straßen der Hauptstadt war dermaßen groß geworden, daß Überfälle, Einbrüche, Mord und Totschlag an der Tagesordnung waren. Selbst der deutsche Geschäftsträger, Herr Dr. A. von Magnus, einer der tüchtigsten und beliebtesten Diplomaten in Mexiko, wurde auf offener Straße angefallen und mit einem Stilet verwundet, und zwar geschah die Tat etwa hundert Meter von der deutschen Gesandtschaft entfernt. Die Bestürzung und Entrüstung über diesen niederträchtigen Überfall war in der deutschen Kolonie ungeheuer, zumal, da sich, wie schon gesagt, der betreffende Herr seines liebenswürdigen Wesens halber großer Beliebtheit in allen Kreisen erfreut.

Dabei gelang es fast nie, die Täter dingfest zu machen, und wenn ja einmal auf energisches Betreiben der Opfer der eine oder andere dieser Straßenräuber und Einbrecher den Behörden zur Bestrafung überwiesen werden konnte, so konnte man sicher sein, die Schuldigen schon nach wenigen Tagen wieder frei umherlaufen zu sehen. Das diplomatische Korps bot alles auf, um wenigstens die Ausländer vor den Gewalttaten und Übergriffen zu schützen, konnte aber in den meisten Fällen nur wenig ausrichten und mußte sich oft Dinge bieten lassen, die ans Unglaubliche grenzen.

Villa trat als absoluter Gewaltherrscher auf; er zeigte sich außerordentlich heiratslustig und obwohl er bereits eine Unzahl Frauen hatte, raubte er sich Damen aus den Fremdenkolonien, die nur durch die rechtzeitige

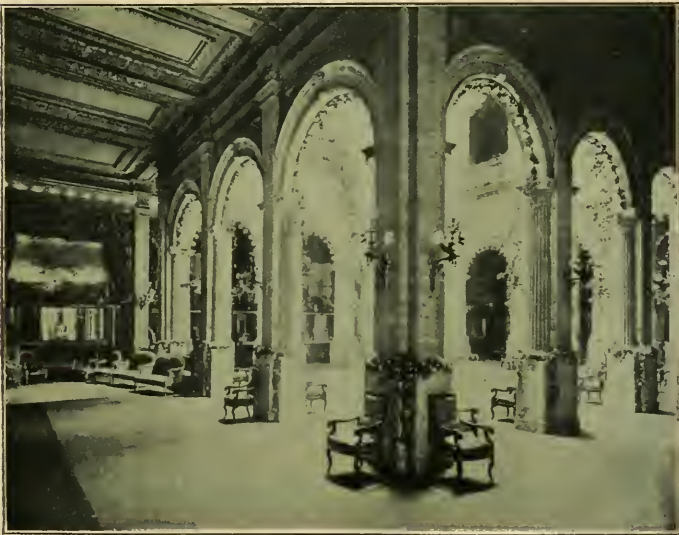
Einsprache ihrer betreffenden Gesandten vor der schmachvollsten Entehrung bewahrt blieben. Natürlich konnte ein solches Regiment nicht von Dauer sein. Während hier in der Hauptstadt Orgien abgehalten wurden, ging den Villisten ein fester Platz nach dem anderen verloren. Die Schlachten wurden von nun an mit solcher Grausamkeit ausgefochten, daß nicht einmal Verwundete geschont wurden. Jede Partei wußte: wenn sie verlor, war alles, Leben, Existenz jedes Einzelnen mitverloren. Die Schreckensszenen, die während der „Decena tragica“ in der Hauptstadt geherrscht hatten, breiteten sich nun über das ganze Land aus. Es war ein richtiges Chaos, jeder mißtraute dem anderen. Am 1. November war unser Führer, Venustiano Carranza, nach Tlaxcala abgereist, am 6. des gleichen Monats übernahm der von der Konvention ernannte Präsident, der berühmte Eulalio Gutierrez, die provisorische Regierung, um acht Tage später auf unbestimmte Zeit fest in dieses Amt eingesetzt zu werden; man hatte die von Carranza veröffentlichten Dekrete überhaupt nicht beachtet und die Versicherung, daß er unter allen Umständen an der Spitze der Regierung bleiben würde, als lächerlich betrachtet.

Inzwischen war die Division des Nordens gegen das Zentrum des Landes vorgerückt und hatte sich auf ihrem Zuge dank einer eifrigen Propaganda beträchtlich verstärkt. Am 23. November verließen unsere Truppen die bisherige Hauptstadt des Landes, um sich nach Puebla zurückzuziehen. Mit der Division des Nordens kam auch der sogenannte Präsident Eulalia Gutierrez nach der Hauptstadt und bildete mit Gleichgesinnten ein Kabinet, wahrscheinlich, um die Leute an eine fortdauernde Macht seiner kurzen Regierungsherrschaft glauben zu machen. Nun erreichte die Korruption ihren Höhepunkt, um so mehr, als unsere geschwächte Armee sich langsam zurückziehen mußte, um von der nachfolgenden Übermacht nicht erdrückt zu werden.

Am 25. Dezember war die Stadt Tlaxcala gefallen, und nur fünf Tage später folgte Puebla. Jedermann glaubte, die Carranzisten seien verloren und man verbreitete schon die Nachricht, daß unser rechtmäßiger



Inneres einer Dorfschule



Inneres eines Clubs


Führer das Land verlassen hätte, um sich in Europa niederzulassen. Aber mittlerweile hatte sich auch unsere Armee so weit verstärkt, daß wir einen Offensiv-Vorstoß unternehmen konnten, um so mehr, als wir fortwährend jede sich bietende Gelegenheit benutzten, um den Feind in den Flanken zu beunruhigen. Ubrigens verhalf uns auch das Verhalten unserer Gegner zum Erfolg, denn diese begannen bereits, von ihrer Macht berauscht, sich untereinander um die Vorherrschaft zu streiten, so daß ein wirkungsvolles Zusammenarbeiten auf ihrer Seite ausgeschlossen war. Eulalio Gutierrez konnte seiner Würde als Präsident des Landes nicht den nötigen Nachdruck verschaffen und der ungezügelte Francisco Villa war so maßlos geworden, daß er oft in Anfällen von Trunkenheit seine eigenen Offiziere erschießen ließ, wenn sie sich erlaubten, ihm Vorstellungen zu machen.

Unsere Operationen begannen, Erfolg zu haben. General Obregon gelang es, die Konventionisten mit Ungestüm zurückzudrängen, und schon näherte er sich der Hauptstadt.

Inzwischen war der Streit im Konventionistenlager zu einer Klärung gekommen, indem der bisherige sogenannte „Präsident“ Eulalia Gutierrez am 16. Januar heimlich aus der Stadt verschwand, nicht ohne dabei eine ansehnliche Summe Geldes mitzunehmen. Er hatte allerdings einen gewissen Betrag in Papierscheinen in der Staatskasse zurückgelassen, aber bei näherem Zusehen stellte es sich heraus, daß diese Noten falsch waren.

Nachdem die Konvention auf dieses Vorkommnis hin den verschwundenen Gutierrez als Verräter erklärt hatte, ernannte sie an seiner Stelle den General Gonzalez Garza, der nunmehr sofort ein neues Kabinett bildete. Doch kaum hatten es sich diese neuen Herren in ihren Ämtern bequem gemacht, als sie auch schon durch die Nachricht von der Annäherung Obregons alarmiert wurden. Nichts war bereit, um unseren siegreichen General aufzuhalten und alle Projekte, die man jetzt eiligst entwarf, hatten keinen anderen Wert mehr, als höchstens den, sie einzupacken und nach einem





sicheren Ort zu bringen, denn nachdem am 4. Januar die Stadt Puebla von unseren Truppen nach einem heißen Gefecht erstürmt worden war, konnte General Obregon jeden Augenblick vor der Hauptstadt erscheinen. Die geringen Truppen, die man ihm allenfalls entgegenstellen konnten, hätten bei weitem nicht ausgereicht, ihm Widerstand zu leisten und Villa war mit seinen Leuten weg, um Guadajara, später Sallilla und Torreón zu besetzen und womöglich Monterrey zu nehmen.

In der Stadt war das Standrecht für permanent erklärt worden. Da kam die Nachricht, daß unser General Manuel Dieguez die Stadt Guadajara wieder genommen habe, nachdem sie vom 14. Dezember bis zum 19. Januar, also etwas über einen Monat, im Besitz des Feindes gewesen.


Am 27. Januar endlich war unser General Obregon der Hauptstadt so nahe gekommen, daß es die Streitkräfte der Konvention für geraten hielten, das Weite zu suchen; die sogenannte souveräne Konvention ging nach Cuernavaca über die Berge. Am nächsten Tage, dem 28. Januar, zog General Obregon in die Hauptstadt ein. Unser Führer Venustiano Carranza hatte vorher bereits die Stadt Mexiko zur Hauptstadt des neugeschaffenen Staates del Valle ernannt; Veracruz dagegen wurde zur Hauptstadt des Landes gemacht. Alle Ministerien waren bei jener Gelegenheit nach Veracruz beordert worden und hatten sich dort eingerichtet. Der schnelle Umschlag zu unseren Gunsten trug natürlich dazu bei, uns ebenso rasch wieder hochzubringen, als vorher unsere Feinde gestiegen waren. Unsere Armee begann neuen Zufluß zu erhalten, während Villas Leute zu sehr zerstreut waren, um mit Vorteil operieren zu können. Dazu kam, daß viele erst jetzt einsahen, wie unüberlegt sie gehandelt hatten, als sie zur Konvention überliefen. Die meisten dieser Unbeständigen fielen wieder von Villa ab.

Trotzdem war unsere Partei noch nicht stark genug, um den vereinigten Zapatisten und Villisten (welche die famose „Konvention“ bildeten), Stand zu halten, denn wenn dieselben es auch nicht fertig gebracht hatten,

einen entscheidenden Sieg über unsere Armee davonzutragen, so liefen wir doch ständig Gefahr, von unserer Operationsbasis abgeschnitten oder im Rücken beunruhigt zu werden, was für unser geplantes späteres Vorrücken von außerordentlich großem Nachteil gewesen wäre. Das war der Hauptgrund, weshalb General Obregon die Stadt Mexiko wieder verließ, um sodann mit genügender Verstärkung die villistische Armee systematisch nach Norden zurückzudrängen.

Unsere Feinde suchten zwar ihre neuerliche, am 11. Februar erfolgte Wiederbesetzung der Stadt Mexiko als endgültigen Sieg auszubenten, aber vielen Leuten begannen die Augen aufzugehen und man fing an, die tatsächliche Lage der Dinge zu erkennen; mit anderen Worten: die Scheinerfolge der Konvention vermochten die einsichtsvollen Leute nicht mehr zu täuschen und unser Enderfolg war klar vorauszusehen.

Dazu kam, daß jedermann einsah, daß das provisorische Papiergeld der Konvention einen völligen Verlust für jede Geschäftsoperation bedeutete. Das Publikum mißtraute mit Recht den zweifelhaften Papierscheinen und schließlich mußten die Leute durch Androhung der Todesstrafe gezwungen werden, diese im Volksmunde „Dos Caras“ (zwei Gesichter) und „Sabanas“ (Betttücher) genannten Noten anzunehmen. Noch heute besitzt wohl jeder Einwohner Mexikos eine größere oder kleinere Menge dieser Scheine als schmerzliches Andenken an jene traurigen Zeiten. Niemand kann beschreiben, was diese Parteiführer wie Huerta, Zapata, Villa usw. für schreckliche Geißeln für ihr Land geworden sind. Im Laufe der Ereignisse wurde die Lage der Einwohnerschaft immer entsetzlicher. Hungerstot und Seuchen wütheten in der unglücklichen Stadt. Viele starben an Entkräftung, und wahrhaft bewundernswert war die stille Ergebung der ärmeren Klassen in ihr Schicksal. Aber trotzdem ist das eine gewiß: Wäre es dem Volksbewußtsein klar geworden, daß die dreiköpfige Hydra Mexikos die Urheberin dieser Armut, des Hungers und Elends war, daß die einstige Säbelherrschaft aus der Diaz-Zeit zusammen mit der Aristokratie und dem Klerus weft-



eiferte, um die Anstrengungen des Konstitutionalismus, Ordnung in das daniederliegende Land zu bringen, zu vereiteln und das Elend noch zu Spekulationszwecken auszubeuten, stets neuen Unfrieden zu säen und den Bruderkrieg bis zum internationalen Brand auszudehnen —, ich sage, wäre dies alles dem Bewußtsein der unteren Schichten klar geworden, wahrlich, der Volkswille wäre mit so furchtbarer Gewalt zum Ausbruch gekommen, daß in der Stadt Mexiko kein Stein auf dem andern geblieben und von jenen verruchten Parteigängern kein einziger mit dem Leben davon gekommen wäre.

Unsere Widersacher haben auch versucht, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten in bewegten Worten ihr Leid zu klagen, aber wie ungerechtfertigt die Beschwerden des Klerus vor dieser Instanz sind, mag der einsichtige Leser selbst beurteilen, denn unsere Partei wollte und wird nie etwas anderes wollen, als die Abschaffung der Konzessionsmonopole, die durch die ganze Diazsche Zeit hindurch das Privilegium eines kleinen Kreises von Spekulanten waren, die Einführung einer einwandfreien, dem Volksempfinden entsprechenden Rechtspflege und die Erziehung der Mittel- und niederen Klassen zu menschenwürdigen, unabhängigen Bürgern. Dies ist, wie der Plan von Guadalupe klar zeigt, von Anfang an erstrebt worden und wird aufrecht gehalten werden bis zum Äußersten.

Jetzt standen wir endlich vor dem Punkt, welcher die endgültige Entscheidung bringen sollte. Unsere Soldaten waren bereit, ihr Bestes zu leisten und waren vor Wut über die Verräter kaum zu zügeln. Wir hatten durch Anwerben frischer Leute namhafte Verstärkungen erhalten und von nun an wurden Überläufer überhaupt nicht mehr bei uns aufgenommen, da wir uns vor Spionen in acht nehmen mußten. Auf beiden Seiten war die Erbitterung groß; Pardon wurde weder gegeben noch verlangt. Während der Schlachten kamen Szenen vor, die grauenhaft waren: Die Soldaten konnten in eine solche Wut geraten, daß sie die Waffen

wegwarfen, um sich mit Steinen im Nahkampf zu zermalmen, oder sich mit den Zähnen zu zerfleischen.

Die beginnenden Kämpfe zeigten zunächst das Bild eines gewissen Hin- und Herschiebens der Armeen, aber schließlich gewannen unsere Leute die Oberhand. General Obregon hatte die Aufgabe übernommen, die Feinde in langsamer Umfassung vor sich herzutreiben und sie allmählich nach Norden zurückzudrängen. Neuerdings kamen unsere Truppen in die Umgebung der Stadt Mexiko und wiederum wurden die Konventionisten aus der einstigen Hauptstadt hinausgeworfen. Stadt um Stadt und alle bedeutenden Orte wurden im Sturm genommen. Selbst den Verstärkungen, welche Villa im Norden herangezogen hatte, um bei Celaya den Offensivstoß unserer Truppen zu brechen, war es unmöglich, auf die Dauer Widerstand zu leisten. Die Schlacht von Celaya war die größte, die während der ganzen Revolution geschlagen wurde, dauerte mehrere Tage und ward mit einem Fanatismus ausgefochten, der einfach unbeschreiblich ist. Hier ist besonders der General Kloss hervorzuheben, der sich bei diesem Anlaß den Generalsrang verdiente und der mit der Umsicht des deutschen Offiziers die Artillerie auf der ganzen Linie leitete und mit einem Aufwand von 150 Kanonen den Feind in allen seinen Stellungen mit Schrapnells und Granaten belegte. Hunderte von Maschinengewehren feuerten ohne Unterlaß und allein auf Seiten Villas wird der Verlust auf 6000 Mann angegeben.

Die Schlacht zog sich rings um die Stadt Celaya herum. Der Plan Villas war, uns in einer eisernen Umklammerung zu umfassen und unschädlich zu machen. Während der Kampf am heißesten tobte, trat in einem äußerst kritischen Augenblick bei einer ziemlich ausgedehnten Schützenlinie Munitionsmangel ein und unsere Soldaten begannen auf einer breiten Strecke zurückzuzuluten, als General Obregon, die Gefahr erkennend, selbst vorging und zum Angriff blasen ließ, wodurch die Feinde stußig wurden und uns so Zeit gaben, unsere Sturmlinien gegen sie anzuführen. Von diesem Moment scheiterte ihr Widerstand an dem Elan



unserer Leute und kurz danach schon sahen wir, wie sich ganze Reihen unserer Feinde in regelloser Flucht zurückzogen. Unsere Kavallerie hatte an demselben Morgen die Feinde in der Flanke zu fassen bekommen und hieb nieder, was ihr vor die Klinge kam.

Mit dieser Schlacht hat unser General Obregon der konstitutionellen Sache zum endgültigen Siege verholfen. Unsere Kriegsbeute bestand aus dem größten Teil der Ausrüstung unserer Feinde. Inzwischen hatte sich General Pablo Gonzalez aufgemacht und die ganze Region von der Grenze bis Tampico von einzelnen kleinen Banden gesäubert, welche die Gegend unsicher gemacht hatten. Gleichzeitig besetzte er mit seiner Armee die Garnison der hauptsächlichsten Orte und verhinderte dadurch die Schwächung der Armee Obregons, die nunmehr dem Feinde auf den Fersen folgte und ihm keine Zeit zur Neuorganisation ließ. Nun sahen unsere Feinde, daß keine Hoffnung mehr blieb. Ihr Widerstand war völlig gebrochen; nach zähem Ausharren und heißen, blutigen Kämpfen triumphtierte endlich diejenige Partei, die das Recht und die Gesetzmäßigkeit auf ihrer Seite hatte.

Ein merkwürdiges Ereignis beweist die Geistesgegenwart unseres jehigen Kriegsministers in dieser Schlacht. Der Kanonendonner tobte mit fast noch nie dagewesener Heftigkeit und die Verluste mehrten sich von Stunde zu Stunde. Bald hatten wir Tausende von Toten und die Artillerie unter Leitung des Generals Kloss, wie schon gesagt, konnte infolge des schwierigen Geländes nicht schnell genug zur Stelle sein und es gab Augenblicke, wo wir unsere Sache für verloren hielten und die Mannschaften zum Rückzug drängten. Es wäre eine sehr folgenschwere Niederlage für uns gewesen, deren Nachteile unabsehbar waren. In dem schwierigsten Moment ritt der General Obregon persönlich vor und befahl dem ihm am nächsten stehenden Trompeter Diana, das Siegesignal zu blasen. Kaum erklangen die ersten Töne, als eine Granate den linken Arm des braven Generals abriß.

Noch blutend und halb zu Tode verwundet, feuerte er die umkehrenden Truppen an, und mit dem

neuen Ruf: „Es lebe Obregon!“, „Es lebe Carranza!“ stürmten unsere Leute die gegnerischen Positionen und Leon wurde dank des heldenmutigen Obregon unser bedeutendster Sieg, der vielleicht über die ganze Kampagne entschieden hat. Im Volksmund nennt man seit dieser Schlacht Obregon den „Held von Leon“.


Obregon ist ein Mann, der Napoleon gleichzustellen ist und dem der mexikanische Bürgerkrieg viel zu verdanken hat.



Nach diesem allgemeinen geschichtlichen Überblick will ich nun zu meinen persönlichen Erlebnissen zurückkommen, und zwar muß ich hierbei auf die Zeit unseres ersten Rückzugs aus Mexiko zurückgreifen.

Ich hatte mich gerade ganz behaglich in meinem neuen Berufe als Generaldirektor der Militärschulen eingearbeitet und glaubte meinem Beruf als Arzt bereits Lebenswohl sagen zu können, als ich neuerdings Befehl bekam, den Sanitätspark aus der Hauptstadt zu transportieren. Ehe der Zug abfuhr, wurde ich noch einmal zu meinem früheren Freunde, dem General Lucio Blanco, der die zurückbleibende Besatzung der Stadt befehlen sollte, gerufen. Er bot mir einen hohen Posten an, wenn ich in der Stadt bleiben würde, was ich natürlich verweigerte. Als wir dann abfuhren, wurden wir bereits von den einrückenden Zapatisten aufs heftigste beschossen. Ich hätte natürlich meinen edlen Chef Carranza auf keinen Fall verlassen, und wenn man mir die höchsten Ehrenämter angeboten hätte, denn ich schätzte Carranza persönlich sehr hoch und würde ihm unter keinen Umständen und um keinen Preis der Welt untreu geworden sein. Unsere Lage war, wie man sich denken kann, sehr kritisch und hätten unsere Feinde davon eine Ahnung gehabt, so wären wir alle verloren gewesen. Doch zum Glück vergaß man vor lauter Siegesfreude uns zu verfolgen. Fünf Tage lang lagen wir bei Esperanza und fürchteten von einem Augenblick zum anderen überfallen zu werden, doch dachte anscheinend niemand daran, bis die Gefahr für uns vorüber war.





Zunächst sandte man mich nach Tamaulipas, wo ich wiederum das Sanitätswesen der Armee organisierte und später wurde ich zu einer Spezialkommission gerufen, die einen Monat lang in Veracruz verblieb.

Währenddessen versuchten Villistas nochmals, sich der Stadt Tampico zu bemächtigen, die ihnen einen erstklassigen Stützpunkt für ihre weiteren Operationen gegeben hätte, doch war ihm General Trevino bereits zuvorgekommen und hier wurde nun die große Schlacht bei El Ebano geschlagen, die für die Villistas ebenfalls sehr unglücklich endete. Hierbei wirkte besonders unsere Luftschiffer-Abteilung mit ihren Flugzeugen sehr erfolgreich auf den Feind.

Um dieselbe Zeit war eine Abteilung von 8000 Mann nach Matamoros, ganz nahe der amerikanischen Grenze, entsandt worden, um die Festung wieder zu erobern. Carranza hatte mir für diesen Zweck einen als Hilfskreuzer ausgerüsteten Handelsdampfer zur Verfügung gestellt, um die Reise unternehmen und mir eine halbe Million Pesos in Papiergeld und Wechseln mitgegeben, um dort die Soldaten auszulöhnen.

Nun kannte unser Kapitän den Hafen von Matamoros nicht, auch war derselbe seit 25 Jahren geschlossen gewesen, und so kam es, daß wir beinahe bei einem Leuchtturm an der Küste der Vereinigten Staaten aufgefahren wären. Selbstverständlich kamen sofort die Behörden, und um unnötigen Fragen zu entgehen, sagten wir, daß unsere Maschine versagt hätte und verlangten abgeschleppt zu werden. Den Villistas war jedoch durch die Amerikaner meine Ankunft bekannt geworden, und nun trachteten sie mit allen Kräften, mich in ihre Gewalt zu bekommen. Nachdem ich unter ungeheuren Schwierigkeiten endlich gelandet, sah ich mich alsbald von Feinden umringt. Nun galt es, schnell zu handeln. Sofort zog ich meinen Revolver und feuerte auf die Angreifer, die sich durch meine Geistesgegenwart einschüchtern ließen, so daß es mir gelang, meine Kleidung abzuwerfen und mich in den Rio Bravo zu stürzen, der mich allein vor meinen Verfolgern retten konnte. Schwimmend erreichte ich wohlbehalten das andere Ufer und ruhte nun in Sicherheit

von dieser Anstrengung aus. Mein Schutengel hatte mir auch jetzt beigestanden, von den vielen mir nachgeschandten Kugeln hatte auch nicht eine ihr Ziel erreicht. Geld und Dokumente, die ich mir vorsorglich schon wegen eines möglichen Kenterns des Bootes auf den Kopf gebunden hatte, waren gerettet.

Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als ich, sobald ich mich bei meiner Abtheilung wieder einfand, die Nachricht bekam, daß ich wegen Desertation erschossen werden sollte. Alle meine Beteuerungen halfen nichts, umsonst suchte ich meine Handlungsweise durch die Verketzung der Umstände zu rechtfertigen, vergebens war der Hinweis auf meine bisher geleisteten Dienste; man behandelte mich als Deserteur und hätte mich auch ohne Zweifel erschossen, wenn nicht ein Amerikaner mich gerettet und nach den Vereinigten Staaten mitgenommen hätte. Fünf Minuten vor meiner Hinrichtung wurde ich gerettet. Mein Grab war schon auf Befehl angefertigt worden. — Selbstverständlich war meine Enttäuschung groß. Man bedenke, wieviel ich für unsere Sache schon gelitten hatte, und nun wurde ich ohne jeden Grund als Deserteur und Verräther behandelt. Dieser Gedanke war äußerst niederschmetternd.

Als Carranza die Sache erfuhr, soll er herzlich gelacht haben und wies mir einen neuen Wirkungskreis in den Vereinigten Staaten zu; ich sollte dort ausführlche Vorträge über die Ideale und Grundsätze der mexikanischen Revolution halten.

Gegen meinen Willen mußte ich wieder nach den von mir so gehaßten Vereinigten Staaten zurück, kam jedoch zur schönen Frühlingszeit dorthin und glücklicherweise in einen Staat, in dem Millionen Mexikaner, Millionen Deutsche und weniger amerikanische Elemente vorhanden waren. Zuweilen trifft man Städte, die zu 80 Prozent deutsch sind. Trotzdem sind die Deutschen, die sich dort ansiedeln, in einem gleichen abhängigen Verhältnis gehalten, wie die Mexikaner, die sich daselbst niederlassen oder noch aus früherer Zeit von den ursprünglichen Einwohnern übrig geblieben sind. Die von ihrem maß-



lojen Spekulationsgeist getriebenen Amerikaner haben es als Herren des Landes verstanden, die einstigen großen mexikanischen Haciendas als Ansiedlungsgebiet zu verwerfen, indem sie daraus die berücktigten Lumber- und Landgesellschaften ins Leben riefen. Den dort einwandernden Deutschen wird unter scheinbar günstigen Bedingungen Land zu Kolonisationszwecken zu verkaufen gesucht und dabei wird nun alles versprochen, was sich ein Ansiedler nur wünschen kann. Aber bei den mangelhaften gesetzlichen Zuständen war es ein leichtes, von gewissenlosen Advokaten Verträge aufsetzen zu lassen, welche gewisse Klauseln enthielten, durch die man den Ansiedler ganz und gar in Händen hat. Hatte nun ein solch unerfahrener armer Teufel Unglück und geriet in Zahlungsschwierigkeiten, so wußte man die Sache so zu drehen, daß man ihm mit scheinbarer Milde und Hilfsbereitschaft Fristen einräumte, in Wahrheit ließ man ihn jedoch nur noch etwas weiter arbeiten, um ihm im entscheidenden Augenblicke alles wegzunehmen und das Land ein zweites Mal zu verkaufen, und zwar zu höherem Preise, als früher, da die Vorarbeiten ja schon geleistet und der Boden urbar gemacht worden war. So werden die Deutschen und die Mexikaner, oder wer immer den geriebenen Yankee ins Garn läuft, ausgebeutet und in vielen Fällen sogar zum Selbstmord getrieben. Denn was soll ein solcher Mann, der alles verloren hat und dem der Rückweg in seine früheren Verhältnisse abgeschnitten ist, anderes beginnen. Es ist schon viel über diese ungesunden Spekulationen geschrieben worden und die sogenannten Revolutionen sind in jenen Gebieten nichts anderes, als momentan aufflackernde Racheakte, die unter dem furchtbaren Druck der Umstände hervorgerufen werden.

Die Mexikaner bewahren in den Vereinigten Staaten ihre Muttersprache und werden manchmal von den amerikanischen Farmern auf alle mögliche Weise betrogen: Kommt da ein Farmer, der einen Arbeiter anwerben will, und findet einen Mexikaner, so spricht er ihn in dessen Muttersprache an und dingt ihn für einen Dollar den Tag. Der Mann nimmt das An-


gebot im guten Glauben an und wenn er nach geleisteter Arbeit seinen Lohn haben will, so sagt man ihm, daß er nur für einen mexikanischen Taler, gleich 50 Cents, angestellt war. Geht der Betrogene dann vor Gericht und klagt, so nützt ihm das auch nichts, denn der andere schwört, daß ein Mißverständnis vorliege und der arme Teufel verliert. Deswegen ist der Haß auch so groß gegen die Amerikaner und wenn ein Mexikaner Arbeit bei einem Deutschen finden kann, so zieht er diesen bei weitem dem Amerikaner vor.

Interessant dürfte noch sein, daß ich meine Vorträge in vier Sprachen halten mußte, um allen Anforderungen gerecht zu werden, denn das Gebiet um New-Orleans herum ist früher französisch gewesen, während in anderen Gebieten noch die spanische Sprache gesprochen wird. Wieder in anderen Distrikten sind die Deutschen so zahlreich vertreten, daß ich in dieser Sprache vortragen mußte, während ich schließlich zu den Amerikanern wieder englisch sprechen mußte.

Am meisten heimelte es mich an, in den deutschen Siedelungen die Namen der ältesten deutschen Städte, wie Heidelberg, Berlin, Köln usw. anzutreffen. Es ist dies doch ein gutes Zeichen dafür, daß die Ansiedler auch in ihrer neuen Heimat dem alten Vaterland ihr Gedenken bewahrt haben.

Nach und nach bereifte ich so das ganze Gebiet bis zur Weltausstellung von San Francisco. Dort waren anläßlich dieser so pompös geplanten Ausstellung, die dann infolge des Europäischen Krieges viel von ihrem erhofften Glanz eingebüßt hatte, große Menschenmengen zusammengeströmt, so daß das Feld für meine Vorträge sehr günstig zu werden versprach.

In diesen Städten hielten sich viele der aus Mexiko entflohenen Huertistas auf, die natürlich alles, was ich vorbrachte, öffentlich zu widerlegen suchten, um das Publikum gegen mich und die Sache, die ich vertrat, einzunehmen. Doch gelang es ihnen nicht, mich unterzukriegen, denn selbst wenn sie in allen Punkten Recht gehabt hätten, so hätte doch immer noch der scheußliche Mord des Staatsoberhauptes gegen sie ge-



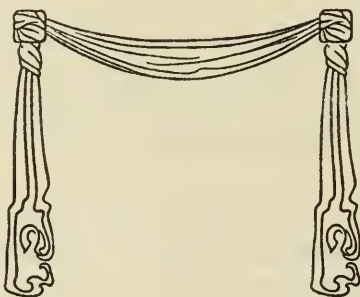
zeugt, wie denn das Recht stets himmelweit verschieden ist vom Unrecht und diese Kluft nie und durch keine noch so gewandte Beredsamkeit überbrückt werden kann. Wer Wahrheit und Recht auf seiner Seite weiß, der darf überall und jederzeit frei und mutig sein Haupt erheben; die moralische Kraft, die dieses Bewußtsein verleiht, trägt stets den Sieg über alle Gegner davon. So besaß ich eine unüberwindliche Waffe gegen die Feinde unserer gerechten Sache und benutzte sie auch in einer Weise, die mir verschiedene Anerkennungsschreiben Carranzas eintrug.

Dabei nahm meine Zuhörerschaft täglich zu. Wenn ich früher vor 2000 oder weniger Menschen gesprochen hatte, so waren es bald mehr denn 20 000, und oft hielt ich meine Vorträge in demselben Lokal, in denen tags zuvor Expräsident Roosevelt und Staatssekretär Bryan gesprochen hatten. Ich war stolz, vor demselben Auditorium zu Gunsten unserer guten Sache sprechen zu können. Dadurch gewann ich nach und nach die Unterstützung der größten Zeitung, die zuerst für Villa eingenommen war und nun angesichts seiner Taten anfangen, auf unsere Seite überzugehen. Mein ganzes Sehnen und Trachten ging darauf aus, daß unsere Partei von den Vereinigten Staaten als Regierung anerkannt werden möchte, was schließlich auch erreicht wurde.

Während dieser Zeit war die Stadt Mexiko von unserer Armee wieder, und zwar diesmal endgültig, eingenommen worden, und nun rief mich Carranza nach der Hauptstadt, wo neue Arbeiten meiner warteten, die für die Neueinleitung unserer Regierungsperiode nötig waren.

Jedenfalls ist es recht bezeichnend, daß andere, weniger Aufgeklärte und Fortgeschrittene, und daher von uns auch weniger geachtete und beliebte Nationen in viel härterer Weise für ihre unangebrachte Teilnahme büßten, während man es gewiß für ein gutes Zeichen aufrichtiger Sympathie für die deutsche Rasse und ihr Land nehmen darf, daß von den revolutionären Kon-


stitutionalisten im großen und ganzen so schonend mit allen deutschen Untertanen umgegangen wurde. Auf dieser Grundlage baute auch der jetzige deutsche Gesandte Eckardt, seine neuen Beziehungen auf und brachte es durch seine diplomatische Gewandtheit sowohl, daß Deutschland als das erste Land der Welt die Regierung Carranzas anerkannte; auch war er der einzige Gesandte, welcher Herrn Carranza in Veracruz aufsuchte.



Wieder in Mexiko!

Endliche Verwirklichung der revolutionären Ideale.



n Mexiko angekommen, widmete ich mich von neuem meinen Militärschulen und suchte außerdem all den mannigfachen Anforderungen der carranzistischen Regierung gerecht zu werden.


Inzwischen war auch das amerikanische Rote Kreuz angekommen, angeblich, um der hungernden und von Krankheiten und Entbehrungen so hart mitgenommenen Indianerbevölkerung beizustehen. In Wirklichkeit aber, um, wie seinerzeit in Kuba, politische Zwecke zu verfolgen. Wie vorauszusehen, wurden die Träger des amerikanischen Roten Kreuzes alsbald von Pfaffen und Huerta-Bewunderern beweihräuchert, so daß ich mich veranlaßt sah, mich, soviel an mir lag, ins Mittel zu legen, um dafür wiederum von der „New-York Times“ in außerordentlich heftiger Weise angegriffen zu werden.

Nun standen unsere Führer vor der Riesenaufgabe, dem Lande wieder eine konstitutionelle Verfassung zu geben, die Ideale unserer Revolution durchzuführen und dann zu den Volkswahlen zu schreiten. Carranza hatte schon vorher, als er noch in Veracruz weilte, begonnen, den Plan von Guadalupe, den ich bereits früher erwähnt habe, in entsprechender Weise zu erweitern und gewisse Zusatzgesetze und Dekrete zu erlassen, die hernach dem Volke wirklich aufhelfen sollten.

So war es z. B. ein Hauptübelstand der Porfiristischen Regierung gewesen, daß alle Angelegenheiten von der Zentralregierung nach der gleichen Schablone behandelt wurden. So besaß beispielsweise jeder Einzelstaat eine Abgeordnetenversammlung und die Söhne der reichsten Familien waren die Abgeordneten, die für das Volkswohl eintreten sollten, in Wirklichkeit war dies aber eine Stellung, die eine förmliche Unterwerfung unter die Zentralregierung bedingte. Auf diese Weise drängte der alte Porfirio Diaz der ganzen Republik seinen Willen auf, und die Hallen der Volksvertretung in den Einzelstaaten waren dadurch nicht viel mehr als Schlafsäle ohne den geringsten erspriesslichen Zweck. Niemals hätte es jemand gewagt, ein Wort des Widerspruchs gegen die Regierung zu erheben. Wenn das nun schon ein nahezu unhaltbarer und geradezu widersinniger Zustand war, so war die föderale Volksvertretung, in welcher sich die Abgeordneten aller Staaten der Republik zusammenfanden, um über die Interessen des Volkes zu wachen, in Wirklichkeit aber, um den Kultus der Kriecherei und Speichelleckerei bis zum Ekel zu treiben, noch viel schlimmer. Wenn man dieses Gruppenbild alter, abgelebter Greise und anmaßender, gekenhafter Bengels sah, wie sie als reiche Lebemänner in ihren Stühlen lagen und zu den Befehlen des Tyrannen im Halbschlummer nickten, ganz gleichgültig, was man von ihnen forderte, so erinnerte dieses Schauspiel unwillkürlich an eine wohlgedrillte Affengruppe, die zum Klang einer Pfeife ihre Mädchen macht. Kurz, es hatte den Anschein, als ob Mexiko eine Nation von Sklaven sein müsse.

Heute ist das ganz anders geworden!

Jeder tüchtige Mensch kann jetzt an der Volksfürsorge mitarbeiten; es gibt keine Bevorzugten mehr, und dieses Gesetz, welches Carranza hier einführte, zeigt seinen hohen Geist, seine Gerechtigkeitsliebe und Selbstlosigkeit, denn es läge in seiner Hand, sich dasselbe Regierungssystem anzueignen, wie Porfirio Diaz; regiert er doch das ganze Land gegenwärtig ohne jeglichen Widerstand.



Ein weiteres Gesetz ist für die Verbesserung der in Mexiko wichtigen Ackerbauverhältnisse vorgesehen. In diesem Lande gibt es leider so gut wie gar keine Mittelklasse, hier sind alle entweder sehr reich oder sehr arm. So besaß z. B. der verstorbene General Geronimo Trevino einen Grundbesitz von 500 Quadratmeilen, ohne daß dieses enorme Besitztum dem Mann einen Cent gekostet hätte, denn er erhielt es einfach durch die Beihilfe des Generals Porfirio Diaz, und da sich niemand getraute, ein Wort dagegen zu sagen, so blieb er unbestrittener Besitzer des ganzen ungeheuren Landstriches. Nun war das immer noch ein Fall, den man als Ausnahme gelten lassen könnte, denn General Trevino hatte sich auch Verdienste um das Land erworben; aber da stellten sich später unzählige Gvattersleute ein, die mit maßloser Spekulationswut die Indianer, welche jene Ländereien bewohnten, zu ihren Sklaven machten, indem sie dieselben für einen Hungerlohn von 30 Cents pro Tag arbeiten ließen und ihnen dann das Geld durch Schnapsverkauf und sogenannte „tiendas de rana“ (eigene Verkaufsläden des Gutsbesizers) größtenteils wieder abnahmen, denn die Leute waren gezwungen, dort zu kaufen.

Der Sinn für eine menschenwürdige Lebensweise mit höheren Bestrebungen und praktischen Zielen war ja den niedersten Klassen Mexikos in der Zeit der spanischen Herrschaft sowieso schon abhanden gekommen, so daß es z. B. im Staate Morelos häufig vorkam, daß die spanischen Ladenbesitzer die armen Arbeiter in gemeinster Weise mittels verbotenen Kartenspiels ausbeuteten und ihnen, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlten, einfach ihre Töchter wegnahmen und zu ihren Dirnen machten. Es ist himmelschreiend, was in dieser Beziehung unter der Diaz-Regierung gesündigt wurde. Jeder Weigerung gegenüber wurde das sogenannte Fluchtgesetz (Ley de fuga) von den Polizeibehörden angewandt, um alle Klagen und Weitläufigkeiten im Keime zu ersticken. Wie mancher arme, bedauernswerte Vater, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, die Ehre seiner Tochter gegen solch einen Spekulant und Seelenverkäufer beschützt zu haben,



Gefängnis Castillo San Juan de Ulua




Veracruz. General-Direktion der Leuchttürme

wurde einfach beiseite geschafft. Man schrieb dann ein Aktenstück aus, in welchem stand, daß bei der Verhaftung von dem Ungeschuldigten Widerstand geleistet worden und als dann die Soldaten von ihren Waffen Gebrauch gemacht hätten, der Arrestant zufälligerweise von einer Kugel getroffen worden sei.

Dieses „Fluchtgesetz“ ist in der ganzen Welt traurig berühmt geworden durch die vielen Unschuldigen, die ihm zum Opfer fielen; denn unter tausend Hingerichteten befand sich vielleicht ein einziger wirklicher Schwerverbrecher und alle anderen hatten Dinge begangen, die mit einer dreitägigen Gefängnisstrafe zur Genüge gebüßt gewesen wären.

Das nächste Gesetz, auch eine neue Einrichtung Carranzas, von größter Wichtigkeit ist das, welches die Bestimmung hat, den Municipien vollständige Unabhängigkeit zu gewährleisten. Bisher war irgend eine Stadt oder eine Ortschaft vom Präfecten der Polizei abhängig. Wollte irgend jemand z. B. ein Stück Holz aus dem Gemeindewald haben und es paßte dem Beamten nicht, so bekam es der Betreffende einfach nicht. Der Municipalrat konnte nichts dagegen machen. So war es aber nicht nur mit dem Stück Holz; nein, mit allem und jedem. Der Polizeipräsident hatte überall das letzte Wort zu sagen und es gab in der ganzen Republik wohl nicht einen Platz, in welchem Polizei und Municipalität so zusammengearbeitet hätten, daß das Gemeindewohl dadurch gefördert worden wäre. Hatte das Municipio gute Ländereien zu verpachten, so war es klar, daß zuerst der Herr Polizeipräsident das beste und größte Stück Land erhielt, dann kamen seine Freunde, und wer sich erlaubte, etwas dagegen zu sagen, mußte gewärtig sein, als politischer Störenfried in die Armee gesteckt zu werden. Für die porfiristische Regierung war ein solches Sklavenverhältnis vom größten Vorteil, brachte es doch das ganze Land unter die tyrannische Beamtenclique, welche mit ihrem Schmeichelsystem den aus der untersten Gesellschaftsschicht stammenden Emporkömmling Porfirio Diaz zum Halbgott erhoben. Präsident Diaz war natürlich mehr als zufrieden, sein Land so





leicht zu regieren und glaubte ein unübertrefflicher Herrscher zu sein, da ja nur gute Nachrichten von allen Seiten einliefen und das Land im tiefsten Frieden lag.

Oft kam es vor, daß ein Polizeipräsident in irgendeine Gegend versetzt wurde, die ihm völlig fremd war und deren Bedürfnisse er nicht kannte. Dann begann zunächst alles Vorhandene umgeändert zu werden; die Bevölkerung litt darunter, wurde aber nie danach gefragt, ob sie ihre Verwaltungsgeschäfte in dieser Weise besorgt haben wollte oder nicht. Man kann dieses System verstehen, wenn man an Rußland denkt.


Nun wird auch das anders werden. Alle Beamten müssen aus der betreffenden Gegend stammen, in der sie ihren Arbeitsbezirk haben und müssen vor allen Dingen mit den Bedürfnissen des Volkes vertraut sein. Dadurch wird nun allerdings das Zentrum der Landesregierung in seiner Machtfülle beschnitten, aber dafür werden die einzelnen Provinzstädte zur Blüte kommen und somit der Reichtum des Landes eine natürliche Ausbeute und Verteilung finden. Das wissen die den gegnerischen Parteien angehörigen Großgrundbesitzer, und da sie das Ende ihrer Herrschaft voraussehen, sträuben sie sich mit Händen und Füßen gegen irgendeine Änderung, die es ihnen unmöglich machen würde, wie bisher ein angenehmes Leben in der Hauptstadt zu führen und ihre Arbeiter bis aufs Blut ausbeuten zu lassen. Selbstverständlich wird dieses neue Gesetz auch in weitgehendstem Maße die Wahlen beeinflussen. Es wird den Bürgern die wirkliche Freiheit geben und ihnen ermöglichen, ihre Bürgerpflichten nach ihrem eigenen Empfinden auszuüben.

Ein weiteres Gesetz hat die Verbesserung des agrarischen Problems zum Zweck.

Wie schon erwähnt, gibt es in der Landwirtschaft Mexikos nur Großgrundbesitzer und arme Leute. Die Ersteren beuten die anderen aus und so lebt die ärmere Klasse in dauerndem Elend, denn der Großgrundbesitzer sagt einfach: entweder arbeitet ihr für den Lohn, den ich euch zahle, oder mein Land wird überhaupt nicht bebaut. Dies kam in allen Einzelstaaten Mexikos häufig vor; ich brauche deshalb keine einzelnen Beispiele an-

zuführen, um aber die noch unerschlossenen Landstrecken der Ausbeutung zugänglich zu machen, verfuhr die Diazsche Regierung in der Weise, daß sie irgendeinem Spekulant weitgehende Zugeständnisse machte, die im höchsten Grad menschenunwürdig waren. Man lieferte, ähnlich wie in Rußland, politische Strafgefangene zu Frohnarbeiten, ließ sie so lange in mörderischem Klima arbeiten, bis sie starben, ersetzte sie dann durch andere und so fort. Jedermann in Mexiko kannte in den verflossenen Jahren einen Sklavenhändler, der geradezu unter dem Schutze der höchsten Staatsmänner sein ruchloses Geschäft betrieb und mit Hilfe der Polizei seine Opfer in willenslose Sklaven verwandelte. Der Name dieses Scheusals, war Tres Gallos; dieser Spanier trieb mit Vorliebe sein Geschäft im Staate Veracruz, um dem seiner unzähligen Opfer wegen traurig berühmten Valle Nacional nahe zu sein. Dieser Mensch konnte dank seiner hohen Verbindungen mit jedem Gouverneur in Beziehung treten, es wurden ihm dann seine Opfer durch die Rural-Polizei zugeführt, worauf die Unglücklichen gegen eine Vergütung einfach an die Pflanzler verkauft wurden. Andere Spekulanten, wie z. B. die im Staate Yucatan, erhielten die Gefangenen als Arbeiter direkt von der Regierung zugeschildt, und da es Strafgefangene waren, auf die man weiter keine Rücksicht zu nehmen brauchte, so nahmen sich die Grundbesitzer das Recht, diese Menschen bei schlechtester Beköstigung einfach allen Unbilden der Witterung auszusetzen, um keine großen Ausgaben für die Leute zu haben. Die Bedauernswerten schloßen meistens alle zusammen in einer alten Stallung, die von Ungeziefer aller Art, von Läusen angefangen bis zu Skorpionen und ähnlichen gefährlichen Tieren, wimmelte. Die einzige Ventilation bestand in Löchern, die durch die Baufälligkeit des Gebäudes selbst hervorgerufen wurden. Von Betten war natürlich keine Rede, alle ohne Ausnahme schloßen auf dem steinigen Boden und ihr einziges Kissen war im besten Falle ein Stück zerlumptes Zeug. Begleitete aber irgendeine weibliche Person aus Zuneigung solch einen Gefangenen und war sie noch dazu hübsch, so






wurde der Gefangene so lange gequält, bis er seine Frau oder Verwandte der Prostitution überliefert hatte. Nur dieser Schritt konnte sein Los lindern; andernfalls hatte man Mittel, um den Widerstand eines solchen armen Teufels zu brechen und schreckte, wenn nötig, nicht davor zurück, ihn irgendeines Verbrechens zu beschuldigen, um sein Leben zu verwirken. Die Frau oder Verwandte gab dann schon aus Anhänglichkeit jeden Widerstand auf, und da alle jene Machthaber dieses System anwandten, so wurde auch die anständigste Frauensperson unerbittlich der Prostitution in die Arme getrieben.

Jetzt hören dank Carranza's alle diese abscheulichen Dinge auf. Zunächst wird es künftig keine Großgrundbesitzer mehr geben, das heißt, jeder darf nur soviel Land besitzen, als er bebauen kann und somit werden also die Landwirte gezwungen, alles überflüssige Land zu verkaufen. Gleichzeitig werden aber auch Musterfarmen eingerichtet werden. Deutsche sollen im Verein mit anderen hochstehenden Nationen bevorzugt werden. Zwischen solchen Musterfarmen werden dann in gewissen Abständen mexikanische Farmer angesiedelt, um so im Laufe der Jahre einen richtigen, einheimischen Bauernstand heranzuziehen. Für die besten Leistungen werden Prämien ausgesetzt werden und die Besteuerung des Bodens und der Erzeugnisse soll derartig sein, daß jeder arbeitswillige Mensch sein Fortkommen dabei finden wird und ein menschenwürdiges Dasein zu führen imstande ist. Die Sklaverei, die, natürlich unter anderem Namen, in der Praxis tatsächlich in vielen Gegenden Mexikos bisher noch bestand, hört im ganzen Lande auf; es sollen überall solche Verhältnisse geschaffen werden, daß nicht drei oder vier Großkapitalisten auf Kosten von Hunderten armer Teufel leben, sondern daß sich die Arbeiter vor allen Dingen ordentlich ernähren können und frei sind von dem bisherigen Schuldenzwang, der sie dem reichen Besitzer auf Gnade und Ungnade auslieferte. Kein Mensch soll in der ganzen Republik wegen einer Geldschuld in Haft gesetzt werden können. Das hätte dem Geseze

nach eigentlich auch in der Diazschen Periode nicht vorkommen sollen, allein die damalige Beamtenclique schuf eigens durch stillschweigendes Übereinkommen ein solch ungeschriebenes Gesetz mit den Spekulationsgesellschaften, die, um das Einkommen ihrer Unternehmungen höher zu treiben, sehr häufig dergleichen widerwärtige Akte begingen.

Baum- und Agrikulturschulen sollen in weitgehendstem Maßstabe angelegt werden, um die Neuaufforstung der heute vernachlässigten Wälder zu betreiben. Das wird zusammen mit den Militärkolonien den natürlichen Reichtum des Landes ungeheuer heben, um so mehr, als an arme Leute, wo immer nur zugänglich, gratis Land verteilt werden soll. Um zu diesem weittragenden Ziel zu kommen, hebt dasselbe Gesetz jegliche früher stattgefundene Verteilung von Ländereien, Gewässern und Wäldern, welche einst Eigentum der Municipien gewesen sind, auf; sogar jede Verteilung, welche die Einwohner unter sich selbst vornehmen, ist verboten, damit ja kein Mißbrauch mit den Aufteilungen getrieben werden kann. Daß ein solches Reformationsprogramm von größter Bedeutung für die zukünftige Entwicklung des Landes sein wird, ist klar.

Ein weiteres Gesetz, welches in den von der Revolution angestrebten Idealen einbegriffen sein wird, ist die Aufhebung der „Loteria Nacional“. Diese Lotterie konnte man mit Recht als ein gefährliches Glücksspiel bezeichnen, welches zwar zum Besten der Staatskasse unternommen wurde, aber dabei die Moral der unteren Klassen aufs tiefste schädigt. Wie oft ist es vorgekommen, daß ein armer Teufel, von der trügerischen Hoffnung getrieben, etwas zu gewinnen, eine ihm anvertraute Summe verspielt hat und dann, als er nicht mehr imstande war, das Geld zu ersetzen, als Frohnarbeiter dem oben beschriebenen unerbittlichen Gesetz verfiel, welches ihm einen lebenslänglichen Platz in den Kolonien von Yucatan zuwies. Ich sage ausdrücklich „lebenslänglich“, denn war ein solcher Unglücklicher erst einmal dort, so gab es keine Wiederkehr. Das Klima tötete jeden, der nach diesen Plätzen verschickt wurde.




Viele Mexikaner huldigen aber auch dem Lotteriespiel von der wahnwitzigen Hoffnung geleitet, daß ihnen endlich einmal ein Treffer zufallen würde, dabei geraten sie aber in immer tiefere Armut und größeres Elend, da sie sich, von der eiflen Hoffnung auf mühelosen Gewinn verleitet, der geringen Mittel berauben, über die sie verfügen.

Ein weiteres Gesetz von allergrößter Bedeutung sieht die staatliche Aneignung aller derjenigen öffentlichen Unternehmungen und Werke vor, die von den Günstlingen der früheren Regierung in schamloser Weise unter dem Schutze der Gouverneure der verschiedenen Einzelstaaten ausgebeutet wurden, ohne daß dafür von der Föderalregierung die benötigte Erlaubnis erteilt worden wäre. Natürlich werden alle auf rechtmäßige Art und Weise erworbenen Konzessionen nach vorgenommener Revision erneuert werden, so daß die einwandfreien Ausnahmefälle unter dem Druck, der auf die gesetzwidrigen Protektionsgeschäfte ausgeübt werden soll, nicht zu leiden haben.

Durch diese neuen Gesetze wird allen Bedürfnissen des durch die Revolution befreiten Landes Sorge getragen; — ich sage „Sorge getragen“, weil es tatsächlich eine Sorge ist, die der erste Chef Carranza auf sich genommen hat, um dem Volke zu allen seinen Rechten unbeschadet zu verhelfen.

Wohl das größte und weittragendste aller dieser Gesetze ist das Arbeitergesetz. In der Porfiristischen Zeit war es vorgekommen, daß Frauen und Kinder, gezwungen durch die bitterste Armut, auf das gemeinste ausgebeutet wurden. Auch mit männlichen Arbeitskräften hat man dieselbe Ausnützung vorgenommen; es war eben zur Gewohnheit geworden, aus jedem Menschen der arbeitenden Klasse die größtmögliche Leistung herauszuschlagen, die man dann so gering wie möglich bezahlte. Man stempelte den Arbeitgeber zu einer Art Gott, den man mit dem bezeichnenden Respektswort „Jefe“ oder „Patron“ aussprach. Dieser „Jefe“ oder „Patron“ hatte Macht über alles, was mit dem Arbeiter zusammenhing; er konnte nicht nur verlangen, daß der Mensch zu allen Stunden des Tages oder der

Nacht arbeitete, wenn er es für nötig fand, sondern sein Einfluß auf das Familienleben des Arbeiters war unbegrenzt. Jede Entscheidung traf der „Patron“, war doch der indianische Arbeiter gezwungen, bei dem Hungerlohn, den er erhielt, Anleihen aufzunehmen, die ihn als willenlosen Sklaven wie das Schilfrohr, das vom Winde bewegt wird, unter den Launen seines Arbeitgebers hin- und herwarfen. Hätte er sich je von den drückenden Banden befreien wollen, so wäre ihm das unmöglich gewesen, denn in den meisten Fällen konnte er darauf gefaßt sein, daß die Behörde auf Seite des Arbeitgebers stand und mit Wassergewalt jeden Streikversuch erstickte. Aber wehe! wenn es dem Arbeitgeber gelang, den armen Teufel als Aufrührer bei den Behörden zu bezeichnen. Der Beklagenswerte wurde dann einfach nach dem Staat Yukatán geschickt. Der Arbeitgeber brauchte nur den Polizeipräsidenten zu bitten, ihn von dem äußerst gefährlichen Menschen zu befreien, der alle seine Arbeiter aufhebe und mit dem kein Auskommen sei, obgleich er so viel Gutes empfangen habe. Der Arbeiter wurde dann auf die Präfektur gerufen und — kam nie wieder zum Vorschein. Stellten seine Angehörigen etwa Nachforschungen an, so wußte kein Mensch, wo der Ärmste verblieben war. Vielleicht erklärte man, der Betreffende sei plötzlich am „Herzschlag“ verschieden und schon längst begraben, oder man hatte überhaupt nur ein Achselzucken für die Familie des Verschwundenen übrig. War doch nur so ein Kerl weniger auf der Welt, was machte das aus; es gab so viele, wozu also über eine so geringfügige Sache groß Aufhebens machen; man hätte wahrlich viel zu tun, wenn man auf jeden solchen Menschen aufpassen müßte; womöglich sei er schon mit irgendeinem Frauenzimmer durchgegangen. Mit derlei zynischen Redensarten wurden die Angehörigen abgespeist und der Vermißte blieb in den meisten Fällen verschwunden; höchstens, daß nach einiger Zeit erklärt wurde, er sei in betrunkenem Zustande auf der Straße aufgefunden und wegen Skandalierens unter die Soldaten gesteckt worden, er werde aber jedenfalls nach abgelaufenem Termin wiederkommen.



Das neue Gesetz schreibt nun eine gerechte Fürsorge für die arbeitenden Klassen vor. Frauen und Kinder werden nur zu solchen Arbeiten zugelassen, die sie zu leisten imstande sind und müssen dafür in einer Weise bezahlt werden, die ihnen ein unabhängiges Leben sichert. Desgleichen sind für die Männer Klauseln vorgesehen und teilweise schon in der Praxis verwirklicht, die sie von den Zwangsanleihen entheben und vor alten Schulden sicherstellen.

Ein anderes, aufs tiefste in das soziale Leben eingreifende Gesetz, das im höchsten Grade reformbedürftig erscheint, ist das Ehescheidungsgesetz, welches bisher dank des Einflusses des Klerus viele tausende von Opfern verursacht hat. Bislang sollte die Heiligkeit der im Himmel geschlossenen Ehe unantastbar erhalten werden, um dadurch der Priesterkaste einen unberechenbaren Einfluß auf das Staats- und Familienleben zu sichern. Allein wie oft geschieht es im Leben, daß diametral entgegengesetzte Charaktere durch den Einfluß ihrer Umgebung zu einem Bund veranlaßt werden, welchen sie, nachdem sie zur Erkenntnis ihres Fehlgriffs gekommen sind, nicht etwa wieder trennen und ein neues Leben beginnen können, das ihnen Befriedigung und neues Lebensglück zu geben vermag. Eine solche Neugestaltung ihres Daseins wäre für die Betreffenden um so besser, als es durch die traurigen Erfahrungen einer für die meisten qualvollen Zeit nur günstig beeinflusst sein würde, denn bekanntlich bedeutet die Läuterung durch das Leid das Fortschreiten in der Entwicklung der Seele.

Auch das soll nun anders kommen. Die unglücklichen Opfer des Pfaffentums dürfen unter dem Schutze dieses reformierten Gesetzes wieder daran denken, ihr Leben neu aufzubauen und neuem Wirken und Werden entgegenzusehen. Dieses Gesetz wird aber auch auf die Frauenerziehung einen vorzüglichen Einfluß ausüben und das Weib fernerhin besser für den Kampf um die Existenz ausrüsten, zugleich aber auch widerstandsfähiger machen für die notwendigen Rückschläge des Lebens, die nie ausbleiben. Nur eine geistig starke

Mutter kann ebensolche Kinder gebären, und geistig stark zu werden, ist der von uns angestrebte Zustand, auf den das ganze mexikanische Volk gebracht werden soll, um für die Anforderungen, die das Leben an alle stellt, gestählt zu sein und aus eigener Charakterfestigkeit den Daseinskampf siegreich zu bestehen.

Außer diesen Reformen sind noch besonders zu erwähnen; die Abschaffung der Protektions- und Günstlingswirtschaft; es sollen keine Empfehlungsbriefe mehr Berücksichtigung finden, sondern allen Bewerbern Gelegenheit gegeben werden, den Behörden näherzutreten und selbst ihre Sache zu führen; ferner die völlige Neubearbeitung des Zivilgesetzbuches, das den wirklichen Bedürfnissen des Landes angepaßt werden soll, um es künftig unmöglich zu machen, daß ein einflußreicher Mann einen solchen Druck auf Beamte und Behörden ausüben kann, daß man im gegebenen Falle lieber auf eine Anklage verzichtet, als sich den zweifelhaften Entscheidungen der Justizbeamten auszuweichen.

Es würde weit über den Rahmen dieses Buches hinausgehen, wollte ich alle in Aussicht genommenen Gesetze ausführlich beschreiben, es soll vielmehr dem Leser zunächst nur ein Ein- und Überblick ermöglicht werden, wie die Revolution wirklich hohe Ideale anstrebt, und daß es nur die verhärteten, verbrecherischen Egoisten, die in den Reihen unserer geschworenen Feinde stehen, fertig bringen können, sich diesen segensreichen Bestrebungen entgegenzustemmen, weil es ganz einfach ihren Interessen nicht entspricht, daß solche durchgeführt und auch anderen Bürgern die Rechte eingeräumt werden, die unser Gegner bisher mit Hilfe ihres Geldes und Einflusses allein gepachtet zu haben wähten.

Weiter sei es mir noch gestattet zu erwähnen, daß endlich auch die grausamen, aus spanischer Zeit stammenden Stiergefechte abgeschafft werden sollen. In Zukunft wird dem Volke Gelegenheit gegeben werden, sich in anderer, edlerer Weise seine Mußestunden zu vertreiben, anstatt sich an den Qualen gemarterter Tiere, die durch alle mögliche menschliche




List aufs höchste gereizt werden, zu ergötzen. Es ist der heutigen Zeit unwürdig, solche Schauspiele aufzuführen, bei denen die rohe Kraft des Stieres auf das jeden Widerstand unfähige Pferd geheßt wird, um dem Reiter Gelegenheit zu geben, den Stier mit einer stumpfen Lanze zur höchsten Wut zu reizen. Es ist der Inbegriff aller Feigheit und Niedrigkeit, wenn der Mensch seine Vernunft dazu benützt, arme Tiere zu quälen, noch schlimmer aber ist es, wenn er den Zerstörungstrieb des Tieres ausnützt, um seinen entmenschten Sinnen eine solche widerliche Berauschung zu verschaffen und ein von Kraft strozendes Tier einem altersschwachen Klepper gegenüberzustellen, um so Stärke und Schwäche zusammenprallen zu lassen, dem Schmerzens- und Todesschrei des schwächeren Tieres nur ein Hohngelächter und Freudengejohle entgegenbrüllend. Solche Schauspiele verderben die Sitten auch des besten Menschen und stets wird man finden, daß der Charakter solcher Leute genau so sittenlos und grausam ist, als es derartige Vergnügungen sind. Wenn diese bluttriefenden Aufführungen, wie Stiergefechte und Hahnenkämpfe erst abgeschafft sein werden, wird auch die Zeit kommen, da die Menschen hier unter sich mehr Achtung empfinden und die Verbrechen, die sie mit so grenzenloser Unbedachtsamkeit unter der Wahnidee persönlicher Tapferkeit begehen, werden aufhören, wie z. B. die Messerstechereien, die in den Pulquewirtschaften begangen wurden, in welchen sich die Leute bis zur Bewußlosigkeit zu betrinken pflegten. Dieselbe Gefühlsroheit, die sie im Stiergefecht auffauchzen machte vor Freude über den Schmerz eines unvernünftigen Tieres, brachte sie dazu, einem Mitmenschen das Messer in den Leib zu stoßen.

Vielen Menschen erscheinen diese Dinge als Kleinigkeiten, welche die meisten nicht einmal beachten, aber wenn sie zur Erziehung der Nation beitragen, erhalten sie dieselbe Bedeutung, wie beim einzelnen Individuum, das durch Anleitung zum Guten zu einer besseren Lebensführung gebracht, durch ein schlechtes Beispiel dagegen zu Grunde gerichtet werden kann. Welch ungeheure Liebe von seiten eines Führers

gehört doch dazu, seines Volkes schwache Seiten so zu erkennen und seine Leiden zu verstehen, und welche Geistesgröße ist erforderlich, um auch nur eine praktische Verbesserung durchzuführen! Denn man vergesse doch nicht, wie so häufig derjenige, welcher das Gute will, den Haß der Tieferstehenden auf sich lädt und für seine edlen Bestrebungen nur Schimpf und Schmähungen erntet. Betrachte, lieber Leser, deine eigene tägliche Arbeit, die dich wahrscheinlich ganz in Anspruch nimmt, aber für die Gesamtheit wohl nur einen kleinwinzigen Nutzen bringt, und vergleiche damit dieses mächtige Werk der Erlösung eines ganzen Volkes, und du wirst die ganze Größe eines solchen Unternehmens erkennen. Vergiß auch nicht, die Ursache, das maßlose Leiden der gesamten unteren Volksschichten in Betracht zu ziehen, bevor die Revolution ausbrach und vergleiche dann die Schäden, die die Schuldigen erlitten haben mit den Klagen, die tausendmal ungehört verhallten, mit den Schmerzensschreien, die aus der Brust verzweifelter Menschen sich losrangen und nur mit Hohn beantwortet wurden. Ich bin überzeugt, solche Vergleiche können nur heilsam für jeden Einzelnen unter uns sein. Und wenn du, lieber Leser, vielleicht auch zu jenen gehörst, die durch die Revolution an materiellen Gütern geschädigt wurden, so bedenke wohl, daß dein Verlust wahrscheinlich geringfügig und leicht wieder zu ersetzen ist, eben weil er nur materieller Natur war; was will das schließlich besagen, wenn du eine Kleinigkeit von deinem Wohlleben opfern mußt, gegenüber dem großen Ziele, welches die Revolution sich gesteckt hat!

Ein kleines Beispiel möge dieses erläutern:

Mit dem Schließen der Kantinen haben allerdings auch Leute etwas entbehren müssen, die auf der Basis der Mäßigkeit des Tages einmal einen Schluck Alkohol zu sich nahmen und sich damit genügen ließen. Was bedeutet aber diese kleine Zahl, verglichen mit den unzähligen Gewohnheitsäußern, die buchstäblich jeden übrigen Cent ihres Verdienstes in der Kantine ließen, während Weib und Kind oftmals bettelten. Die




Kneipwirte, die, um rasch reich zu werden, ihre Gäste zum Trinken animierten, lachten sich ins Fäustchen, alle anderen aber waren die beklagenswerten Opfer. Und wer sind nun die Leute, die sich auf solche Art Reichtümer erworben haben? Zum größten Teil sind es arbeitscheue Individuen spanischer oder ähnlicher Nationalität, welche dieses Land von jeher als die unerschöpfliche Quelle ihrer Habgier betrachtet haben. Auf gleicher Stufe stehen die großen Herren, die auf ihren ausgedehnten Besitzungen meilenweit nichts anderes pflanzen, als Maguey, die bekannte Pflanze, aus welcher der widerliche Pulque gewonnen wird. Die Besitzer nehmen Hunderttausende ein und tragen dann dieses dem Volke abgepreßte Vermögen nach Paris oder einer anderen europäischen Großstadt, um es dort in raffinierten Orgien zu verprassen. Wie man sieht, ist der spanische Kantinenbesitzer und der mexikanische Magueypflanzer dem Gemeinwohl gleich verderblich, ja der letztere ist noch schlimmer, denn von ersterem kann ein patriotisches Gefühl gegenüber Mexiko nicht erwartet werden, sein Bestreben darauf zu richten, nur solche Erzeugnisse zu schaffen, die seine Landsleute auf eine menschenwürdige Stufe erheben, anstatt sie moralisch in bedauernswertem Tiefstand zu erhalten. Es kann der Revolution gar nicht hoch genug angeschlagen werden, daß sie gerade auf diesem Gebiete trotz aller Gegnerschaft energisch Wandel schaffen will und es zeugt von der hohen Einsicht der Führer, wenn dem Krebschaden der Menschheit, dem Alkoholismus, auch hierzulande endlich zu Leibe gegangen wird. Und wenn die Revolution weiter gar nichts anderes erreicht hätte, als mit den beiden Unsitten, den Stiergefechten und dem Pulquetrinken, aufzuräumen, wahrlich, ihr Verdienst um die Hebung des Volkes wäre dann schon riesengroß! Wie die Führer und Kämpfer der Revolution Männer sind, die inmitten des Volkes aufgewachsen sind und daher seine Vorzüge und Laster genau kennen, so sind auch alle diese neuen Gesetze auf Grund der Bedürfnisse des Volkes geschaffen. Den Parasiten, die sich die Anspruchslosigkeit und Unterwürfigkeit der arbeitenden Klasse zunutze machten, um

sich in schamlosester Weise zu bereichern, hat ihre Stunde geschlagen, denn endlich ist auch für dieses Volk, dem so lange Recht und Gerechtigkeit verweigert wurde, die Zeit gekommen, wo es dem Fortschritt und der Menschenwürde entgegengeführt wird.

An weiteren Neuerungen ist zunächst noch anzuführen, daß unter anderen Dingen hauptsächlich auf die hygienischen Bedingungen beim Städtebau Rücksicht genommen werden soll. Diese Vorkehrungen werden nicht nur auf Straßen, Häuser und alle anderen Bauunternehmungen ausgedehnt, sondern besonders auch auf die Gefängnisse, in welchen die Gefangenen künftig nach europäischem Muster untergebracht werden sollen.

Begreiflicherweise bedeutet dies einen großen Umschwung für das Land; man denke sich nunmehr alle Städte mit breiten, wohlgepflegten Straßen, das gedrückte, winklige Gassen- und Landweg-System, das in diesem Klima so ungesund ist, verschwunden und überall freie und gute Luft vorherrschend, so wird man begreifen, daß auch diese Verbesserungen dazu beitragen werden, die leibliche wie seelische Entwicklung der Einwohner zu fördern; man wird Leute heranwachsen sehen, die frisch und gesund aussehen und aufrecht einhergehen. Mit dem Empfinden der Gesundheit wird gleichzeitig das Verlangen nach Wohlstand geweckt, welcher bei günstigen Arbeitsbedingungen verhältnismäßig leicht zu erlangen ist. Hat ein Volk auch nur während einer Generation in solchen Verhältnissen gelebt, so sind die Früchte bereits zu sehen; jedenfalls wird dann die Neigung zu Müßiggang und Verbrechen geringer sein, als in den beschränkten und gedrückten Verhältnissen der Regierungszeit des Tyrannen Porfirio Diaz. Beim Ausbau der Gefängnisse wird natürlich viel getan werden müssen. San Juan de Ulua in Veracruz und das in der Hauptstadt liegende Belem müssen niedergerissen und zeitgemäß aufgebaut werden. Mit diesen beiden Gebäuden werden aus Mexiko zwei Monumente gräßlichster menschlicher Leiden verschwinden. Hauptsächlich San Juan de Ulua erinnert mit seinen schrecklichen Kerkern



an die spanische Zeit der Greuel und Morde. Jeder Besucher wird mit tiefem Mitleid und Abscheu der unglücklichen Opfer gedenken, die dort Unsagbares in den unterirdischen, vom Seewasser überspülten Zellen, in denen sie zuweilen bis an die Brust oder gar bis an den Hals im Wasser standen, erduldeten, bis der Tod sie von ihren qualvollen Leiden erlöste. Andere Kerker waren wieder so beschränkt im Raume, daß kein Gefangener sich darin ausstrecken oder auch nur aufrecht stehen konnte. Und solchen Leiden setzte man noch in heutiger Zeit Menschen aus, deren einziges Vergehen darin bestanden hatte, daß sie über die schrecklichen Verbrechen der Regierung eine freie Meinung äußerten. Belem war auch nicht viel besser. Es kam nur darauf an, ob der Gefangene aus Rache oder eines Verbrechens wegen eingesperrt war. War er aus Rache interniert, so konnte er sich darauf gefaßt machen, alle Leidensstufen durchmachen zu müssen, die das Gehirn eines menschlichen Ungeheuers auszu-denken vermochte. Mancher war auch vollständig unschuldig dort und mußte stillschweigend jede menschliche Regung in sich ertöten lassen, ohne Hoffnung, je Recht zu bekommen. Duzende von Gefangenen, deren Termin vorüber war, brachten aus Nachlässigkeit der Verwaltung weitere Jahre in Belem zu, ohne daß man ihrem Verlangen nach Freiheit Folge geleistet hätte. Sah man die Gefangenaufseher, die im Range eines Unterwärters standen und meistens für Lebenszeit ihr Amt ausüben mußten, mit einem Knüttel auf die Unglücklichen einschlagen, ohne daß ein triftiger Grund dafür vorhanden war, so mußte man sich unwillkürlich fragen, warum wohl diese Unmenschen ihre Opfer nicht lieber gleich umbrachten, sondern sie erst langsam und barbarisch zu Tode quälten. Mancher Inhaftierte wurde allerdings auch dabei erschlagen und der Gefängnisarzt bestätigte dann, daß nur ein Todesfall infolge von Typhus, Lungenentzündung, Herzschlag oder einer ähnlichen Krankheit vorliege. Eine solche Bestätigung war unanfechtbar, auch dann, wenn man sah, daß der Verschiedene einen eingeschlagenen Schädel aufwies. Unerhört war, daß in diesen Gefängnissen die meisten

Gefangenen ohne vernünftige Beschäftigung blieben, so daß viele im Laufe der Jahre infolge ihres geringen Bildungsgrades auf die tiefste Stufe menschlicher Roheit und Stumpfheit herabsanken und schließlich moralisch so verkommen waren, wie dies nie der Fall gewesen wäre, wenn man ihnen die Freiheit gelassen hätte. Kurz, wir müssen auch vor diesem berüchtigten Gefängnisse Belem ausrufen:


„Monument von unserer Zeiten Schande!“

Aber die neue Regierung wird sich beeilen, die Sünden der Vergangenheit auch in diesem Falle gutzumachen. Bei den neugeplanten Strafanstalten werden solche Quälereien nicht mehr vorkommen können. Jeder Sträfling wird seine Zeit absitzen, wie es dem Gesetze entspricht. Angemessene Arbeit wird ihm zugeteilt werden, um keinen Müßiggang aufkommen zu lassen und denjenigen, welche keine elementare Bildung besitzen, wird man regelmäßigen Unterricht erteilen. Außerdem werden auch die Ernährung und Verpflegung der Gefangenen, kurz alle jene Verwaltungszweige, die früher zu Unterschleifen von Spekulationsgeschäften mißbraucht worden sind, gründlich geändert werden. Man wird, und das ist die Hauptsache, alle diese Neuerungen nicht nur projektieren, sondern auch tatsächlich zur Ausführung bringen; hat doch heute schon Carranza mehr Schulen ins Leben gerufen, als Porfirio Diaz in den 35 Jahren seiner Regierung geschaffen hatte.

Wie begreiflich, will das keiner der Feinde der Revolution anerkennen, vielmehr würden es diese Leute ganz gerne sehen, daß das Volk wieder in seine alte Abhängigkeit zurückfällt und alles so wird, wie es ehemals war. Ja, es gibt sogar Leute, die in ihrer Unwissenheit die gegenwärtigen Schwankungen in den Geldverhältnissen des Landes für dauernd halten und auf den Zerfall der konstitutionellen Partei ihre Spekulationen basieren.

Schließlich sind an Neuerungen noch die Schulen der Armee zu erwähnen, welche in der ganzen Republik eingeführt und bereits auf einhundertundvierzig musterhaft eingerichtete Institute angewachsen sind. In den-





selben wird den indianischen Soldaten, die in der porfiristischen Zeit keine Gelegenheit hatten, sich in irgendeiner Weise auszubilden, Lesen, Schreiben, Rechnen usw. beigebracht. Eine Kadettenschule nach deutschem Muster wird den zukünftigen Offizieren ihre Ausbildung ermöglichen und die Grundlage zu einem neuen Heere bilden. Auch für die Offiziere wird eine Akademie eingerichtet werden, um dieselben in die Geheimnisse der modernen Taktik einzuführen. Der Anfang, den Offizieren und Mannschaften ein etwas martialischeres Aussehen durch Turnen und Körperübungen zu verschaffen, ist bereits gemacht. Früher sahen die Leute steif und ungelenk aus, waren auch in der That zum Felddienst wenig geeignet; den bekannten, unsichtbaren Stempel des Sklaven, der gegen seinen Willen zum Waffendienst gepreßt wurde, trug jeder ohne Ausnahme an sich, auch wenn er im Laufe der Jahre Sergeant wurde, denn keiner war freiwillig im Heer, sondern alle waren wegen Diebstahls, Raufereien oder anderer Polizeivergehen ins Militär gesteckt worden und dienten mit dem größten Widerwillen, was man bei jedem Gewehrgriff sehen konnte. Ist erst einmal die Armee, wenn auch in beschränkter Zahl, auf einen Standpunkt gebracht, daß es für die Mexikaner der besseren Klasse keine Schande mehr bedeutet, Soldat zu sein, so wird der Augenblick auch hier nicht mehr ferne sein, daß wir ähnlich schneidigen Einjährig-Freiwilligen auf der Straße begegnen, wie in Deutschland. Der Patriotismus, der in den Mexikanern schlummert, muß nur geweckt werden; den Leuten muß klargemacht werden, wohin und wie sie gehen müssen, und wenn sie dann das Ziel erkannt haben, so ist die Arbeit getan. Andere Völker haben es auch gelernt und haben längere Zeit darauf verwendet, als Mexiko verwenden wird.





Juarez-Theater in Guanajuato



Park „Alameda“ In Mexiko

Ernstes und Heiteres.




Daß der Hausnarr der Geschichte auch in den ernstesten Augenblicken des Lebens seine Späße treibt und dadurch die Tragik des Augenblicks uns oft erst recht zum Bewußtsein bringt, ist eine allgemein bekannte Tatsache, die auch große Dichter des öfteren ausgenutzt haben, wenn sie durch Abwechslung von Humor und Ernst die tiefen Gedanken ihres Werkes dem Publikum klar zu machen versuchten.

Auch die mexikanische Revolutionszeit zeitigte manche Episode, an die ich mich noch heute mit einem lachenden und einem weinenden Auge erinnere, und von denen ich einiges dem geduldigen Leser meines Buches erzählen möchte.

Es war bei der Einnahme von Monterrey — ich beziehe mich auf die letzte Eroberung dieser wichtigen Stadt —, als der Himmel sich gegen uns verschworen zu haben schien und uns ein derartiges Regenwetter sandte, daß an einen Kampf von beiden Seiten nicht gedacht werden konnte. Da kam unseren Leuten eine tolle Idee. Sie fingen ein Maultier ein und banden ihm zwei große Schilder auf den Rücken mit der weithin lesbaren Inschrift: „Wegen schlechten Wetters wird die Vorstellung aufgehoben!“ Dieses Maultier jagten sie nun den gegnerischen Stellungen zu. Kaum hatten die feindlichen Soldaten das Tier mit der Inschrift erblickt, als auch sie zu feuern aufhörten und die Schlacht dadurch wirklich vorläufig ihr Ende fand. Das arme Maultier wurde aber noch lange hin- und hergejagt bis es die ganzen Schlachtklinien abgelaufen hatte.

Eine andere Episode, die sich etliche Wochen später ereignete, bleibt mir ebenfalls unvergesslich. Die




Huertisten hatten eben eine Stadt eingenommen. Ein von ungefähr des Weges kommender, ehrbarer Chinese, der sich dem Orte näherte, hatte von der Einnahme der Stadt noch keine Ahnung. Als ihn nun die Patrouille anrief und nach dem Lösungswort fragte, antwortete er auf das ihm Zugerufene: „Quien vive?“ mit aller Seelenruhe wie gewöhnlich: „Carranza!“ Doch kaum ist das Wort seinem Munde entfahren, als auch schon die Soldaten über ihn herfielen und ihm eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgten. Der Hiebe eingedenk rief der brave, gelbe Onkel, als er sich am nächsten Tage wieder der Stadt näherte, schon von weitem: „Viva Huerta!“ Doch der Armste hatte Pech. Wir hatten nämlich in der Nacht den Ort wiedergenommen und nun bekam er von unseren Leuten erst recht ordentliche Hiebe. Tieffinnig zog der Sohn des Reiches der Mitte ab, mit dem Vorsatz: das nächste Mal, wenn ich wieder angerufen und gefragt werde, wer leben soll, sage ich für alle Fälle: „Ich!“ Verhauen werde ich ja so wie so.

Ein andermal hatten wir uns eines Spiones bemächtigt und nach kurzem Kriegsgericht wurde er zum Tode verurteilt. Schon wird der Armste an die Wand gestellt, die Soldaten heben die Gewehre und das Kommando: Feuert! soll ertönen, als ein junger Offizier vorstürzt mit den Worten: „Halt, erschießt den Menschen doch nicht! Seid Ihr toll?!“ Auf diesen unerwarteten Zuruf senken die Soldaten die Gewehre und der Leiter der Exekution fragt jetzt, was los sei und ob der Deliquent etwa begnadigt worden sei.

„Nein, das nicht,“ antwortet der befragte Offizier, „aber wir wollen doch nicht die funkelnagelneuen Hosen, die der Kerl an hat, durchlöchern! Sie müssen doch geschont werden — also runter damit!“ Ich brauche nicht zu betonen, daß diese Aufforderung eine allgemeine Heiterkeit auslöste. Man vergaß die Strenge des Gerichts, zog dem Kerl die Hosen aus — aber nur, um den dem Tode Geweihten mit einer Tracht Prügel laufen zu lassen.

Ein junger Mann, den ich von früher gut kannte, stand wegen eines leichtsinnigen Streiches vor dem

Kriegsgericht und wurde auch zum Tode verurteilt. Da mir die Ausführung der Exekution übertragen wurde, beschloß ich, weil mir der junge Mensch, dessen sonstige tadellose Führung ich kannte, von Herzen leid tat, ihn um jeden Preis zu retten. Ich drückte ihm heimlich ein Muttergottesbild in die Hand mit der Versicherung, dieses Bild werde ihn vom Tode retten. Daraufhin vertauschte ich die den Soldaten zur Exekution übergebenen Patronen, indem ich statt der scharfen, blinde in die Patronentaschen füllte. Nachdem mir das gelungen war, befahl ich dem leitenden Offizier die Exekution auszuführen. Von der Wichtigkeit seines Amtes überzeugt, kommandierte jetzt der Offizier sechs Mann ab, und man führte den Deliquenten auf einen in der Nähe gelegenen Kirchhof, befahl ihm, wie es Sitte ist, erst sein Grab zu graben und schritt dann zur Ausführung des Todesurteils selbst. Der junge Mann hielt krampfhaft das Muttergottesbild in der Hand und betete inbrünstig um seine Rettung. Jetzt kommandierte der Offizier: „Feuer!“ Die Soldaten schossen, aber der Deliquent blieb regungslos stehen und starrte mit verwunderten, vor Angst verblödeten Augen auf seine Schergen. Der Offizier, der vermutete, die Soldaten hätten schlecht gezielt, rief: „Ihr habt wohl das Schießen verlernt, daß ihr den Kerl auf zehn Schritte nicht treffen könnt!“, nochmals legt an — Feuer! und wieder knallte die Salve und wieder stand der junge Mensch aufrecht und lächelte selig vor sich hin. Jetzt riß dem Offizier die Geduld, „das wär ja noch schöner“, rief er, nahm dem ersten besten Soldaten das Gewehr aus der Hand, stellte sich hin, zielte und schoß, ein- — zwei- — drei- — viermal, die Soldaten grinnten und der Deliquent, der immer noch lustig und vergnügt aufrecht stand, grinste ebenfalls. Da wurde es dem Offizier unheimlich zu Mute. „Der Kerl ist behegt! sprach er, hier ist wohl nichts zu machen, kommandierte die Soldaten ab und ließ den jungen Menschen laufen, indem er bei mir die Meldung erstattete, der Kerl wäre kugelfest und er bitte jemand anderem den Auftrag der Exekution zu erteilen. Der junge



Mann aber glaubt heute noch an die wundertätige Kraft des Muttergottesbildes.

Nach der Schlacht bei Tampico fand ich auf dem Schlachtfelde einen jungen Offizier, dem eine feindliche Kugel vorzeitig den sicheren Tod brachte. Seine schon erstarrte Hand umkrampfte das Bildniß eines jungen schönen Weibes, in welchem ich, da ich wußte, daß der junge Offizier verheiratet war, sofort seine Frau vermutete. Um nun seiner Gattin, die vom Tode ihres Mannes bereits unterrichtet worden war, eine besondere Freude zu machen, begab ich mich, wieder in der Hauptstadt angelangt, persönlich zu ihr hin, um ihr das Bild zu übergeben und ihr einige Trostworte über eheliche Liebe und Treue zu sagen. Ich klingelte, eine Dame öffnet die Thür und ich frug nach der Frau des gefallenen Offiziers X. Wie groß aber war mein Erstaunen, als die Dame, die mit der Photographie, welche ich bei mir hatte, keineswegs identisch war, mir jetzt erklärte, sie selbst sei die Frau des Offiziers. Nun war es mit den Trostworten von ehelicher Treue freilich vorbei. Trotzdem erzählte ich ihr, die Veranlassung meines Kommens. Als sie mich aber nach dem Bilde frug, das ich bereits in der Hand hielt, antwortete ich, indem ich das Bild vorsichtig in meine hintere Rocktasche gleiten ließ: „Das Bild, gnädige Frau, das habe ich verloren! Wie ich nachträglich erfuhr, stellte das Bild eine junge Sängerin dar, die anläßlich des Gastspiels einer Theatertruppe vor einigen Monaten in der Hauptstadt gastierte. Sollte ich die Dame jemals im Leben wieder treffen, dann werde ich ihr das Bild zurückerstatten. Der Gattin des Verstorbenen hätt' ich damit keine Freude gemacht.

Es ist während der Revolution des öfteren vorgekommen, daß unsere von der Gegenpartei gefangenen Offiziere den Vorschlag erhielten, begnadigt zu werden, wenn sie sich derselben anschließen. Diese baten aber flehentlich, sie lieber zu erschießen, damit ja nicht ein Schatten des Verdachtes auf sie fiele, daß sie zum Verräther unserer Sache geworden seien.

Wie tief auch im Volke die Disziplin den Vorgesetzten gegenüber eingewurzelt ist, und wie ihnen das

Ehrgefühl ebenso sehr anhaftet, beweist folgende Begebenheit, die ich selbst miterlebte.

Als wir die Stadt Matamoros stürmten, wurde einer unserer Soldaten einem huertistischen Unteroffizier mit dem Befehl übergeben, ihn um 4 Uhr morgens erschießen zu lassen. Der Unteroffizier übergab ihn einem einfachen Soldaten zur Bewachung mit dem Auftrag, sich Punkt 4 Uhr mit dem Mann zu stellen. Nun liegt dieses Kampfgebiet an dem Grenzfluß der Vereinigten Staaten Rio Bravo; dieser Fluß, da er an dieser Stelle zeitweise sehr seicht ist, kann leicht durchschwommen werden. Wächter und Todeskandidat brachten die Nacht in einer am Strande liegenden Hütte zu und die Bäuerin schickte sich an, dem Todeskandidat die Henkersmahlzeit zu bereiten. Der wachhabende Soldat, der wohl den vorhergehenden Tag durchgekämpft hatte, war vor Müdigkeit fest eingeschlafen und dadurch unserm Soldaten die Gelegenheit zur Flucht gegeben. Die Bäuerin machte ihn auch sofort darauf aufmerksam mit den Worten: „Nun ist's Zeit, entfliehen Sie nach den Vereinigten Staaten, dort sind Sie sicher!“ Aber dieser von seinem Pflichtgefühl ganz eingenommene Todeskandidat erwiderte: „Nein, das kann ich nicht. Es wäre entehrend für mich, wenn ich jetzt feige ausdrückte.“ Der Mann starb am nächsten Tage als ein Held.

Meine deutsche Abstammung und mein Name lockte auch verschiedene deutsche Elemente zu uns Konstitutionalisten, die sich von mir anwerben ließen und von denen ich unbedingt zwei erwähnen muß. Der erste, ein Matrose, ein echter Hamburger Junge, der bei irgendeiner Kneiperei in Tampico zurückgeblieben war und sich dort herumtrieb, war von mir, nachdem er mir seinen Lebenslauf berichtete und ich daraus entnommen hatte, daß er Marinesoldat gewesen war, aufgenommen, denn ich sagte mir, den Kerl kannst du gebrauchen, der soll dir deine Leute einexerzieren. Schmidt war der musterhafteste deutsche Soldat, und hat es tadellos verstanden, meine Leute in Drill zu halten. Am meisten Vergnügen bereitete er am Anfang, wenn er Wache stehen mußte. Seine Gewehr-

griffe klappten und krachten, daß es so seine Art hatte und wurden von allen seinen mexikanischen Kameraden angestaunt und nachgeahmt. Bald hatte aber mein guter Schmidt gemerkt, daß mir sein Wesen und seine Art Spaß machten und dafür mußten mein Wein und meine Zigarren herhalten. Er stahl wie ein Rabe und auf meinen Pferden jagte er herum, als befände er sich auf einem Segelboot.


Die Nachricht über den Ausbruch des europäischen Krieges überraschte uns mitten auf dem Schlachtfelde. Ich hatte es kaum erfahren, als mir ein Soldat meldete, Schmidt möchte mich sprechen. Was? fragte ich. Der Kerl soll herkommen. Nein, Herr Oberstleutnant, das geht nicht, Schmidt ist auf Wache. Und wirklich stand der Kerl auf Wache vor einem Munitionslager. Als ich mich ihm näherte, präsentierte er das Gewehr: „Melde gehorsamst, Herr Oberstleutnant, Deutschland hat Krieg!“ Und ohne mich lange etwas erwidern zu lassen, warf er das Gewehr fort, sattelte sich eines meiner Pferde, und nicht das schlechteste, und ritt einfach davon. Wir waren mindestens 14 Tagereisen von Tampico wie den Vereinigten Staaten entfernt und das mußte der arme Kerl zurückgelegt haben, ehe er zu deutschen Behörden kam, die ihn weiterbefördern konnten. Ich ließ ihn ruhig gewähren, winkte ihm zu und sah ihn niemals wieder. Hoffentlich ist er auf einem U-Boot, was ihm als sein Ideal vorstrebte.

Der zweite stellte sich mir als ein Ingenieur Berlin vor, sagte mir aber sofort, daß dies ein Pseudo sei, er wäre Sohn eines sächsischen Staatsministers Graf Als Rittmeister hätte er bei einem Regiment in Berlin gestanden und den Feldzug gegen China mitgemacht. Militärische Kenntnisse hatte der Kerl ganz sicher, was er aber gewesen ist, ist mir bis jetzt ein Fragezeichen. Bestimmt war er ein Hochstapler. Er erzählte dann auch, daß er wegen einer Skandal-Affäre, durch welche er von seinem eigenen Vater und seiner Frau stark kompromittiert wurde, aus dem Heere entlassen worden sei. So log er alles Mögliche zusammen. Auch hatte er die lästige Angewohnheit, jeden Offizier anzupumpen, der ihm in den Weg kam, ich selbst sicherte

jedesmal meine Briefftasche, sobald er sich mir näherte. Dabei war der Mann außerordentlich tapfer. Eines Tages, als ich mit einer kleinen Truppe fast gefangen genommen war, stürmte er mit der Reitpeitsche voran und nahm mit ungefähr 20 Mann einen uns gegenüberliegenden Hügel ein, von wo uns der Feind unter Feuer hatte und Berlin rettete dadurch die ganze Situation.

Nachdem ich, wie vorhin bereits erzählt, Schmidt gesprochen hatte, traf ich zufälligerweise Berlin und sagte ihm: Sie sind deutscher Offizier und haben die Pflicht, sich ein Beispiel an Schmidt zu nehmen und sofort nach Deutschland zurückzukehren, ich will Sie nicht wiedersehen. Dennoch hat er es nicht getan, es muß wohl etwas gegen ihn vorgelegen haben, weiß der Himmel, was die deutschen Behörden wohl mit ihm hatten. Unsere Zapatisten-Indianer sind Meister im Stehlen und immerhin noch Waisenkinder im Vergleich zum Grafen Berlin. Nachdem er eine kurze Zeit noch beim General Kloss tätig war und die deutsche Kolonie in Mexiko ordentlich mit Schuldscheinen belegt hatte, ging er zu den Villisten über und bot denen unsere Geheimnisse an. Hier soll er nach einer gewissen Zeit wegen eines anderen Verrats erschossen worden sein. Die Menschheit hat nichts an ihm verloren!

An dieser Stelle möchte ich auch eines Menschen gedenken, der nicht allein für unsere Sache viel Gutes getan hat, sondern der auch für jeden, der ihn kennen gelernt hat, ein psychologisches Rätsel sein dürfte. — Es ist eine Frau. — Als wir Matamoros einnahmen und ein Haus niederbrannten, um vorrücken zu können, trat zu unser aller Erstaunen aus den brennenden Trümmern eine Frau, Johanna Mancha. Sie ließ sich zu mir führen und sagte mir folgendes: „Mein Herr, Sie haben mir mein ganzes Hab und Gut zerstören lassen, ich ertrage es in dem Bewußtsein, daß Sie gerecht gehandelt haben und es für die Zukunft unseres Vaterlandes geschehen ist. Stellen Sie mich auf irgend-einen Posten und sie werden mit mir zufrieden sein.“



Diese tapfere Frau hat ihr Wort gehalten, und zwar in einem Maße, wie es nur eine heißblütige Mexikanerin kann, die eine Sache leidenschaftlich liebt.

Sie war in der Hauptsache als Krankenschwester tätig und hatte sich ein fast abergläubisches Vertrauen bei den Verwundeten erworben. Bei Tausenden Operationen hat sie mir Handreichung geleistet. Mit mütterlicher Sorgfalt tat sie alles, um die Schmerzen zu lindern und ehe eine Operation begann, verharrte sie einen Augenblick mit gefalteten Händen im Gebet. Meine Überzeugung ist es, daß dies Gebet mit zum guten Verlauf so mancher schweren Operation beigetragen hat; denn es stärkte auch mich und den Patienten. Dagegen konnte dieselbe Frau mit der größten Kaltblütigkeit den aufregendsten und selbst grausamsten Szenen mit seltener Beherrschung beiwohnen. Auch hierfür ein Beispiel.

Bei der Belagerung von San Louis und Quere-táro war für unseren Erfolg unbedingt nötig, zu wissen, wie die Feldbefestigungen des Feindes angelegt waren. Mehrere abgesandte Spione von uns waren bereits abgefangen und erschossen worden und unsere Leute scheuten sich, den gefährlichen Weg zu machen. Da bat mich Johanna inständigst, man möchte ihr erlauben, die Sache zu übernehmen. Schweren Herzens ließ ich sie gehen, war sie doch meine rechte Hand und hatte ich die Gewißheit, sie nicht wiederzusehen. Aber auch hier bewährte sich das alte Sprichwort: „Dem Mutigen gehört die Welt!“ Johanna hatte als amerikanische Miß alles das erreicht, was sie wollte und sich alle Pläne des Feindes anzueignen gewußt. Einen Monat lang hörten wir nichts von ihr. — Als wir dann einen allgemeinen Angriff unternahmen, stürmte uns plötzlich ein Weib aus der feindlichen Linie entgegen. Es war Johanna. In unseren Reihen angekommen, ergriff sie eine Fahne, schwang sich auf ein herrenloses Pferd und mit dem Ruf: „Mir nach!“ führte sie die stürmenden Truppen zu einer wenig besetzten Stelle und der Sieg wurde so unser. Trotz des heftigsten

Kugelregens wurde Johanna nicht verletzt, schützende Kräfte bewahrten sie. —

Heute ist Johanna Mancha die Leiterin der ersten Mädchenschule in der Stadt Mexiko.

Ich hielt es für meine Pflicht, dieser Heldin an dieser Stelle den Dank des Vaterlandes darzubringen und zu verhüten, daß die Taten dieser seltenen Frau der Vergessenheit anheimfallen.

Auch meines Kollegen, des heutigen Marineattaché, Kapitän Louis Izaguirre, möchte ich hier gedenken. Als Kommandant eines Kriegsschiffes mußte er gegen die Revolutionäre in Veracruz vorgehen und bemächtigte sich des Hafens indem er einfach der Mole zusteuerte. Auf hundert Meter nahm er den Feind unter Feuer, und obwohl sich dieser hartnäckig verteidigte, verstand es Izaguirre, seinen untergebenen Offizieren dadurch Mut einzuflößen, indem er den Panzerturm verließ und sich in schneeweißer Uniform auf die Kommandobrücke stellte und rief: „Jetzt können Sie besser treffen!“



Die hervorragendsten Männer Mexikos.



Die revolutionäre Bewegung der letzten Jahre in Mexiko kristallisiert sich in einer Reihe von Männern, die den Gedanken und die Tat dieser so segensreichen Revolution verkörpern. Von jeher waren in der Geschichte eines Volkes immer die letzten leitenden Männer die Ursache einer größeren Umwälzung, da die Masse sich stets im Guten wie im Bösen derartigen Geistern fügt, um so mehr, wenn der historische Entwicklungsgang des Volkes sich vollständig mit der Absicht und Handlungsweise derartiger Männer deckt. Waren auch zu Porfirio Diaz' Zeiten seine leitenden Staatsmänner sein eigenstes Produkt, die abhängig bis ins kleinste keine eigene Meinung zu äußern wagten, so sind umgekehrt die jetzigen Staatsmänner Mexikos das ureigenste Produkt des Volkes selbst und als solches mit dem Volke seinen Idealen und seinem Streben identisch. An der Spitze dieser Männer steht Carranza selbst, der also, wie gesagt, als Mexikos vorläufiger Leiter den innersten Willen des Volkes tatsächlich repräsentiert.

Wenn es also Mexiko gelungen ist, sich endlich die soziale Freiheit zu erkämpfen, so dankt es diese Freiheit in erster Linie diesen Männern, von denen ich wenigstens einige in meinem Buche nicht unerwähnt lassen möchte. Ist es mir auch unmöglich, allen gerecht zu werden, die sich um Mexikos freiheitliche Entwicklung verdient gemacht haben, so entschuldige man das mit dem Raumangel und lege es nicht etwa einer bösen Absicht zur Last. Ebenso war ich stets bestrebt,

ohne Rücksicht auf den Rang der geschilderten Persönlichkeiten stets meine freie und unabhängige Meinung über dieselben zu äußern. Freilich bleibt diese Meinung immer nur meine persönliche Überzeugung.

An der Spitze der Männer, die in Mexikos Freiheitskämpfe eine hervorragende Rolle gespielt haben, steht der jetzige Kriegsminister Alvaro Obregon. Obwohl ein echter Sonoraindianer von Geburt, gehört er trotzdem zu den gebildetsten Geistern des Landes, begabt mit einer unermüdlischen Energie und Tatkraft und einer fast instinktiv zu nennenden strategischen Begabung. In kurzer Zeit war es ihm gelungen, fast sämtliche Staaten am Stillen Ozean zu erobern, wozu ihm sein Talent, die größten Heere mit Umsicht und militärischer Sicherheit zu leiten, zustatten kam. Obregons Erfolge auf militärischem Gebiete waren die größten Erfolge der Revolution. Ohne ihn wäre wohl ein siegreiches Vordringen der Truppen in diesem Maßstabe wenigstens, wie es tatsächlich stattgefunden hat, nicht denkbar gewesen. In seinen sonstigen Anschauungen ist Obregon vor allem antiklerikal. Er haßt die Geistlichkeit in etwas schroffer Weise, was ihm andererseits auch wieder Feinde eingebracht hat, die aber den Ruhm des Mannes nicht zu schmälern vermögen. Denn gerade im Volke erfreut sich Obregon einer fast noch nie dagewesenen Beliebtheit und Popularität. Zu seinem Ruhme trug nicht wenig die endgültige Besiegung des verräterischen Villa bei, den der Volksmund den Banditen-Napoleon getauft und für unbesiegbar erklärt hatte. Obregon war es gelungen, Villas Ruhm zu brechen und ihn aufs Haupt zu schlagen und damit den letzten Kopf der giftigen Hydra zu zertreten, die einzig und allein an Mexikos jahrhundertelangem Kampf die Schuld trug. Als junger 37jähriger Mensch hat Obregon noch eine große Zukunft vor sich. Nicht unerwähnt möchte ich noch lassen, daß er militärisch durch und durch gebildet, seine Erfahrungen vor allem auf die Organisation und auf den Ausbau des deutschen Heeres stützt, das ihm von jeher Vorbild und Muster gewesen; er wird auch in Zukunft stets bemüht sein, deutsch-militärische Einrichtungen nach Mexiko zu



verpflanzen, um dadurch dem Lande das kräftige Rückgrat zu verleihen, dessen es in inneren und äußeren Kämpfen so nötig bedarf.

Obregon am nächsten steht General Pablo Gonzalez. Im Gegensatz zu jenem, der eine lustige, gesprächige Natur ist, ist Gonzalez ruhig, verschlossen und verschwiegen. Ein hervorragender Arbeiter, fleißig bis zur Selbstaufopferung, hat auch er große militärische Erfolge zu verzeichnen, wenn sie auch gewissermaßen im Schatten Obregons stehen. Denn Gonzalez war vielleicht nicht ehrgeizig genug und verdunkelt dadurch seine eigenen Taten, daß er stets seine eigene Person in den Hintergrund stellt. Besitzt Obregon ein großes organisatorisches Talent, so ist die Stärke Gonzalez die administrative und erehutorische Begabung. Auch er ist durch und durch deutschfreundlich gesinnt, was er dadurch bewiesen, daß er eine deutsche Frau nahm, deren seltener Name Müller ihre Abkunft deutlich verrät.

Ein in mancher Beziehung merkwürdiger Mensch ist der Finanzminister Louis Cabrera. Cabrera ist augenblicklich der beste Politiker Mexikos, begabt mit einem Scharfsinn, der fast an Hellschere grenzt. Treffen doch Cabreras Prophezeiungen fast immer mit einer mathematischen Pünktlichkeit ein. Er war es, der das Unglück Maderos haarklein voraussagte und der auch die heutige Situation in Mexiko ahnungsvoll prophezeite. Als hervorragender Schriftsteller, und mit einer seltenen Rednergabe ausgestattet, wie sie nicht viele Männer ihr eigen nennen können, war er sehr schnell populär geworden. Durch und durch deutschfreundlich ist er ein gründlicher Kenner der deutschen Verhältnisse und verbrachte eine längere Zeit seines Lebens, so auch die Revolutionsjahre in Deutschland.

Der Minister des Auswärtigen, Candido Aguilar, ein noch ganz junger Mensch, Veracruzianer von Geburt, ist der Typ des Heißzonen-Mexikaners. Vornehm und ruhig, mit einem stets leicht ironischen Lächeln auf den Lippen, ist Aguilar ein hervorragender Diplomat, der es verstanden hat, seine Stellung in den schwierigsten

Lagen zu behaupten und gerade den Vereinigten Staaten gegenüber seine Fähigkeiten in Taten umzusetzen. Ehrlich und gewissenhaft ist er diplomatisch neutral, und wenn es mir auch nicht gelungen ist, seine deutschfreundliche Gesinnung ans Tageslicht zu locken, so hoffe ich doch immer, daß er es im Innersten seines Herzens ist, und daß es ihm nur seine diplomatische Stellung verbietet, die so warm empfundene Neigung öffentlich zum Ausdruck zu bringen.

An der Spitze des Instruktionswesens steht der Unterrichtsminister Palavicini. Als Sohn eines Italieners ist er in seinem Wesen vollständig methodenlos und drückt auch diesen Stempel dem Unterrichtswesen in Mexiko auf. Deutschfeindlich bis zum Deutschenhaß, ist er ein fanatischer Anhänger der Alliierten, von deren Sieg er sich das Heil der Welt verspricht.

Ein Mann, dem das Pressewesen Mexikos das meiste zu verdanken hat, ist Lic. Louis Manuel Rojas. Als der beste Journalist der Gegenwart in Mexiko war er der Begründer mehrerer Zeitungen, die er durch seine hervorragende Intelligenz in kurzer Zeit zu Weltblättern machte. Rojas spielte auch eine große Rolle in den Konferenzen mit den Vereinigten Staaten und war auch Führer des Kongresses. Unvergesslich wird seine Stellungnahme bleiben, die er Lane Wilson gegenüber eingenommen hat, als dieser die Verantwortung für die Mordtat Madero von sich abzuwälzen trachtete. Rojas war es damals, der diesen Mann in einer temperamentvoll abgefaßten Acuse angriff und unmöglich machte. Als Großmeister der Freimaurerloge konnte er es bald durchsetzen, daß Lane Wilson entlassen wurde und heute der verachtetste Mensch der Vereinigten Staaten ist. Es ist mir leider nicht möglich, diesen Mann so zu würdigen, wie er es vollauf verdient hätte. Ist er doch seit 15 Jahren mein intimster Freund, und es könnte der Verdacht aufkommen, daß ich ihn aus rein persönlichen Gründen besonders hervorhebe und lobe. Nichtsdestoweniger bleibt Rojas in der Geschichte einer der verdienstvollsten Männer Mexikos, die mit hingebungsvoller Vaterlandsliebe und unverbrüchlicher Treue stets immer das förderten,

was gut und edel war und was dem Vaterlande und seiner Freiheit diene.


Lie. Raffael Zubaran Capmany, der heutige Gesandte in Deutschland, gehört ebenfalls zu den hervorragendsten Politikern des gegenwärtigen Mexikos. Temperamentvoll und leidenschaftlich verstand er in Mexikos schwersten Zeiten als Minister des Innern, stets mit Umsicht die Geschäfte zu leiten und war sich der großen Verantwortung stets bewußt, die er dadurch auf sich genommen. Als Carranza eine Kommission nach Deutschland zu senden beabsichtigte, fiel sein Blick vor allem auf Zubaran, dessen diplomatische Fähigkeiten er für geeignet hielt, diesen Posten jetzt im Kriege zu Mexikos Gunsten auszufüllen. Vorher war Zubaran eine Zeitlang Vertreter der mexikanischen Interessen in den Vereinigten Staaten, wurde aber nach kurzer Zeit wieder als Minister des Innern zurückberufen. Auch heute glaube ich, daß Zubaran nicht lange seinen diplomatischen Posten behaupten dürfte, da er Carranza bald unentbehrlich sein wird und außerdem weniger befähigt ist, den jetzigen Posten als Gesandter in Deutschland, Schweden und Norwegen, Dänemark und Oesterreich zu bekleiden, da er keine fremden Sprachen spricht.

Sein Kollege Jan Sanchez Azcona ist der diplomatische Vertreter der Alliierten. Als Privatsekretär und intimster Freund des ermordeten Madero's, erfreut er sich heute des größten Vertrauens unserer jetzigen Regierung. Ein vornehmer Charakter, ist er auch ein glänzender Diplomat, dem die angebliche Schwerhörigkeit in diesem Falle sehr zustatten kommt. In Deutschland erzogen, spricht Azcona perfekt deutsch und war mein Vorgänger als Professor für deutsche Sprache und deutsche Literatur am Präparatorium der Universität Mexiko. Da ich von dem durch und durch ehrlichen und braven Charakter dieses Mannes überzeugt bin, so glaube ich auch, daß er seinen jetzt so schwierigen Posten als diplomatischer Vertreter Mexikos bei unseren Feinden stets mit Gerechtigkeit und einem tieferen Sinn für unparteiische Handhabung der diplomatischen Geschäfte ausfüllen wird.

Ein Mann, dem wohl einer der schwierigsten Posten anvertraut wurde, ist der Botschafter Mexikos in Washington, Lic. Nestali Arredondo. Ward ihm doch beschieden, die ganzen Stürme und politischen Zerwürfnisse zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko mitzuerleben und seiner hervorragenden diplomatischen Fähigkeit und Treue für die Sache Carranzas verdanken wir nicht zuletzt, daß die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko nicht schlimmer geworden sind. Ob es ihm auf die Dauer gelingen wird, der gespannten Lage Herr zu werden, läßt sich heute nicht übersehen, da er nur als ausführender Teil nicht die Machtbefugnisse besitzt, eine eventuelle Katastrophe zu vermeiden.

Der Lic. José Almaraz Harris, der gegenwärtige Geschäftsträger in Berlin, ist auch noch einer von den Männern, die ich nicht unerwähnt lassen möchte. In Deutschland wissenschaftlich erzogen, studierte er hier Juris und Chemie, und gehört ebenfalls zu den Männern, die das Deutschtum in Mexiko überall fördern und nach Möglichkeit verbreiten. So hat er in vielen Artikeln und Studien die Früchte seines reichen Könnens verwertet, indem er Entwürfe für Arbeitergesetze machte, gestützt auf den Reichtum der neuerdings entdeckten Petroleumquellen, die Schaffung einer Nationalbank anregte; als Chef des Justizdepartements organisierte er das Justizwesen und schuf die allgemeine Wehrpflicht usw. Alle diese Arbeiten tragen den Stempel deutscher Erfahrung. Dies aber bietet eine Gewähr dafür, daß er durch die Stellung, die er augenblicklich bekleidet, die deutsch-mexikanischen Beziehungen stets fördern und kräftigen wird. In der deutschen Kolonie in Mexiko hoch geschätzt und geachtet, wird er nicht selten wegen seines unverfälschten Berliner Dialekts, für einen waschechten Spreerathener gehalten, dem man aber den gebürtigen Mexikaner am Temperament und Aussehen sofort anmerkt.

Zu den umsichtigsten Männern des Landes gehört der jetzige Gouverneur des Föderaldistrikts General Jásar Lopez de Lara. Ein tüchtiger Soldat und einer der fleißigsten Arbeiter, die ich kenne. Mit einer her-



vortragenden administrativen Begabung, leitete de Lara 3. B. während der Revolution 35 Haciendas. Was das bedeutet, kann nur der begreifen, der die unermesslichen Landgüter Mexikos kennt und ihre schwierige Verwaltung aus eigener Erfahrung zu würdigen versteht. Dieser Begabung wegen berechtigt de Lara gerade auf dem Gebiete der administrativen Verwaltung zu den schönsten Hoffnungen und zählt dadurch zu den Stützen der gegenwärtigen Regierung.

General Jacinto Trevino war der kommandierende Offizier der Nordtruppen in Saltillo, der sich von Anfang an Carranza sofort anschloß und zu seinen hervorragendsten militärischen Führern gehört. Hellblond, ein Hüne von Gestalt, mit klaren scharf vor sich hinblickenden blauen Augen, könnte man ihn in seinem Äußeren eher für einen preußischen Offizier wie für einen Mexikaner halten. Sein germanischer Typ verbirgt aber einen echten unverfälschten Mexikaner, der seinem Vaterlande treu bis zum letzten Atemzuge so manchen unsterblichen Dienst erwiesen. Er war es auch, der neulich die amerikanischen Truppen zurückschlug und so die Waffenehre Mexikos den Vereinigten Staaten gegenüber verteidigte.

Ein Mann, in dem sich die meisten Ideale der mexikanischen Revolution kristallisiert haben, ist der Gouverneur der Halbinsel Yukatan, General Alvarado. Als echter Sozialdemokrat verwirklichte er in seinem Lande Arbeiterideale, wie sie hier in Deutschland 3. B. erst erträumt werden. Seine Arbeitergesetze, Gewerkschaftsorganisationen, Versicherungsinstitute sind einfach mustergültig. Es bleibt auch nur der Zeit überlassen, daß sie in ganz Mexiko eingeführt werden und gestützt auf die segensreiche Erfahrung dieses Mannes dem Volke die Vorteile bringen, deren es für seine Entwicklung und Zukunft bedarf.

Gustavo Espinosa Mireles ist der jüngste Gouverneur Mexikos des Staates Coahuila. Er ist der Nachfolger Carranzas in Saltillo, und als hervorragender Jurist, mit Sinn für Kunst und Literatur, verstand er es in kurzer Zeit sich die Gunst der Saltiller Bevölkerung in hohem Grade zu erringen. War er



Vulkan „Pico de Orizaba“



Eisenbahnbrücke der Veracruzbahn

es doch, der die Stadt in den letzten Monaten fast völlig umbaute und durch ihre Park- und Blumenanlagen zu einer der schönsten Städte Mexikos machte. Er förderte auch den Bau des besten Funkenturmes in Mexiko, und seiner Vermittlung verdanke ich, daß ich die große Rede des deutschen Reichskanzlers eher besaß und verbreiten konnte als die Vereinigten Staaten.

Als Schriftsteller von weittragender Bedeutung ist der Dr. phil. und Kunstmaler Dr. Alt bekannt. Dieser Mann, den man vielleicht nicht mit Unrecht eine gewisse Überspanntheit im Wesen nachredet, ist der Leiter der Arbeiterklassen und somit in gewissem Sinne mein Nachfolger. Als Deutschenhasser leidet er gewissermaßen an einer Germanophobie, die mit seiner sonstigen Intelligenz in kräftem Widerspruch steht.

Um das Gesundheitswesen Mexikos machte sich vielfach Dr. Josef Maria Rodriguez, der Leibarzt Carranzas und jetziger erster Präsident des Gesundheitsamtes verdient. Bekannt sind seine eingehenden Studien der einheimischen Krankheiten, deren Erforschung und Bekämpfung sein Lebensziel ist. In gemeinsamer Arbeit (so z. B. bei der Bearbeitung des Sanitätswesens in den Hafen Mexikos) hatte ich oft Gelegenheit, die hervorragenden Fähigkeiten dieses Mannes zu bewundern, der als Arzt wie auch als Mensch gleiches Lob verdient.

Zum Schluß möchte ich noch Josefos Macias, den Rektor der Universität in Mexiko, erwähnen, dessen Begeisterung für alles, was deutsch ist, sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitet hat. Als Politiker spielt er ebenfalls eine hervorragende Rolle und bleibt so für die deutschfreundliche Gesinnung Mexikos ein lebendiges Beispiel. Da er seine Söhne in Deutschland erziehen ließ und in seinem Hause nur deutsch gesprochen wird, nennt er Deutschland nicht anders als das Vaterland seiner Söhne, was er zuletzt auch öffentlich in einer größeren Rede, die er anlässlich der Überreichung des Ehrendoktordiploms an mich zum Ausdruck brachte.

Ist es mir auch nicht vergönnt, allen Männern, die sich um Mexikos Größe verdient gemacht haben, in



diesem meinem Werke gerecht zu werden, so habe ich versucht, wenigstens einige herauszugreifen, ihre Charaktereigenschaften zu zeichnen, um dadurch eine Pflicht zu erfüllen, die mir selbstverständlich und heilig ist. Ein Volk, das an seiner Spitze solche Männer hat, wird seinen Idealen niemals untreu werden, sind doch diese Männer aus ihm selbst hervorgegangen und mit ihm eng verwachsen. Es wäre daher auch vollständig haltlos, zu befürchten, daß Mexiko mit einem Falle Carranzas seine politische und vor allem aber seine soziale Freiheit wieder einbüßen könnte; denn die Partei Carranzas wird bestehen so lange Mexiko Mexiko ist.



Ein Wort an die Deutschen in Mexiko.



Eim Ausbruch des Krieges sprach der deutsche Kaiser vor den Reichstagsabgeordneten die unvergeßlichen Worte aus:


„Ich kenne keine Parteien mehr; ich kenne nur noch Deutsche!“

Diese Worte, die ein Weckruf, eine Mahnung zur Einigkeit für alle Deutschen der Welt sein sollten, sind leider von den Deutschen im Auslande recht wenig beherzigt worden, obgleich gerade da das Zusammenhalten aller Reichsangehörigen in den gemeinsamen idealen und materiellen Interessen von größtem Vorteil wäre. Man hat zwar hier und dort mit der wohlwollenden Beihilfe der Gesandtschafts- und Konsulatsbehörden Vereine gegründet, die den lobenswerten Zweck verfolgen, die Deutschen einander näherzubringen, aber man ist noch immer weit von einem wirklichen Zusammenschluß entfernt.

Daß dem so ist, liegt einzig und allein an dem kleinlichen Egoismus dieser Leute, die häufig, sobald sie die fremde Erde betreten, auch ihre moralischen Grundsätze, ihre offene, aufrichtige Wesensart, die sie aus dem Heimatlande mitbringen, ablegen, um, von falschen Anschauungen geleitet, die Überklugen und Exklusiven zu spielen — und das in allen Fällen mit einem sehr schlechten Resultat.

Immerhin rede ich, wenn ich diese Dinge berühre, nicht als Pessimist, sondern als Optimist, als einer, der felsenfest davon überzeugt ist, daß sich der gute Kern, der in dem deutschen Volke steckt, in einer nahen





Zukunft zur schönsten Blüte entfalten wird. Der große Krieg, dieser gewaltige Lehrmeister, der sich für unseres Volkes moralische Umgestaltung schon so wunderbar heilsam erwies, wird hoffentlich auch auf diesem Gebiete Wandel schaffen. Doch müssen wir uns klar darüber sein, daß jetzt der Augenblick da ist, umzulernen und alte Übel und schlechte Gewohnheiten abzulegen; scheint doch in unserer Zeit das Wort in Erfüllung gehen zu wollen, daß dereinst am deutschen Wesen noch die Welt genesen soll. Darum tritt ganz besonders auch an uns Auslandsdeutsche die ernste Pflicht heran, daran mitzuarbeiten, bislang Unrühmliches aus unserem Charakter auszumerzen und frühere Untugenden endgültig zu begraben.

Lassen Sie mich an Hand einiger Beispiele, von denen mir wohl jeder Auslandsdeutsche aus eigener Anschauung bestätigen kann, daß sie zutreffend sind, das Grundübel der Deutschen vor Augen führen:

Kommen da vielleicht zwei oder drei junge Landsleute auf demselben Dampfer zusammen, der sie fernen Ländern zuführt. Bei erster Gelegenheit wird im Schiffsrestaurant eine ewige Freundschaft geschlossen mit der Versicherung, fest zusammenzuhalten und allen Gefahren gemeinsam die Stirne zu bieten. Kaum vom Schiffe weg, kennt man sich aber nicht mehr. —

Wie kommt das? Wie ist so etwas möglich?

Man kann sich die Sache psychologisch damit erklären, daß die Furcht vor dem Ungewissen, Unbekannten oftmals die ungleichsten Charaktere für kurze Zeit zusammenbindet. Sehen dann die kaum flügge gewordenen jungen Leute, daß man sie in dem wilden Lande nicht frißt, so kommt auch schon das selbstbewußte Absonderungsgelüste zum Durchbruch, das alle voneinander trennt. Man kennt den Reisegefährten nicht mehr, denn man ist jetzt damit beschäftigt, sich sein Leben nach dem eigenen Geschmack einzurichten, seine Zukunft aufzubauen. Meistens sind die anfänglichen Versuche der jungen Leute, sich eine Existenz zu gründen, recht entmutigend, da ihnen noch praktische Berufskenntnisse und allgemeine Welt- und


Menschenkenntnis fehlen. Hat aber einer von ihnen etwas mehr Glück als die andern, so erwacht in diesen sofort ein kleinlicher Neid.

Und diese Mißgunst schießt am üppigsten am Biertisch ins Kraut. Fünf oder sechs junge Angestellte kommen in eine Kneipe und, die sehr schwer nachzuahmende Grazie der Stiersechter annehmend, bestellen sie die ihren Wünschen entsprechenden Getränke. Das Gespräch kommt auf einen der Bekannten, mit denen man auf dem Dampfer die erwähnte „ewige“ Freundschaft geschlossen hatte und von dem man eben erfahren hat, er habe Gehaltszulage bekommen: „Über denken Sie nur, hat man so etwas schon erlebt; dieser Kerl . . . usw.“ — Hat man nun ein Langes und Breites über die Geringwertigkeit des Abwesenden gesprochen und zur Genüge erörtert, daß der Betreffende nichts gewesen ist, als er ins Land kam, so trennt man sich nach der Erreichung der nötigen Beittschwere.

Vier von diesen fünf Jünglingen laufen nun sicher zu dem Freunde, der das Gesprächsthema bildete und erzählen ihm brühwarm in allen Einzelheiten die stattgefundene Unterhaltung. Nun ist die Feindschaft fertig. Jahrelang haßt man sich. Einer verachtet und bekämpft den andern, und solange sie im Lande sind, vergibt keiner dem andern die geringste Schuld, die doch jeder von ihnen an anderer Stelle und anderen Kollegen gegenüber ebenfalls begangen hat.

Nach einiger Zeit kommen dann beide vorwärts und bilden die so wohlbekannten Parteien. „Hie Welf, hie Waibling!“ ist die Losung in der Kolonie. Ist dann z. B. ein Geschäft mit einem Fremden zu machen, auf das die beiden Feinde reflektieren, so kann man die unglaublichsten beschämendsten Dinge erleben. Die zwei gegnerischen Landsleute machen sich gegenseitig so schlecht, daß der Mann, mit dem beide unterhandeln, nicht selten zu Angehörigen anderer Nationen geht und dort das Geschäft abschließt, nur um nicht in einen Streit verwickelt zu werden. Es gibt natürlich lobenswerte Ausnahmen, aber im großen





und ganzen ging es bis jetzt so oder ähnlich zu unter unseren Landsleuten in fremden Ländern.

Hat gar einer das Pech, aus irgendeinem Grunde sein Vermögen zu verlieren, wie es bei den manchmal recht unbeständigen Verhältnissen in überseeischen Ländern zuweilen vorkommt, so macht der Auslandsdeutsche nicht selten die Erfahrung, daß es gerade seine Landsleute sind, welche die größte Freude an seinem Unglück haben. Ein solcher Fall ist beispielsweise auch mir passiert und ich weiß, daß meine zeitweilige üble Lage große Schadenfreude hervorgerufen hat, obwohl ich meines Wissens keinem Deutschen je ein Leid zugefügt habe. Ich führe hier mein eigenes Beispiel nur an, weil der Fall für mich am nächsten liegt, mein Name ziemlich bekannt ist und viele Leute wissen, wie es mir zeitweise erging. Heute habe ich jedenfalls die Genugtuung, daß ich auch jenen, die mir einst ihr Mißfallen so deutlich gezeigt haben, vielleicht eine helfende Hand zu reichen imstande bin, und ich glaube, daß es unter den Deutschen nicht einen gibt, der ohne Hilfe von mir gegangen wäre, wenn es in meiner Macht lag, ihm zu helfen und er mich darum bat.

Es werden den Deutschen so viele gute Eigenschaften nachgesagt, wie Treue, Ehrenhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Herzensgüte usw., daß es eigentlich sonderbar ist, daß gerade sie ihres Kaisers Wort nicht aufzufassen und sinngemäß auszuführen imstande sind.


Aber wir leben zuviel in den Tag hinein, es geht vielen von uns zu gut und Denksaulheit ist zudem das allgemeine Charakteristikum unserer Zeit. Nur wenige beschäftigen sich mit höheren geistigen Problemen und haben etwas für ihren inneren Menschen übrig. Diese selteneren und für den Durchschnittsmenschen wunderlichen Männer aber beginnen, ihre Mission auf Erden zu verstehen und leben und handeln darnach. Betrachten Sie solche Menschen und immer werden Sie sie in gleichmäßiger Seelenruhe, ohne Aufregung, ohne Zorn oder Maßlosigkeit finden, wie jene Weisen, die, von der Philosophie des „nil admirari“ vollständig überzeugt, dem Getriebe der menschlichen Gesellschaft



lächelnd gegenüberstehen. Sie haben die Nichtigkeit der Begierden, der Wünsche und Hoffnungen erkannt, mit denen der Alltagsmensch sein ganzes, ach so kurzes Erdenleben ausfüllt; sie haben die wahre, innerliche Erlösung erlangt.

Viele werden nun dieses Bekenntnis in ihrer „geistigen Überlegenheit“ damit abtun, daß sie mir vorwerfen, ich wäre Spiritist. (Früher hat man einmal einen Vorwurf, der gegen mich in der deutschen Kolonie erhoben wurde, mit dieser Bezeichnung begründet.) Nun bin ich aber nie ein Spiritist gewesen; ich treibe nur theosophische Studien, und um einer solchen Privatliebhaberei willen darf man seinen Mitmenschen doch sicher ebensowenig verdammen, als etwa einen anderen, weil er sich ein Reitpferd hält oder sich mit einem hübschen Mädchen die Zeit vertreibt. Ich bin davon entfernt, jungen Leuten ihr Vergnügen schmälern zu wollen. Aber lassen Sie uns nicht im Alltag untergehen, lassen Sie uns unsere Zeit nicht ausschließlich mit nichtigen Dingen ausfüllen und immer nur an materielle Lebensgenüsse denken. Erinnern wir uns der Worte, die einst der deutsche Reichskanzler Caprivi im Reichstag sprach: „Die Ideale brauchen wir im Leben so nötig wie das tägliche Brot!“ Wenn wir uns nur darauf beschränken, nach unbedeutenden, kleinlichen Dingen zu streben und nach nichts mehr Höherem, so erziehen wir Egoisten aus uns und wirken störend auf unsere Umgebung, die vielleicht edlere Ziele verfolgt. Darin liegt die Wurzel der Uneinigkeit und des Unfriedens.

Es geht über den Rahmen dieses Buches hinaus, psychologische Unterweisungen zu geben. Jeder ist individuell veranlagt und muß an sich selbst arbeiten; und solche Anweisungen sind auch oft unwillkommen. Aber es ist unsere Pflicht, auf eine Einheit unter dem Deutschtum hinzuarbeiten und auf die geistigen Hemmnisse hinzuweisen, die sich diesen Zielen entgegenstemmen. Die selbstsüchtigen Sonderbestrebungen einzelner Persönlichkeiten und Gruppen müssen aufhören, die fortgesetzten Spaltungen im Geschäftsleben und im privaten Verkehr sollen ein Ende



nehmen, zum Wohle der ganzen deutschen Kolonie und damit auch wieder zum Vorteile des Einzelnen.

In welchem Lande der Welt finden wir z. B., daß die daselbst ansässige deutsche Kolonie ein einziges, gemeinsames Vereinshaus besäße, das alle Kreise umfaßt, sei es nun unter dem Namen eines Klubs oder eines Kassinós, oder auch nur eines Turnvereins? — Wohl in keinem! Was wir finden, ist, daß immer sechs Deutsche sieben Vereine gründen, einen für die bereits in die Höhe gekommene Klasse, den nächsten für die tausend Mark weniger Besitzenden und so fort. Kurz, einen Verein für jedes Stadium der materiellen Entwicklung der Auslandsdeutschen. Würden alle diese Vereine zusammen in einem gemeinsamen Klubhause tagen, so würde die Welt staunen über die angenehme geistige Anregung und die gemüthlichen Umgangsformen, die unter den Deutschen zu finden wären.

Dann könnten wir auch mit vollem Recht von anderen Völkern die weitgehendste Achtung und Berücksichtigung verlangen, ja, man würde sie uns selbst freiwillig und als selbstverständliche Sache einräumen. Aber bei den jetzigen Zuständen sehen die Angehörigen anderer Nationen, daß wir unter uns, in unserem Leben als Kolonie, uneinig sind, daß der, der ein Reitpferd besitzt, sich haushoch den anderen überlegen dünkt. Sie sehen, daß das einzige Ideal vieler junger Deutscher im Auslande das ist, ihr leicht verdientes Geld möglichst schnell durchzubringen, sei es durch Aufstellen eines Standards über fortschreitenden Bierkonsum oder sonst etwas Ähnlichem. Nahezu alle, mit nur ganz wenigen Ausnahmen, zeigen eine solche Gleichgültigkeit dem fremden Lande gegenüber, in dem sie leben, daß sie weder dessen Literatur, noch die richtige Bedeutung der Landessprache kennen lernen. Wie viele Deutsche leben beispielsweise hier in Mexiko, denen die Geschichte des Landes ein Buch mit sieben Siegeln ist. Aber die Gedichte, welche die Brauereien als Bierannoncen in den Zeitungen veröffentlichen, die kennen sie auswendig.

Aus den eben kurz dargelegten Gründen fordere ich alle Deutschen, die mit meinen Ideen sympathisieren, auf, ihr ganzes Trachten darauf zu richten, die für uns so notwendige und wichtige Einigung unter dem Deutschtum herbeiführen zu helfen. Damit arbeiten sie im Interesse des deutschen Vaterlandes und erleichtern den Behörden in der alten Heimat, wie den Diplomaten im Auslande das Werk, Kolonien zu schaffen, die wirkliche Stützpunkte deutscher Art und deutscher Sitte sind, die den Anfeindungen fremder Nationen standhalten können und sich durch gemeinsames, planmäßiges Betätigen machtvoll zur Geltung zu bringen vermögen.


Im harmonischen Zusammenwirken der einheitlich organisierten Auslandsdeutschen mit ihren diplomatischen Vertretern beruht die Zukunft des Deutschtums in überseeischen Ländern.

Und darum rufe ich allen meinen lieben Deutschen ins Gewissen:

Seid einig, einig, einig!

★

Ich müßte taub und blind sein, wollte ich mich all den aufrichtig gemeinten Einwendungen meiner Freunde verschließen, die, in der Hauptsache der deutschen Kolonie zu Mexiko angehörend, als passive oder, um das Fremdwort durch ein in diesem Falle vielleicht zutreffenderes deutsches Wort zu ersetzen, als „leidende“ Zuschauer alle Wandlungen unserer mexikanischen Revolution mitmachten. Wie oft wurde mir aus diesen Kreisen, die begreiflicherweise nichts sehnlicher wünschten, als in Ruhe und Sicherheit ihren Geschäften nachgehen zu können, offen oder verblümt zu verstehen gegeben, daß die Revolution dem Lande doch sicher mehr geschadet als genützt habe, und daß die Opfer, die sie gekostet, recht bedauerlich seien. Das mexikanische Volk hätte mit der Zeit wohl auch ohne gewaltsame Revolution der notwendigen Reformen teilhaftig werden können, ohne daß es nötig gewesen wäre, soviel Blut zu vergießen und so viele Werte zu zerstören. Und drüben vollends, in der alten Heimat, da herrscht gar die irrige Meinung



vor, als ob man es bei der heutigen mexikanischen Revolution mit einem der im lateinischen Amerika so häufigen Bürgerkriege zu tun habe, die lediglich den Zweck verfolgen, diesem oder jenem ehrgeizigen Politiker auf den Präsidentenstuhl zu verhelfen.

Allen diesen Leuten nun möchte ich mein Buch in die Hand drücken, und wenn sie wirklich Geduld genug besitzen, es zu Ende zu lesen, darf ich wohl auch der Hoffnung Raum geben, daß sie zu der Überzeugung kommen, die heutige mexikanische Revolution sei keine politische, sondern eine soziale Revolution in des Wortes tiefster Bedeutung. Wer unsere Anstrengungen, Kämpfe und Leiden, die wir seit Ausbruch dieser Revolution mutig und gläubig auf uns nahmen, kennt und zu würdigen weiß, wird mir auch gerne glauben, daß wir das alles wahrlich nicht unternommen haben, um diesem oder jenem Manne zur Präsidentenwürde zu verhelfen, sondern um ein hohes Ideal zu verwirklichen, das den Besten dieses Landes längst schon vorgeschwebt und das ihnen jedes, auch das größte Opfer, wert schien. In jahrelangem Ringen verfolgten sie dieses Ziel. Der Herold im Streite, der als erster die Fahne erhob, welcher wir anderen begeistert folgten und der berufen schien, das große Werk zu vollenden und aus Sklaven freie Menschen zu machen, starb den Märtyrertod; der Kranz, der dem siegreichen Streiter gebührte, ward ihm doch zuletzt zur Dornenkrone! — Aber schon war die Lawine ins Rollen gekommen und konnte durch nichts mehr aufgehalten werden. Und ob auch die Verräter und Feinde knietief in Blut und Todsünden waten, frische Kämpfer erstanden der gerechten Sache, ein neuer Bannerträger ergriff das Panier, um das sich alsbald wieder die alten Getreuen scharten. Und wieder rangen sie sich durch, wieder, wie einst, liegt die Reaktion besiegt am Boden.

Aber riesengroß steht noch die neue Arbeit vor uns. Wird es nun auch wirklich gelingen, unseren hehren Traum zu verwirklichen, das Volk so zu erziehen, daß es sich tatsächlich der Früchte unseres Sieges erfreuen kann?

Viele meiner Bekannten und Freunde aus der deutschen Kolonie haben mir ihre Zweifel ausgedrückt. Zu gleichgültig, zu unselbständig, zu schlaff sei unsere Indianerbevölkerung, als daß sie ohne fortwachsenden Ansporn, ohne den Zwang gestrenger Vorgesetzter, etwas Ersprießliches zustande brächte. Und an dieser Indolenz, so meinten sie, würden alle unsere Bemühungen scheitern und all die vielen blutigen Opfer seien umsonst gebracht.


Nun wohl, selbst wenn diese unheil kündenden Eulen Recht behielten, so bliebe uns, die wir den Kampf gewagt und durchgefochten, doch immer noch der schöne Trost:

„In magnis voluisse satis est!“

Aber nein, — tausendmal nein! Bei allem, was uns heilig ist, wir wollen uns an einem solchen Troste, das Beste nur gewollt zu haben, nicht genügen lassen! Es soll und es muß und es wird gehen! Es muß endlich anders werden in Mexiko! Mit den mittelalterlichen Gesetzen und Gebräuchen, noch übernommen aus düsterer, spanischer Kolonialzeit, muß aufgeräumt werden! Es soll und es darf keine Frohnarbeiter mehr geben, auch wenn sie brauner Hautfarbe sind. Sie sollen sich endlich alle als gleichberechtigte freie Bürger fühlen dürfen und Mexiko soll nicht nur dem Namen nach, sondern in Tat und Wahrheit — Republik sein!

Ist das etwa ein unerhörtes Verlangen, was wir da stellen? — Man hat auch damals, als in den Vereinigten Staaten die Sklaverei abgeschafft wurde, von gegnerischer Seite geschrien, das sei eine Unmöglichkeit! Die Farmer würden ruiniert, die bisherigen Sklaven wüßten von ihrer plötzlich erlangten Freiheit keinen Gebrauch zu machen, das ganze Land könne an einem solch gewagten Experiment zugrunde gehen, es sei für alle Teile besser, wenn alles hübsch beim Alten bliebe. Aber es ist gottlob dank der Bemühungen und Opfer edler Menschenfreunde doch nicht beim Alten geblieben. Auch damals hat es einen blutigen Bürgerkrieg gekostet, aber schließlich hat doch Menschlichkeit und Recht triumphiert und heute würde einer, der es unternehmen wollte, wieder für die Einführung der





Sklaverei in den Staaten einzutreten, einfach ins Zollhaus kommen. Und wir hier in Mexiko sollen im 20. Jahrhundert zweifeln und zagen, ob uns die Erlösung der unteren Volksklasse aus der Gewalt einer Ausbeuterclique gelingen wird?

Und wenn es auch richtig ist, daß unser Indianerproletariat durch jahrhundertelange Unterdrückung lässig und stumpfsinnig geworden ist, so würde es doch eine unerhörte Härte bedeuten, wollte man diesen Leuten dauernd die Gelegenheit verweigern, aus einem solchen Zustande herauszukommen. Man vergesse doch nicht, daß sie auch ihre unleugbar guten Seiten besitzen. Jeder, der unsere schlichten, braven Indianer, hauptsächlich auf dem Lande, näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, dem werden ihre günstigen Eigenschaften nicht fremd sein: ihre Genügsamkeit, ihre Anhänglichkeit, wenn man erst einmal ihr Vertrauen besitzt; ihre Sauberkeit überall da, wo sie am Wasser wohnen; ihre Kunstfertigkeit auf vielen Gebieten; ihre unglaubliche Ausdauer beim Ertragen von Strapazen und Schmerzen; ihr wahrhaft stoischer Gleichmut bei unvermeidlichen Übeln; ihre Todesverachtung. Und auch die gewinnenden Charakterzüge der besseren Stände sollen nicht unerwähnt bleiben; ihre Höflichkeit, ihre Gastfreundschaft, ihre Ritterlichkeit, ihr Patriotismus und vieles mehr, was beweist, daß in dem mexikanischen Volke Fähigkeiten schlummern, die nur geweckt und richtig gepflegt zu werden brauchen, um sicher erfreuliche Erfolge zu zeitigen. Ist es doch dieselbe Rasse, aus der ein Benito Juarez hervorgegangen ist, er, der in einem armseligen Indianerdorfe zur Welt kam und trotz kümmerlichster Verhältnisse und vernachlässigter Erziehung sich zum Genie entfaltete, das die ganze Welt bewundert.

Ist das nicht ein vielsagendes Beispiel dessen, was in diesem Volk steckt?

Darum weg mit allem Pessimismus! Ich bitte alle mit der ganzen Kraft meiner Seele: Bleibt nicht abseits stehen bei der Durchführung unseres großen Werkes; legt helfende Hand mit an, wo und wie es die Umstände erlauben. In den Orkus mit all den bis-

herigen nichtigen und egoistischen Einwänden! Lasset uns alle, alle einmal ernstlich wollen, unter Hintansetzung unserer persönlichen Sonderinteressen; folgen wir der Stimme unseres Gewissens, dann wird es erreicht werden, es kann dann keinen Mißerfolg geben, denn:

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

★


Aber noch von einer höheren, ja höchsten Warte aus, die uns unerreichbar, müssen wir unsere Aufgabe betrachten. Seien wir würdig der großen Zeit, in die das Schicksal uns gestellt hat.

Über den Erdball geht's wie lohender Feuerbrand. Im ungeheuren Ringen, wie es die Weltgeschichte nie gekannt, umklammern sich die Völker. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Millionen brennender Wunden sind geschlagen, Hunderttausende fielen als Opfer, die Erde dampft von Blut. Es wäre töricht, einen einzelnen Menschen, irgendeinen Herrscher oder Minister, irgendeine Partei oder Kammer, oder gar dieses oder jenes Volk als Urheber des Weltenbrandes bezeichnen zu wollen. Wohl hängt viel von der Haltung einzelner Machthaber und Führer ab, von ihrer Entschlossenheit, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrer Hingabe, ihrem Mut, ihrem Verantwortlichkeitsgefühl. Aber keinem ist es heute gegeben, den ehernen Schritt der Weltgeschichte aufzuhalten, der Menschheit die Prüfung zu ersparen. Sie alle sind doch nur Werkzeuge einer höheren Macht. Es ist Schicksal, was sich jetzt auf dem Erdball erfüllt. Die Weltgeschichte wird zum Weltgericht. Das Menschengeschlecht steht vor einem Wendepunkt. Der Boden wird beackert für eine neue Saat. Herrliche Früchte soll sie bringen. So ist der heutige Weltkrieg zu verstehen:

„Das ist der Pflug, nach dem der Sämann sät,
Daß aus der Erde Wunden Korn entsteht,
Korn, das der armen Seele Hunger stillt.“ —

Und wie bei den andern Völkern der Krieg, so ist für uns in Mexiko die Revolution der Pflug, der über uns herging, Furchen riß, tief und schwer, das





Ackerland zu bereiten für die Saat. Verstehen wir doch unsere gewaltige Zeit richtig: im Hochmittag des Lebens steht die Menschheit, heißer Kampf ist ihr beschieden. Und der Läuterungsprozeß erfordert starke Herzen und große Seelen, denn ihnen wird die Zukunft gehören. Lernen wir also kämpfen und dulden, bluten und siegen und dabei bessere Menschen werden, so kampfesfreudig und weise, so stark und gut, daß wir Kraft und Mut genug besitzen, zum großen Weltenlenker zu beten:

„Reiß deinem Pflug erbarmungslos den Pfad,
Doch streu auch ein in seine Furchen Saat!“

Mexiko durchschritt in diesen letzten Jahren eine Periode sozialer Konvulsion, die nichts weiter bedeutete als ein instinktiv-blinder Impuls eines jungen Volkes, das nach Freiheit strebt und unbeschränkte offene Wege verlangt für den Siegeszug des Fortschritts; und hierzu ist Mexiko mehr berechtigt, wie jedes andere Land, denn Mexiko ist eines der schönsten und sicher das reichste Land der Welt. Man denke nur an seine großartigen Minen, die nicht Kupfer- und Silbererze wie Europa liefern, sondern an denen stellenweise massives, reines Silber und Gold gefördert wird. 75 Prozent des in der Welt im Umlauf befindlichen Silbers stammt aus mexikanischen Minen. Einem spanischen Vizekönig wurde die Straße von der Außenmauer bis zum Zentrum der Stadt mit silbernen Platten belegt.

Die Japaner entdeckten in den Gewässern Niederkaliforniens einen Perlenreichtum, der die Funde des Persischen Golfes in den Schatten stellt und ist diese Bucht heute die reichste Quelle der Perlenlieferung.

Im Zentrum des Landes wurde eine Pflanzenart entdeckt, die den Gummibaum vollständig ersetzt und gerade die Familie meines unglücklichen Freundes Madero erwarb sich aus der Ausnutzung dieser Pflanze ein Vermögen von 35 Millionen Dollar.

Bekanntlich ist auch der Ertrag der mexikanischen Kaffee- und Zuckerplantagen, der schon manchen Deutschen zum Millionär machte, ein enormer.


Der Ölreichtum Mexikos ist geradezu fabelhaft.

Quellen, welche 200 Millionen Fässer im Jahre liefern, sind keine Seltenheit und man kann oft meilenweite Strecken begehen, an denen das Teeröl meterhoch auf dem Boden liegt.

Auf einer meiner letzten Europareisen machte ich die Bekanntschaft zweier junger Leute. Aus pekuniären Rücksichten fuhren beide zweiter Klasse; sie hatten von dem reichen und schönen Mexiko gehört, und wollten dort ihr Glück versuchen. Später besuchten sie mich noch des Öfteren in meinem Heim, und fünf, sechs Jahre später kehrten beide nach Europa zurück. Der eine, der drüben einen Eisenhandel betrieb, lebt zurzeit als Millionär im Rheinland, während der andere, der sich als Baumeister beschäftigte, ein namhaftes Vermögen von ca. 250 000 Mark bei der Bank deponiert hat und zurzeit im österreichischen Heeresdienst steht. An solchen Fällen gibt es in sämtlichen Kolonien ungezählte und dies um so mehr in der deutschen Kolonie, weil diese, wie schon gesagt, die beliebteste ist.

Dieses Buch muß wohl verschiedene Stimmungen aufweisen, die der Leser wohl bemerkt hat. Einige Kapitel konnte ich sofort nach dem Erleben skizzieren und vieles andere habe ich später noch ergänzen müssen. Heute tritt erneut die Versuchung an mich heran und ich bin verpflichtet, mich zu der Zimmermannschen Note und dem Bündnisvorschlag Mexikos zu äußern. Verblüfft frage ich mich — was nun? Eines habe ich, und das ist das absolute Vertrauen auf Carranza. Mein Chef, so nenne ich ihn am liebsten, ist der hervorragendste Diplomat, den ich je gekannt und er hat sich gewiß aus noch viel schwierigeren Situationen herausgeholfen, so daß es ihm heute nicht schwer fallen wird, strikte Neutralität zu bewahren. Aber ich persönlich bedauere unendlich, daß es zu dem Bündnis zwischen Mexiko und Deutschland nicht kam, denn es wäre wohl als das idealste zu bezeichnen gewesen. Man kann ja vorläufig für diese Affäre niemanden verantwortlich machen. Hätten die beteiligten Persönlichkeiten die Yankee so gekannt wie ich, so wäre vielleicht dieser Skandal erspart geblieben. Wenn auch der Amerikaner





zu vielem nicht Verwendung finden kann, so ist er doch ein ausgezeichneteter Detektiv und Geheimpolizist. Man braucht sich hier nur an den unglücklichen Verrat von Sir Roger Casement erinnern, der für sein irisches Vaterland starb und dem die Engländer durch amerikanische Intriguen auf die Spur kamen.

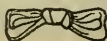
Dann wurde ja auch in den Vereinigten Staaten die Aktenmappe Albert gestohlen, und wie haben Major von Pappel, Boy Ed und von Igel den Scharfsinn und die List des amerikanischen Detektivs kennen gelernt.

Nicht aber der Krieg sollte die Ursache des Bündnisses zwischen Mexiko und Deutschland sein, sondern viel wichtiger und tiefliegendere Gründe. Deutschlands Größe liegt in seiner Industrie und ihm fehlt ein Land, das ihm billig die für seine Fabriken nötigen Rohstoffe liefert. Hierfür ist Mexiko wie geschaffen.

Ich, der ich als Mexikaner deutsches Blut in den Adern habe, hoffe, daß die freundschaftlichen Beziehungen sich immer enger aneinanderketten und daß mein deutsches und mexikanisches Vaterland — mag passiert sein was da will — sich doch stets gegenseitig helfen wird.

Der U-Bootkrieg ist die großartigste Waffe der Jetztzeit und schon lange warteten wir drüben in Mexiko auf einen endgültigen Erfolg. Begeistert spricht man jenseits des großen Teiches von den deutschen Blaujacken, die so unerschrocken für ihr Vaterland die Meereswegen durchkreuzen.

Es wird wohl eingewendet, daß der U-Bootkrieg ein zweischneidiges Schwert ist, und daß nach der Vernichtung so vieler Schiffe die Fracht später sehr verteuert wird. Da wäre Deutschland gezwungen mit Hochdruck zu arbeiten, und mit teuren Rohstoffen der amerikanischen Konkurrenz gegenüberzutreten. Aber vergessen dürfen wir nicht, was der hervorragende deutsche Geist in dieser ernstesten Zeit mit seinen Ersatzproduktionen geleistet hat, so wird er immerhin auch später über die amerikanische Industrie siegen.





Chapalasee bei Talisco



Schloß Chapultepec

Mexiko und die Vereinigten Staaten.



Mexikos geographische Lage zwischen den Vereinigten Staaten und dem Panamakanal hat zu manchen Verwickelungen Anlaß gegeben.


Dies Panamagebiet schien von jeher den Amerikanern höchst begehrenswert, und die schlauen Yankees verstanden, auch diesen Streifen durch geschickte Einfädelung einer Revolution zu einer „Republik Panama“ im eigenen Interesse zu machen. Ein 19jähriger Junge wurde zum General befördert und Präsident der „Republik Panama“. Die Columbianer, denen doch das Land gehörte, haßten von nun an erklärlicherweise die Nordamerikaner, die ihnen dies wertvolle Stück vaterländischen Bodens wegnahmen.

Bekannt ist der französische Panamakrach — die Herren sitzen ja heute noch teilweise im Zuchthause —, der damit endete, daß die Amerikaner die Konzession zum Kanalbau bekamen.

Millionen und abermals Millionen opferten sie nun dem Werke, das aber immer noch nicht fertig ist trotz öffentlicher Inauguration im vorigen Jahre. Die beständigen Erdrutsche von Culebra wurden immer schlimmer, aber wer angefangen hat muß weiter, wenn auch mit einer nervösen Angst vor Konkurrenz, denn nicht allein der Butterhändler, sondern auch der Panamainhaber kann Konkurrenz bekommen.

In Nicaragua gibt es Seen, die bloß verbunden zu werden brauchen, um die beiden Ozeane ineinander schwimmen zu lassen. Nun sprangen die Amerikaner auch hier gleich ein mit einer künstlich angefachten Revolution, um keinen Kanal dort befürchten zu brauchen.





Der Sturz des Präsidenten Zelaya, seine Reise auf mexikanischem Kriegsschiff war das Vorspiel von Porfirio Diaz Ende. Alle diese Dinge geschahen dort, ohne in Deutschland wohl ein großes Echo hervorzurufen. Heute sind die Amerikaner schon so weit, in Nicaragua schalten und walten zu können und im indirekten Besitz der Seen zu sein. Sie haben sich so eine unliebsame Konkurrenz aus der Welt geschafft.

Nun hat Mexiko wohl keine Seen, aber was anderes, ebenso gefährliches für die Konkurrenz, und das ist ein enger Isthmus und auf ihm eine Isthmuseisenbahn, die ebenfalls beide Ozeane verbindet. Sie bildet natürlich ebenfalls eine große Konkurrenzgefahr für den Panamakanal und ist von jeher den Amerikanern ein Dorn im Auge gewesen.

Dazu kommt Mexikos Petroleumreichtum, der die Amerikaner in Scharen nach Mexiko lockt und in ihnen die Wünsche entfacht, auch dieses Land zu besitzen.

Der Petroleumreichtum ist so enorm, daß wir eine Serie von Quellen besitzen, die jede für sich 200 Millionen Fässer im Jahr ergeben.

Man berechne sich, es würden nur eine Mark Steuer für jedes Faß erhoben, so wäre Mexiko imstande, nicht allein seine verhältnismäßig geringfügigen Staatsschulden zu bezahlen, sondern es könnte der ganzen Welt Geld vorstrecken. Deshalb sollen die Inhaber der mexikanischen Staatspapiere, die sich unnötig Sorge machen, nur ruhig warten, bis wir wieder ins Geleise kommen. Mexiko ist durch seine Schätze an Gold, Silber und Petroleum das reichste Land der Welt und wird allen Verpflichtungen nachkommen.

An diesem Zwischenfall mit den Vereinigten Staaten und an all jenen Vorkommnissen bin ich rege beteiligt gewesen und würde der erste sein, der den Amerikanern die Brust bietet, wenn etwa späterhin eine friedliche Lösung unmöglich sein würde.

Überall, wo der Amerikaner Besitz von Land ergriffen hat, beginnen Schwierigkeiten und Reklama-

tionen, denn er schließt jede andere Produktion als die seine aus. Nur seine Brüder, die Engländer, werden hier und da mit Konzessionen beglückt.

In Mexiko hört das lateinische Amerika auf und fängt das englische an, und so ist gleichsam Mexiko das Bollwerk gegen den Pan-Amerikanismus. Mexikos Pflicht ist es aber, die ganze lateinische Rasse gegen die Vereinigten Staaten zu verteidigen.

In Amerika herrschen, wie bekannt, zwei Parteien, die demokratische und die Republikaner.


Wären die Republikaner, die den Großkapitalismus und die reichen Wallstreetpekulanten vertreten, ans Ruder gekommen, dann wäre es vielleicht schon um Mexikos Freiheit geschehen. Nun blieb, Gott sei Dank, Wilson und mit ihm die weniger geld- und machtgierigen Demokraten am Steuer und wir können also hoffen, daß uns das Schlimmste erspart bleibt.

Freilich muß ich noch eine Frage berühren, die auch hier Bedeutung gewinnen könnte — den europäischen Krieg.

In gewissem Sinne gibt es für uns zwei Tendenzen dieses Weltkrieges, die altenglische, die mit Gewalt alles an sich ziehen möchte, für die englischsprechenden Länder, und die deutsche, welche die Rechte der kleinen Staaten vertritt und stützt.

Bekanntlich hat einmal ein Amerikaner die Monroe-Doktrin erfunden, die in dem Satze gipfelt: „Amerika für die Amerikaner!“ Auch ich wäre damit einverstanden, wen es nicht in der Praxis hieße: Alles für die Nordamerikaner! Ne, da spielen wir nicht mit! So wird also auch diese Doktrin näher ins Auge gefaßt werden müssen nach dem Kriege.

Freilich sind die von mir oft in diesem Buche erwähnten Reaktionäre unseres Landes innig mit den Großkapitalisten der Republikaner der Vereinigten Staaten verbunden und es ist, wie gesagt, ein Glück, daß nicht Hughes gewählt wurde, weil man jetzt hoffen kann, Carranza wird sein großes reformatorisches Werk in Ruhe und Frieden vollbringen können.



Die in den deutschen Zeitungen gebrachten Notizen von neuen Aufständen in Mexiko waren meistens englische und französische Bank-Erfindungen und deuten nur noch auf die letzten Zuckungen dieser einst tausendköpfigen Hydra, deren letzten Kopf, Villa, Carranza ebenfalls zertreten wird.

Käme es aber einmal, was ich nicht hoffen möchte, zu einem entscheidenden Kampfe, so soll nicht vergessen werden, daß bei uns 70 000 Franzosen ihr Grab fanden, und heute auf der einen Seite ungefähr 125 000 Amerikaner stehen, die verwöhnt sind, ihre Butterstulle, Eier und Schinken im Tournister zu haben und auf der anderen Seite eine halbe Million Mexikaner, von denen jeder einzelne fähig ist, unter größten Entbehrungen sein Leben für sein theures Vaterland und für die Rasse zu opfern.

Durch die Presse ist genugsam bekannt geworden, wie der Landstreicher, der Verbrecher Villa, angespornt durch diese reaktionäre Partei, von der ich des Öfteren in diesem Buche geschrieben habe, über die Grenzen der Vereinigten Staaten ging und mordend und brennend wehrlose Städte überfiel. Dies hatte zur Folge, daß die Vereinigten Staaten eine Strafexpedition entsandten und Mexiko invadierten. In jedem Augenblick erwarteten wir den Krieg. Es entwickelte sich eine ungeheure Begeisterung. Kinder und Greise, Frauen und Mädchen stürmten zu den Kasernen, Gewehre verlangend. Jeden Augenblick glaubte man, der Krieg müßte ausbrechen.

Carranzas Regierung hatte große Not, die Begeisterung des Volkes in den Schranken zu halten. Auf höheren Befehl griff der General Trevinno die Amerikaner an und vernichtete das erste amerikanische Regiment. Der amerikanische General Pershing mußte bald einsehen, daß ihm die Mexikaner militärisch überlegen waren und eine mexikanisch-amerikanische Unterhandlungs-Kommission wurde einberufen. Aus dem langen Notenwechsel möchte ich nur eine, auf deutsch übersetzte Note wiedergeben, aus welcher der Leser einestheils die Energie und Klugheit Carranzas, andernteils das Recht Mexikos ersehen möge.

Außwärtiges Amt der Republik Mexiko

Mexiko, D. F., 22. Mai 1916.

Herr Sekretär!

Der mit der Exekutivgewalt der Union betraute Oberbefehlshaber des konstitutionellen Heeres hat mich beauftragt, die folgende Note an Eure Exzellenz zu richten:

1. — Die mexikanische Regierung hat soeben Kenntnis erhalten, daß eine Gruppe amerikanischer Truppen die internationale Linie überschritten hat und in das mexikanische Territorium eingedrungen ist. Sie befindet sich zurzeit in der Nähe eines Ortes genannt „El Pino“, ungefähr sechzig Meilen südlich der Grenze.

Dieser ohne Genehmigung der mexikanischen Regierung wiederum unternommene Einmarsch jener Truppen setzt die Harmonie und die guten Beziehungen, die zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und der von Mexiko bestehen müssen, in schwere Gefahr.

Die Regierung muß diesen Akt als eine Verletzung der mexikanischen Staatsoberhoheit betrachten und ersucht daher die Regierung von Washington dringend, den Fall eingehend in Betracht ziehen zu wollen, um ein für allemal die bezüglich der mexikanischen Nation einzuschlagende Politik fest zu bestimmen.

Um die Begründung des in vorliegender Note enthaltenen Gesuchs mit größerer Klarheit aufstellen zu können, ist es nötig, die bis jetzt vorgekommenen Tatsachen eingehend zu prüfen.

2. — Aus Anlaß des Streifzugs nach Columbus in Neu-Mexiko, der am 9. März dieses Jahres bei Tagesanbruch von einer Bande unter Führung von Francisco Villa unternommen wurde, hat die mexikanische Regierung, unter aufrichtigem Bedauern jenes Vorfalls und mit der Absicht, die Grenze wirksam zu schützen, den Wunsch formuliert, daß die Regierungen der Vereinigten Staaten und Mexikos einen Vertrag zur Verfolgung von Banditen schließen möchten.

Diesen Vorschlag machte die mexikanische Regierung im Hinblick auf Beispiele ähnlicher Zustände, die in den Jahren von 1880 bis 1884 geherrscht hatten, und erbat insbesondere die Erlaubnis, daß die mexikanischen Streitkräfte zur Verfolgung der Banditen auf das amerikanische Gebiet übertreten könnten, und zwar unter der Bedingung der zu gewährenden Gegenseitigkeit, damit die Streitkräfte der Vereinigten Staaten auf mexikanisches Gebiet übertreten dürften, wenn der in Columbus vorgekommene Fall sich an irgendeinem anderen Punkte der Grenzlinie wiederholen sollte.

Infolge dieses in der mexikanischen Note vom 10. März gemachten Vorschlags war die Regierung der Vereinigten Staaten aus Irrtum oder aus Übereilung der Meinung, daß die von der mexikanischen Regierung offenbarte gute Stimmung genügte, um sich zur Überschreitung der Grenze für ermächtigt zu halten; und ohne zu warten, bis es zu einer formellen Übereinkunft gekommen wäre, gab sie tatsächlich den Befehl, daß eine amerikanische Truppenmasse zur Verfolgung von Villa und seiner Parteigenossen in das mexikanische Gebiet eindringen sollte.

3. — Die amerikanische Regierung gab aus diesem Anlaß emphatische Erklärungen ab, indem sie der mexikanischen Regierung versicherte, mit aller Redlichkeit zu handeln; daß bei der Überschreitung der Grenze ihre einzige Absicht die Verfolgung und Gefangennahme oder Vernichtung der Bande Villas war, die Columbus überfallen hatte; daß dieses Vorgehen keinen Einfall in unser Gebiet, noch die Absicht, die mexikanische Oberhoheit zu schmälern, bedeute; und daß die amerikanischen Truppen sich wieder aus dem mexikanischen Gebiet zurückziehen würden, sobald das erstrebte praktische Resultat erreicht worden sei.

4. — Die mexikanische Regierung hatte keine Kenntnis davon, daß die amerikanischen Truppen die Grenze überschritten hatten, und erst am 17. März, durch Privatnachrichten aus El Paso, erfuhr sie offiziell, daß amerikanische Truppen in mexikanisches Gebiet eingedrungen waren. Diese Regierung richtete darauf eine Note an die amerikanische, in der sie kundtat, daß die amerikanische Regierung sich nicht zur Abwendung der Expedition ermächtigt betrachten konnte. Da der Wortlaut und die Bedingungen der Übereinkunft, die zwischen beiden Ländern über den Einmarsch der Truppen in aller Form abgeschlossen werden sollte, noch nicht festgesetzt worden waren.

Die Regierung von Washington erklärte die Sendung der besagten Expedition indem sie ihr Bedauern aussprach über ihre verkehrte Auslegung der Haltung der mexikanischen Regierung betreffs der Truppensendung über die Grenze zur Verfolgung Villas, aber daß das in der Meinung geschehen sei, daß der vorhergehende Notenaustausch in dieser Hinsicht eine völlige Zustimmung seitens der mexikanischen Regierung in sich begriffe, ohne weiterer Formalitäten zu bedürfen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten erklärte ihre Haltung ebenfalls mit der Notwendigkeit eines schnellen Vorgehens und führte aus, daß sie bereit sei, irgendwelche Anweisungen in Empfang zu nehmen, die die mexikanische Regierung ihr zukommen zu lassen wünsche, betreffs des Wortlauts einer endgültigen Abmachung behufs Feststellung der militärischen Operationen in dem einen oder dem anderen Lande.

5. — Beide Regierungen berecktfeten sich dann vor, den Wortlaut einer Übereinkunft zu erörtern, gemäß welcher die beiderseitige Grenzüberschreitung von Truppen ausgeführt werden könnte,

und zwar durch Austausch von zwei Vorschlägen der mexikanischen und zwei Gegenvorschlägen der amerikanischen Regierung.


Bei der Erörterung dieser Abereinkunft bestand die mexikanische Regierung beharrlich darauf, daß betreffs der Operationszone der Truppen auf fremdem Gebiet, besagter Einmarsch auf die Zeit beschränkt werden solle, während welcher diese Truppen dort verbleiben könnten; sowie auf die Truppenzahl, aus der eine Expedition bestehen solle und auf die Waffengattungen, aus der dieselbe zusammengesetzt werden könne. Die Regierung der Vereinigten Staaten verweigerte diese Beschränkungen, und als sie schließlich in ihrem letzten Gegenvorschlag bereit war, sie zum Teil zu akzeptieren, erklärte sie trotzdem, daß, obwohl sie einwillige, die Abereinkunft zu unterzeichnen, diese keine Geltung für die Expedition von Columbus haben solle.

6. — Diese Haltung der amerikanischen Regierung veranlaßte die mexikanische zur Übermittlung einer Note mit Datum vom 12. April, in der sie unter Einstellung der Diskussionen über die Abereinkunft, da diese für den Vorfall von Columbus keine Geltung haben sollte, von der amerikanischen Regierung die Zurückziehung ihrer Truppen verlangte, weil ihr Verbleiben sich nicht auf irgendeinem Abkommen begründete und die Expedition keinen Zweck mehr hatte, da die Räuberbande Villas zersprengt und unschädlich gemacht worden war.

7. — Da die amerikanische Regierung auf die besagte Note vom 12. April keine Antwort gab, noch sich anschickte, ihre Truppen zurückzuziehen, hielt man es für zweckmäßig, daß militärische Vorgesetzte beider Länder an irgendeinem Punkte der Grenze zusammenkommen sollten, um über den militärischen Gesichtspunkt der Situation zu verhandeln und zu sehen, ob man auf diesem Wege zu einer befriedigenden Lösung gelangen könne, die für Mexiko in der Zurückziehung der amerikanischen Truppen aus seinem Gebiet bestände.

Zu diesem Zwecke vereinigten sich in der Stadt Juárez und in El Paso seitens der amerikanischen Regierung Hugh L. Scott und Frederic Funston, und seitens der mexikanischen der Kriegs- und Marineminister General Alvaro Obregón, die im Geiste freimütiger Herzlichkeit eine Reihe von Konferenzen abhielten. In diesen Konferenzen wurden ausführliche Erklärungen und Daten über die militärische Situation der Grenze ausgetauscht.

Als Resultat dieser Konferenzen wurde den Regierungen von Washington und von Mexiko der Entwurf eines Memorandums zur Genehmigung unterbreitet, demgemäß der General Scott erklärte, daß die Vernichtung und Zerstreuung der Bande Villas beendet und die amerikanische Regierung deshalb entschlossen sei, mit der Zurückziehung ihrer Truppen zu beginnen; und zwar gegen das Versprechen der mexikanischen Regierung, die Grenze gegen Wiederholung solcher Überfälle wie der von Columbus wirksam schützen zu wollen.



8. — Die mexikanische Regierung verweigerte ihre Genehmigung für eine solche Art von Abkommen, weil in demselben außerdem gesagt wurde, daß die amerikanische Regierung die Zurückziehung ihrer Truppen suspendieren könnte, wenn irgendwelcher neue Zwischenfall vorkommen sollte; denn dieser würde dartun, daß der Glaube der Regierung von Washington an die Fähigkeit der mexikanischen Regierung, die Grenze zu schützen, unbegründet war.

Die mexikanische Regierung konnte diese Bedingung der Suspendierung nicht annehmen; denn die Räumung ihres Gebietes ist eine Angelegenheit, welche ganz und gar die Staatsoberhoheit ihres Landes betrifft und in keinem Fall dem Kriterium der amerikanischen Regierung unterworfen sein darf; und andrerseits wäre es sehr gut möglich, daß sich irgendein Zwischenfall wiederholen könnte und so das unbegrenzte Verbleiben der amerikanischen Truppen auf mexikanischem Gebiet den Anschein von Gesezmäßigkeit erhalten würde.

9. — Noch waren die Generale Scott, Funston und Obregón dabei, diesen Punkt zu erörtern, als am 5. des laufenden Monats Mai eine Banditenbande die amerikanische Garnison in Glenn Springs auf der amerikanischen Seite überfiel und darauf über den Rio Bravo setzte, um sich bei Boquillas in mexikanisches Gebiet zurückzuziehen.

10. — Aus diesem Anlaß, und da man befürchtete, daß die Regierung der Vereinigten Staaten den Einmarsch neuer Truppen in mexikanisches Gebiet zur Verfolgung der Räuberbande anordnen würde, beauftragte die mexikanische Regierung den General Obregón, die Regierung der Vereinigten Staaten davon in Kenntnis zu setzen, daß sie den Einmarsch amerikanischer Soldaten in mexikanisches Gebiet in Folge dieses neuen Zwischenfalls nicht dulden würde, und daß sie bereits allen militärischen Kommandanten der Grenze den Befehl erteilt habe, es nicht zu gestatten.

11. — Nachdem sie von der Haltung der mexikanischen Regierung in Kenntnis gesetzt worden waren, versicherten die Generale Scott und Funston dem General Obregón, daß keine amerikanische Truppenbewegung behufs Überschreitung der Grenze aus Anlaß des Attentats von Boquillas angeordnet worden sei, und daß auch keine amerikanischen Soldaten mehr auf mexikanisches Gebiet übertreten würden.

Diese Versicherung, welche die Generale Scott und Funston, schon um die Konferenzen einzustellen, dem General Obregón gaben, wurde späterhin von demselben General Scott in einer Privatunterhaltung mit dem Rechtsanwalt Juan Nefali Amador, Subsekretär des Außern, wiederholt, der Gelegenheit gehabt hatte, an den Konferenzen zwischen den amerikanischen und mexikanischen Offizieren teilzunehmen.

12. — Aus Anlaß eben dieses Zwischenfalls von Glenn Springs oder Boquillas, und in der Voraussicht, daß die verschiedenen Räuberbanden, die sich in der Nähe der Grenze organisieren oder

bewaffnen, ihre Überfälle wiederholen könnten, und um eine wirksame militärische Zusammenarbeit zwischen den amerikanischen und mexikanischen Truppen zu erreichen, ließ diese Regierung durch ihren Repräsentanten General Obregón die Repräsentanten der Vereinigten Staaten, Generale Scott und Funston, auf die Zweckmäßigkeit aufmerksam machen, sich über einen militärischen Plan zur Kantonierung von Truppen längs der Grenze zu verständigen, um die Überwachung der ganzen Region wirksam machen zu können und auf diese Weise solche Unentschiedenheiten, soweit das eben möglich ist, zu vermeiden. Die mexikanische Regierung bewies damit nicht nur ihren guten Glauben, sondern auch ihren aufrichtigen Willen, zu einem effektiven Zusammenwirken mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu gelangen und jeden neuen Reibungsgrund zwischen beiden Ländern zu vermeiden.

Dieser Plan eines Einverständnisses für die Kantonierung amerikanischer und mexikanischer Truppen längs der Grenze auf ihren eigenen Gebieten wurde als ein Mittel vorgeschlagen, sofort irgendwelcher neuen Schwierigkeit vorzubeugen, und zwar immer mit dem Vorbehalt, später ein Abkommen für einen gegenseitigen Truppeneinmarsch zu schließen, solange die normalen Zustände in unserem Territorium andauern sollten.

13. — Die Konferenzen zwischen den Generalen Scott, Funston und Obregón wurden am 11. Mai eingestellt, ohne daß man zu einem Einverständnis betreffs der bedingungslosen Zurückziehung der amerikanischen Truppen hätte gelangen können. Der General Scott bestand auf die Unterzeichnung des Memorandums für den bedingungslosen Rückzug der amerikanischen Truppen; aber er zog den von der mexikanischen Regierung vorgeschlagenen Plan betreffs der Beschützung der Grenze durch Kantonierungen längs derselben, nicht in Betracht.

Unter diesen Umständen verblieb den Regierungen von Washington und Mexiko die Mühe und Arbeit, die in den Konferenzen von Ciudad Juárez und El Paso begonnenen Verhandlungen zu Ende zu bringen. Bis zu diesem Zeitpunkt war aus Anlaß des neuen Zwischenfalls von Boquillas keine Verwicklung eingetreten, und alle von den Generalen Scott und Funston gegebenen Versicherungen ließen annehmen, daß derselbe keine neuen Schwierigkeiten nach sich ziehen würde.

14. — Dessenungeachtet hat die mexikanische Regierung soeben die Nachricht erhalten, daß vierhundert Mann vom achten Regiment des amerikanischen Heeres auf mexikanischem Gebiet stehen, nach Überschreitung der Grenzlinie in Richtung von Boquillas, ungefähr am 10. und 11. Mai, und sich augenblicklich in der Nähe eines Ortes namens „El Pino“, etwa sechzig Meilen südlich der Grenze, befinden. Diese Tatsache kam zur Kenntnis der mexikanischen Behörden, denn der Kommandant der amerikanischen Truppen, die die Grenze überschritten, richtete selbst ein Schreiben an den mexikanischen Militärkommandanten von Esmeralda in

Sierra Mojada, in dem er ihm mittheilte, daß er in Verfolgung der Räuberbande, die Glenn Springs überfiel, über die Grenze marschirt sei, und zwar kraft einer zwischen der amerikanischen und der mexikanischen Regierung getroffenen Abereinkunft über den Einmarsch von Truppen, und mit Einwilligung eines mexikanischen Konsultsbeamten von Del Rio in Texas, den er, wie er sagt, von dem Einmarsch seiner Expedition in Kenntniß gesetzt habe.

15. — Die Regierung kann nicht annehmen, daß die amerikanische Regierung zum zweitenmal einen Irrtum begeht, indem sie den Einmarsch ihrer Truppen ohne Bewilligung der mexikanischen Regierung anbefiehlt. Sie kann auch nicht begreifen, daß ein Truppenkommandant des Heeres der Vereinigten Staaten ohne die gebührende Ermächtigung seiner Vorgesetzten in mexikanisches Gebiet eindringt, indem er glaubt, daß er die Bewilligung dazu von einem Konsultsbeamten erhalten könne.

Die von der amerikanischen Regierung gegebene Erklärung betreffs des Einmarsches von Truppen ist für die mexikanische Regierung nie befriedigend gewesen; aber der neuerliche Einfall in unser Gebiet ist schon keine alleinstehende Tatsache mehr und führt die mexikanische Regierung zur Überzeugung, daß es sich um etwas mehr handelt als um einen einfachen Irrtum.

16. — Dieses letzte Vorgehen der amerikanischen Truppen bringt für die mexikanische Regierung neue Komplikationen, indem dadurch die Möglichkeit einer befriedigenden Lösung weiter hinausgerückt und so die internationale Lage zwischen beiden Ländern noch mehr erschwert wird.

Die mexikanische Regierung kann diesen letzten Zwischenfall nicht anders betrachten als wie einen Einfall in ihr Gebiet von seiten amerikanischer Truppen und gegen den ausdrücklichen Willen der mexikanischen Regierung, und es ist ihre Pflicht, von der amerikanischen Regierung zu verlangen, wie sie es tut, die sofortige Zurückziehung dieser neuen Streitkräfte anzubefehlen, sowie die Sendung irgendwelcher Expedition ähnlichen Charakters gänzlich zu unterlassen.

17. — Die mexikanische Regierung ist sich der ihr obliegenden Pflicht, die Grenze zu schützen, wohl bewußt; aber es ist nicht ausschließlich die ihrige, und sie erwartet, daß die amerikanische Regierung, der eine gleiche Pflicht obliegt, die materiellen Schwierigkeiten zu schätzen wissen wird, die sich bei ihrer Ausführung darbieten, da es doch selbst den amerikanischen Truppen, ungeachtet ihrer Anzahl und trotzdem ihre Aufmerksamkeit nicht durch andere militärische Operationen abgelenkt wird, physisch unmöglich ist, die Grenze auf der amerikanischen Seite wirksam zu schützen.

Die mexikanische Regierung hat sich ihrerseits alle Mühe gegeben, die Grenze zu schützen, ohne deshalb die beträchtliche Arbeit der Wiederherstellung der Ruhe im übrigen Teil des Landes zu vernachlässigen; und wenn von Zeit zu Zeit beklagenswerte Fälle von Streifzügen in amerikanisches Gebiet vorkommen können,

die von unverantwortlichen Räuberbanden unternommen werden, so muß die amerikanische Regierung verstehen, daß das eine Angelegenheit pekuniärer Entschädigung und ein Anlaß zur Schaffung einer kombinierten Grenzverteidigung ist, aber niemals ein Grund für die amerikanischen Militärbehörden, in unser nationales Gebiet einzumarschieren.


Der Einfall von Räuberbanden in amerikanisches Gebiet ist in Wahrheit ein beklagenswerter Umstand, aber auf keine Art und Weise kann die mexikanische Regierung dafür verantwortlich gemacht werden, die alles ihr mögliche tut, um das zu vermeiden. Wohl aber stellt der Einmarsch regulärer amerikanischer Truppen in mexikanisches Gebiet gegen den ausdrücklichen Willen der mexikanischen Regierung eine Tatsache dar, für welche die amerikanische Regierung verantwortlich ist.

18. — Diese Regierung glaubt daher, daß die Zeit gekommen sei, bei der amerikanischen Regierung darauf zu bestehen, daß sie die neue Expedition sofort von Boquillas zurückziehen und in der Folge es unterlassen wolle, neue Truppen zu senden. Unter allen Umständen muß die mexikanische Regierung, nachdem sie klar und deutlich erklärt hat, nicht mit dem neuen Einmarsch amerikanischer Truppen in mexikanisches Gebiet einverstanden zu sein, denselben als einen Einfall in ihr Gebiet betrachten, und insofern wird sie sich genötigt sehen, sich gegen jede Gruppe amerikanischer Streitkräfte, die sich innerhalb desselben befindet, zu verteidigen.

19. — Betreffs der Truppen, die, aus Anlaß des Zwischenfalls von Columbus, im Staate Chihuahua interniert sind, kann die mexikanische Regierung nicht umhin, auf ihre Zurückziehung zu bestehen.

Die mexikanische Regierung ist sich bewußt, daß bei einer Weigerung der amerikanischen Regierung, diese Truppen zurückzuziehen, ihr kein anderer Ausweg übrig bleiben würde, als ihr Gebiet mit bewaffneter Hand zu verteidigen zu suchen; aber sie begreift zur gleichen Zeit, daß es ihre Pflicht ist, einen bewaffneten Konflikt zwischen beiden Ländern, soweit als es ihr möglich ist, zu vermeiden, und auf Grund des Artikels 21 des Vertrages vom 2. Februar 1848 hält sie sich für verpflichtet, alle Mittel friedlichen Charakters zu versuchen, um den internationalen Konflikt, in dem sich beide Länder befinden, zu lösen.

20. — Die mexikanische Regierung hält es für notwendig, diese Gelegenheit zu benutzen, die amerikanische Regierung um eine bestimmtere Erklärung ihrer Absichten betreffs Mexikos zu ersuchen. In dieser Hinsicht erwartet sie, daß, indem sie sich mit völliger Offenheit ausspricht, ihre Worte nicht als eine Absicht gedeutet werden, die Empfindlichkeit der amerikanischen Regierung zu verletzen; aber sie sieht sich genötigt, diplomatische Euphemismen beiseite zu lassen, um ihre Ansichten mit völliger Klarheit ausdrücken zu können. Wenn bei der folgenden Aufstellung der ihr zugefügten Beleidigungen die mexikanische Regierung sich mit



vollster Offenheit ausspricht, so geschieht es, weil sie es für ihre Pflicht hält, die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten mit vollständiger Klarheit auf den mexikanischen Standpunkt gelangen zu lassen.

21. — Die amerikanische Regierung beweert schon seit langer Zeit den lateinisch-amerikanischen Ländern ihre Freundschaft und hat alle möglichen Anstrengungen gemacht, um dieselben davon zu überzeugen, daß sie ihre Staatsoberhoheit durchaus zu respektieren wünscht.

Besonders in bezug auf Mexiko hat die amerikanische Regierung bei häufig wiederholten Gelegenheiten erklärt, daß sie auf keine Art und Weise in seinen inneren Angelegenheiten zu intervenieren gedenkt, und es unserem Lande zu überlassen wünscht, seine schwierigen Probleme politischer und sozialer Umgestaltung für sich allein zu lösen.

Noch kürzlich und anlässlich der Expedition von Columbus hat die amerikanische Regierung durch ihren Präsidenten die Erklärung abgegeben, daß sie nicht beabsichtigt, in den Angelegenheiten Mexikos zu intervenieren noch in dasselbe einzumarschieren; daß sie keinen zollbreit seines Gebietes beansprucht und in keinem Falle seine Staatsoberhoheit antasten wird.

Die Regierung von Washington und ihre Repräsentanten an der Grenze haben auch ausdrücklich erklärt, daß es nicht der Wille des amerikanischen Volkes ist, einen Krieg oder bewaffneten Konflikt mit Mexiko zu beginnen.

Nach alledem und nach den offiziellen Erklärungen, die seit einiger Zeit von der Regierung von Washington gemacht werden, sollte man glauben, daß es die aufrichtige Absicht der Regierung und des Volkes der Vereinigten Staaten ist, keinen Konflikt mit Mexiko haben zu wollen.

22. — Die mexikanische Regierung muß dessenungeachtet zu ihrem Leidwesen feststellen, daß die Handlungen der amerikanischen Militärbehörden mit den vorstehenden Erklärungen ganz und gar in Widerspruch stehen, und sie sieht sich deshalb in der Lage, an den Präsidenten, an das Staatsdepartement, den Senat und das amerikanische Volk appellieren zu müssen, damit ein für allemal genau festgestellt wird, welches die wahre politische Tendenz der Vereinigten Staaten betreffs Mexikos ist.

23. — Ebensovohl ist es möglich, daß aus diesem Anlaß die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Absichten in bezug auf Mexiko genau angibt, damit auf diese Weise auch die übrigen lateinisch-amerikanischen Nationen sich über die Aufrichtigkeit derselben ein Urteil bilden und infolgedessen die Beteuerungen der Freundschaft und Brüderlichkeit, die man ihnen schon seit vielen Jahren immer wiederholt, in ihrem richtigen Wert abschätzen können.

24. — Die amerikanische Regierung erklärte durch den Mund ihres Präsidenten selbst, daß die Strafexpedition von Columbus


sich aus dem mexikanischen Gebiet zurückziehen würde, sobald die Räuberbande Villas vernichtet oder zer Sprengt worden sei. Mehr als zwei Monate sind verflossen, seitdem diese Expedition in mexikanisches Gebiet eindrang. Die Generale Scott und Junston erklärten in Cindad Juárez, daß die Banden Villas gänzlich zer Sprengt worden seien, und trotzdem ziehen sich die amerikanischen Truppen nicht aus dem Gebiet von Mexiko zurück.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist davon überzeugt und akzeptiert es als eine Tatsache, daß für die Expedition von Columbus keine militärische Aufgabe mehr zu tun übrig bleibt, und dessenungeachtet ist das vom Präsidenten Wilson gegebene Versprechen noch nicht erfüllt worden, daß diese Truppen sich zurückziehen würden, sobald sie den Zweck ihres Einmarsches erreicht hätten.

Die Beweggründe innerpolitischen Charakters, die vorhanden sein könnten, um die Truppen nicht aus dem mexikanischen Gebiet zurückzuziehen, für so begründet man sie auch halten möge, rechtfertigen diese Haltung nicht, sondern sie lassen im Gegenteil den Unterschied noch mehr hervortreten zwischen den Versicherungen, die Staatsoberhoheit Mexikos respektieren zu wollen, und der wirklichen Tatsache, daß aus Gründen der inneren Politik der Vereinigten Staaten ein für die mexikanische Republik in jeder Hinsicht ungerechtfertigter Zustand verlängert werde.

25. — Die amerikanische Regierung erklärte, daß bei der Entsendung amerikanischer Truppen nach Mexiko ihre einzige Absicht die sei, die Grenze gegen wahrscheinliche Einfälle zu schützen. Diese Erklärung steht jedoch in Widerspruch mit der von derselben amerikanischen Regierung beobachteten Haltung bei der Erörterung des Abkommens über beiderseitige Grenzüberschreitung; denn während die mexikanische Regierung verlangte, daß dieser Vertrag die Operationszone der Truppen des einen wie des anderen Landes beschränken solle, ebenso wie die Zeit der Dauer der Expeditionen, die Truppenzahl und die Waffengattung, aus der sie sich zusammensetzen solle, ist die amerikanische Regierung diesen Beschränkungen stets aus dem Wege gegangen. Diese Haltung der amerikanischen Regierung, welche hoffte, aus Anlaß räuberischer Einfälle häufige Gelegenheiten zu haben, die Grenze zu überschreiten, zeigt deutlich ihre Absicht an, Befugnisse zum Einmarsch in mexikanisches Gebiet zu haben, und zwar weiser hinaus als die Notwendigkeit der Verteidigung es erheischen könnte.

26. — Die Strafexpedition von Columbus, wie man sie nennt, hatte gemäß den Erklärungen des Präsidenten Wilson keinen anderen Zweck, als die Räuberbande, die den Überfall begangen hat, aufzusuchen und zu bestrafen, und man glaubte, daß sie in der Annahme organisiert worden sei, daß die mexikanische Regierung ihre Einwilligung dazu gegeben hätte. Besagte Expedition hatte jedoch einen Charakter von so deutlichem Mißtrauen gegen die mexikanische Regierung und von so absoluter Unabhängigkeit,



daß man sie richtigerweise nur als eine Invasion betrachten kann, die ohne Einwilligung, ohne Kenntniß und ohne Mitwirkung der mexikanischen Behörden unternommen wurde.

Es ist eine offenkundige Tatsache, daß die Expedition von Columbus ohne Kenntniß der mexikanischen Regierung die Grenze überschritten hat. Die amerikanischen Militärbehörden haben diese Expedition ausgeführt, ohne die Einwilligung der Regierung von Mexiko abzuwarten; und sogar nachdem sie offiziell benachrichtigt worden waren, daß diese Regierung ihre Einwilligung dazu nicht gegeben hatte, fuhren sie dessenungeachtet fort, noch mehr Truppen nachzusenden, ohne die mexikanischen Behörden davon in Kenntniß zu setzen.

Die Expedition ist in das mexikanische Gebiet eingedrungen und hat darin operiert, ohne die Mitwirkung der mexikanischen Behörden nachzusuchen. Die amerikanischen Militärbehörden haben stets ein völliges Stillschweigen über ihre Bewegungen bewahrt, ohne die mexikanische Regierung davon zu benachrichtigen, was sie getan haben würden, wenn sie tatsächlich gesucht hätten, ihre Mitwirkung zu erlangen. Dieser Mangel einer Benachrichtigung und eines Einverständnisses war die Ursache des in Parral vorgekommenen Zusammenstoßes zwischen amerikanischen Streitkräften und mexikanischen Bürgern.

Schließlich wurde die Expedition von Columbus nicht im Geiste der Harmonie, sondern im Gegenteil im Geiste des Mißtrauens gegen unsere Behörden unternommen; denn nicht allein suchte man unsere Kooperation nicht, noch setzte man uns bezüglich der militärischen Operationen, die ausgeführt wurden, in Kenntniß, sondern man bildete die Expedition unter Mitnahme von Artillerie- und Infanteriewaffen.

Wenn es sich nur um die Verfolgung einer Räuberbande handelte, die ihrer Natur nach im wesentlichen Schnelligkeit erforderte, so konnte man diese Verfolgung auch nur durch leichte Reitertruppen durchführen. Die Verwendung von Artillerie und Infanterie kann auf keine andere Weise erklärt werden, als daß sie als Vorsichtsmaßregel gegen einen vermutlichen Angriff seitens mexikanischer Truppen mitgenommen wurde.

Nun aber stimmen die von den amerikanischen Behörden gegebenen Versicherungen freundschaftlicher Kooperationen nicht überein mit der Verwendung von Infanterie und Artillerie, die ausschließlich zum Gebrauch gegen die regulären mexikanischen Truppen bestimmt waren.

Wenn die Expedition von Columbus mit Einwilligung der mexikanischen Regierung unternommen und ihre Kooperation nachgefragt worden wäre, so würde der Gebrauch der Artillerie und Infanterie eine Beleidigung für die mexikanischen Behörden gewesen sein wegen der Vermutung, daß sie einer Hinterlist gegen die amerikanischen Streitkräfte fähig wären, die zur Verfolgung des gemeinsamen Feindes und im Vertrauen auf die Freundschaft

jener einmarschiert waren. Es ist jedoch vorzuziehen, diese Tatsache als einen Beweis dafür zu deuten, daß die amerikanischen Truppen ohne Einwilligung der Regierung von Mexiko in das mexikanische Gebiet eindrangen und daher bereit waren, jeden Angriff von seiten der regulären mexikanischen Truppen zurückzuschlagen, denen ihre Anwesenheit unbekannt war.


Alle diese Tatsachen beweisen, daß der Unterschied zwischen den Beteuerungen aufrichtiger und freundschaftlicher Kooperation von seiten der amerikanischen Behörden und der tatsächlichen Haltung der Expedition ein sehr großer war; denn ihr Mißtrauen, die Verschwiegenheit bezüglich ihrer Bewegungen und der Zusammensetzung ihrer Waffengattungen, zeigten deutlich an, daß es eine feindliche Expedition und eine wirkliche Invasion unseres Gebietes war.

27. — Die amerikanische Regierung hat bei verschiedenen Gelegenheiten erklärt, daß die Expedition von Columbus keinen anderen Zweck hatte, als die Banden Villas zu verfolgen und zu vernichten, und daß sie sich zurückziehen würde, sobald dieser Zweck erreicht worden sei.

Die Tatsachen haben jedoch bewiesen, daß die Absicht der amerikanischen Regierung während der Konferenzen von Ciudad Juárez und El Paso nicht mehr dieselbe war. Auf eine andere Weise ist es nicht zu erklären, daß der General Scott so emphatisch darauf bestand, daß ein Memorandum unterzeichnet werde mit der Angabe, daß die amerikanischen Streitkräfte ihren Rückzug nicht vollenden würden, wenn irgend ein anderes Ereignis vorkommen sollte, welches der amerikanischen Regierung den Glauben an die Fähigkeit der Regierung von Mexiko nähme, die Grenze zu schützen. Der Schluß, der daraus zu ziehen ist, daß der General Scott so beharrlich auf die Unterzeichnung besagten Memorandums bestand, ist der, daß die Expedition von Columbus mit dem Versprechen in Mexiko eingerückt ist, sich zurückzuziehen, sobald die Banden Villas vernichtet seien, aber daß man später beanspruchte, sie als ein Werkzeug zu benutzen, um den Grenzschutz zu garantieren.

28. — Die amerikanische Regierung wünscht mit Recht den Schutz ihrer Grenze. Wenn die Grenze gebührendermaßen gegen aus Mexiko kommende Einfälle geschützt wäre, so wäre kein Grund mehr da für die vorhandenen Schwierigkeiten. Die amerikanische Regierung kennt die Schwierigkeiten, die sich behufs Verteidigung einer Grenzlinie ergeben, auf der es keine natürlichen Hindernisse zu ihrem Schutze gibt, und trotz ihrer überaus großen Hilfsmittel hat die amerikanische Regierung auf einer Länge von mehr als zweitausend Kilometern, die gedeckt werden müssen, keinen wirksamen Schutz der Grenze herstellen können.

Die mexikanische Regierung schlug vor, daß die Truppenführer beider Länder einen Plan behufs Kantonierungen entlang der Grenzlinie prüfen sollten, und trotz der Versicherungen der



amerikanischen Regierung, daß sie die Schwierigkeiten mit Mexiko zu befriedigen wünsche, hat General Scott die Ausführung des Plans der Kantonierung nicht akzeptiert, obwohl es das einzige Vernünftige und das Einzige ist, das getan werden kann, ohne daß das eine oder andere Land in das Hoheitsgebiet oder Territorium des anderen eindringt. Die amerikanische Regierung zieht es vor, ihre Truppen inaktiv und müßig innerhalb des mexikanischen Territoriums stehen zu lassen, statt sie zurückzuziehen und längs der Grenze zu kantonieren, und zwar in Übereinstimmung mit den mexikanischen Behörden, die dasselbe tun würden. Dadurch gibt die amerikanische Regierung Veranlassung zu der Annahme, daß ihre wahre Absicht die ist, die Truppen, die sie schon in Mexiko interniert hat, daselbst stehen zu lassen, in der Voraussetzung, sie später für zukünftige Operationen nötig zu haben.

29. — Die amerikanische Regierung hat bei allen Gelegenheiten erklärt, der konstitutionellen Regierung helfen zu wollen, damit sie ihr Werk der Wiederherstellung der Ruhe zu Ende bringe; und zwar wünsche sie, daß dies in möglichst kurzer Zeit geschehe. Die tatsächliche Haltung der amerikanischen Regierung steht zu diesen Wünschen in ganzlichem Mißverhältnis; denn schon seit längerer Zeit unternimmt sie verschiedene Handlungen, die anzeigen, daß sie nicht nur dem Friedenswerk von Mexiko gar keine Hilfe gewährt, sondern im Gegenteil seiner Ausführung alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen scheint. In der That macht sich die Einwirkung der Regierung von Washington gegen die Konsolidierung der jetzigen mexikanischen Regierung noch durch eine ganze Reihe von Tathachen bemerkbar, ohne die große Anzahl diplomatischer Gesuche mitzurechnen, die, unter dem Vorwande des Schutzes der in Mexiko vorhandenen amerikanischen Interessen, fortwährend die Arbeit der neuen Regierung stören, die bestrebt ist, die politischen, ökonomischen und sozialen Zustände des Landes auf neuen Grundlagen zu reorganisieren.

Die entschiedene Unterstützung, die Villa von seiten des Generals Scotts und selbst des Staatsdepartements seinerzeit zuteil wurde, war die Hauptursache, daß der Bürgerkrieg in Mexiko sich während vieler Monate verlängerte. Ferner sind die andauernde Unterstützung durch den katholischen Klerus in Mexiko, der unablässig gegen die konstitutionelle Regierung arbeitet, und die fortwährende Tätigkeit der interventionistischen amerikanischen Presse und der Geschäftsleute jenes Landes, mindestens ein Anzeichen dafür, daß die jetzige amerikanische Regierung alle diese gegen die konstitutionelle Regierung gerichteten Machenschaften nicht hindern will oder kann.

30. — Die amerikanische Regierung verlangt von der Regierung von Mexiko fortwährend einen wirksamen Schutz ihrer Grenzen, und der größte Teil der Banden, die sich Rebellen gegen diese Regierung nennen, versorgt und bewaffnet sich dessenungeachtet auf der amerikanischen Seite, wenn sie sich etwa nicht auch dort


organisieren, und zwar unter der Toleranz der Behörden des Staates Texas, und man könnte sogar sagen der Bundesbehörden der Vereinigten Staaten. Die Milde der amerikanischen Behörden diesen Banden gegenüber ist so groß, daß in den meisten Fällen die Verschwörer, die wohl bekannt sind, wenn sie entdeckt und ins Gefängnis gesetzt worden sind, aus geringfügigen Ursachen ihre Freiheit wiedererlangen, was ihnen die Fortsetzung ihrer Tätigkeit ermöglicht.

Die mexikanischen Emigranten, die auf der amerikanischen Seite konspirieren und von dort aus ihre Einfälle unternehmen, haben es jetzt leichter, Schaden zu tun als früher; denn da sie wissen, daß irgendwelche neue Schwierigkeit zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten den Aufenthalt der amerikanischen Truppen verlängern wird, so suchen sie die Gelegenheiten zu Konflikten und Reibungen zu vermehren.

31. — Die amerikanische Regierung behauptet, daß sie die konstitutionelle Regierung in ihrem Friedenswerk unterstützt, und verlangt dringend, daß dieses in möglichst kurzer Zeit zu Ende gebracht und der Grenzschutz auf die wirksamste Art und Weise gehandhabt werde. Dessenungeachtet hat sie bei verschiedenen Gelegenheiten die Sendung der von der mexikanischen Regierung in den Vereinigten Staaten gekauften Waffen und Munitionen zurückgehalten, die dazu verwendet werden sollten, die Wiederherstellung der Ruhe im Lande zu beschleunigen und die Grenze wirksamer zu schützen. Die Vorwände zur Zurückhaltung der an diese Regierung konsignierten Munitionen sind stets nicht stichhaltig gewesen, und niemals ist eine Ursache dafür freimütig angegeben worden. Es wurde zum Beispiel gesagt, daß die Munitionen mit Beschlagnahme belegt wurden, weil man nicht wußte, wer der wahre Eigentümer war, oder aus Furcht, daß sie in die Hände der Banden Villas fallen möchten.

Die Beschlagnahme des an die mexikanische Regierung konsignierten Kriegsmaterials kann keine andere Erklärung haben als die, daß die amerikanische Regierung sich gegen den eventuellen Fall eines künftigen Konflikts versehen will, und daher sucht sie zu vermeiden, daß Waffen und Kriegsmaterial in die Hände der mexikanischen Regierung gelangen, die dann gegen ihre eigenen Truppen verwendet werden könnten. Die amerikanische Regierung würde in ihrem Rechte sein, sich gegen einen solchen Fall vorzusehen; aber dann dürfte sie nicht sagen, daß sie gemeinsam mit der mexikanischen Regierung vorzugehen bestrebt ist, und es würde auch vorzuziehen sein, eine größere Offenherzigkeit in ihrer Haltung zu beobachten.

Entweder wünscht die amerikanische Regierung der Regierung von Mexiko entschlossen und aufrichtigerweise zu helfen, die Ruhe wieder herzustellen, und in diesem Falle darf sie keine Waffensendung verhindern, oder ihre wahren Absichten sind die, sich vorzusehen, damit im Falle eines künftigen Krieges mit Mexiko



dieses Land weniger mit Waffen und Kriegsmaterial versehen sei. Wenn das letztere der Fall wäre, so würde es besser sein, es offen zu sagen.

In jeder Hinsicht ist die Beschlagnahme von Waffen und Kriegsmaterial, das an die mexikanischen Behörden konsigniert ist, unter dem nichtigen Vorwande vermeiden zu wollen, daß dieselben in die Hände der Banden Villas fallen, ein klares Zeichen dafür, daß die tatsächliche Haltung der amerikanischen Militärbehörden mit den friedlichen Absichten der amerikanischen Regierung gänzlich in Widerspruch steht.

Die mexikanische Regierung kann keinen Krieg mit den Vereinigten Staaten wollen, und wenn es dazu kommen sollte, würde es zweifellos die Folge eines wohl überlegten Entschlusses von seiten der amerikanischen Regierung sein. Vorläufig sind diese Vorsichtsmaßregeln der Regierung von Washington ein Anzeichen dafür, daß die Absicht zur Vorbereitung für eine solche Eventualität oder, was dasselbe ist, ein Prinzip von Feindseligkeit von seiten der Vereinigten Staaten gegenüber Mexiko besteht.

32. — Schließlich haben die amerikanischen Behörden von New York, angeblich auf Antrag einer neutralen Friedensgesellschaft, die Beschlagnahme einiger Maschinen angeordnet, die die mexikanische Regierung zur Anfertigung von Munitionen nach Mexiko verschiffen ließ, und welche selbstverständlich erst einige Monate nach ihrer Ankunft in diesem Lande gebraucht werden konnten.

Diese Handlung der amerikanischen Regierung, welche bezweckt, die Herstellung von Munitionen in ferner Zukunft zu verhindern, ist ein anderes klares Anzeichen dafür, daß ihre wahren Absichten gegenüber Mexiko keine friedlichen sind; denn während täglich Millionen und Millionen Dollars in Waffen und Kriegsgerät für den europäischen Krieg ausgeführt werden, ohne daß die Friedensgesellschaften der Vereinigten Staaten sich vor dem Schauspiel dieses Krieges aufregen, zeigen sich die Autoritäten von New York bereit, die Absichten dieser Humanitätsgesellschaften zu unterstützen, wenn es sich darum handelt, Maschinerie zur Herstellung von Waffen und Kriegsbedarf nach Mexiko zu exportieren.

Mexiko hat das unbestreitbare Recht, ebenso wie die Vereinigten Staaten und alle Nationen der Welt, sich seinen militärischen Bedarf zu verschaffen; besonders aber, wenn es sich gegenüber einer so überaus großen Aufgabe befindet, wie es die Wiederherstellung der Ruhe im Lande ist; und die Tatsache, daß die Regierung der Vereinigten Staaten Maschinen beschlagnahmt hat, die zur Herstellung von Munitionen bestimmt waren, zeigt entweder an, daß die Vereinigten Staaten wünschen, der vollständigen Wiederherstellung seiner Ruhe und Ordnung Hindernisse in den Weg zu legen, oder daß diese Handlung nur eine von der ganzen Reihe von Maßnahmen ist, welche die Behörden der Vereinigten Staaten in Voraussicht eines gegen Mexiko geplanten Krieges ergreifen.

33. — Alle vorhin erwähnten Umstände zeigen an, daß die wahren Absichten der amerikanischen Militärbehörden in völligem Widerspruch stehen mit den fortwährenden Freundschaftsbeteuerungen der amerikanischen Regierung gegenüber Mexiko.

34. — Das mexikanische Volk und seine Regierung sind durchaus sicher, daß das amerikanische Volk keinen Krieg mit Mexiko wünscht. Jedoch sind amerikanische sowie mexikanische Interessenten darauf bedacht, keinen Konflikt zwischen beiden Ländern herbeizuführen. Die mexikanische Regierung wünscht standhaft, den Frieden mit der amerikanischen Regierung zu erhalten: aber dazu ist es unumgänglich nötig, daß diese freimüthig ihre wahren Absichten gegenüber Mexiko zu erkennen geben möge.

Es ist durchaus nötig, daß dieser Widerspruch zwischen den Freundschaftsbeteuerungen von seiten Washingtons und dem mißtrauischen und herausfordernden Verhalten der amerikanischen Militärbehörden verschwinde.


Die Regierung und das mexikanische Volk müssen daher wissen, woran sie sich zu halten haben, und wollen darüber sicher sein, daß die von der Regierung der Vereinigten Staaten so oft gegebenen Erklärungen wirklich mit den aufrichtigen Wünschen für die Freundschaft zwischen den beiden Völkern übereinstimmen, und zwar für eine Freundschaft, die nicht allein auf Grund von Erklärungen besteht, sondern in Thaten umgesetzt wird.

Die mexikanische Regierung ersucht daher die Regierung der Vereinigten Staaten ernstlich, diesen Zustand der Un-ewißheit zwischen beiden Ländern aufhören zu lassen und die Erklärungen und Beteuerungen seiner Freundschaft durch wirkliche Thaten zu unterstützen, die das mexikanische Volk von der Aufrichtigkeit ihrer Absichten überzeugen mögen. Bei der gegenwärtigen Lage können diese Thaten keine anderen sein als die Zurückziehung der amerikanischen Truppen, die sich in mexikanischem Territorium befinden.

In Erfüllung der Instruktionen des Staatsoberhauptes benutze ich diese Gelegenheit, Eure Erzellenz meiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern.

Der Sekretär.
gez. C. Aguilar.

An Seine Erzellenz
Robert Lansing,
Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Amerika.
Washington D. C.



Durch die Presse haben wir erfahren, was nun das Endresultat all dieser Verhandlungen war, und daß, Gott sei Dank, Mexiko nicht in einen Krieg verwickelt wurde, denn die Vereinigten Staaten zogen ihre Truppen bedingungslos aus Mexiko zurück, genau wie sie vor Jahren den Hafen von Veracruz räumten. Man kann hieraus wieder einmal die Lehre ziehen, daß die Vereinigten Staaten nicht so gefährlich sind, wie sie aussehen, und ich bin fest überzeugt, daß sie zu Lande Mexiko nie etwas antun können, daß die Mexikaner, wenn es sich um äußere Feinde handelt, allen inneren Haß vergessen und wie ein Mann dem äußeren Feinde gegenüberstehen. Auch das, was ich schon früher betont habe, obwohl ich wenig Anhänger für diese Idee gewinnen konnte, möchte ich hier wiederholen; Präsident Wilson ist ein edler, rechtschaffener, aber schwacher Mensch, der das Beste will und nur nicht immer kann, weil er dem Druck der Dollarkönige und einer Clique gewissenloser Politiker nachgeben muß.

Vergessen will ich auch nicht, nochmals zwei andere wichtige Noten anzuführen, die Carranza in der letzten Zeit bei anderer Gelegenheit erlassen hat. Die erste war die Antwort auf eine englische Note, welche behauptet und dagegen protestiert hatte, daß Mexiko deutschen U-Booten im Golf von Mexiko Aufenthalt und sonstige Unterstützungen gewähre. Carranza gab eine ebenso einfache wie natürliche Antwort: Wozu habt ihr Engländer eure große Flotte, ihr behauptet doch die Meere zu beherrschen, laßt doch keine U-Boote in den Ozean.

Die zweite ebenso originelle wie treffende Note war an Wilson gerichtet, als dieser an die Neutralen das Unsinnen gestellt hatte, gegen die deutsche Seesperre zu protestieren, da dadurch der Krieg verkürzt würde. Carranza sagte in seiner Antwort, Amerika könne den Krieg am schnellsten und sichersten zum Ende bringen, wenn es mit keinem der kriegführenden Länder mehr Handel triebe. Mexiko wolle nicht mehr wie neutral sein und bleiben.



In Albions Krallen.


Meine letzten Erlebnisse.



Als ich die letzten Zeilen des vorhergehenden Kapitels schrieb, dachte ich nicht im entferntesten daran, daß sein Inhalt noch nicht erschöpft sei, und daß dieser neue Teil mir noch zu schreiben übrig bliebe. Es war mir nämlich beschieden, den Kelch der Abenteuer bis zur Reife zu leeren, und daß ich die letzten für das Land meiner Eltern, das deutsche Vaterland, zu bestehen hatte, das erfüllt mich noch heute mit unendlichem Stolz und ich bin glücklich, daß eine Schicksalsfügung mich auf Wege gebracht hat, von denen ich nicht mehr in meinem Leben abzuweichen gedenke.




Schon drüben in Amerika wurde oft der Wunsch in mir rege, auf alles zu verzichten, ja selbst meinen sicher sauer erworbenen Oberstenrang zu opfern und nach Deutschland zu eilen, um dort im Schützengraben die heiligste der Pflichten zu erfüllen, die jeder zu erfüllen hat in dem Germanenblut wallt. Wenn ich diesen Wunsch nicht verwirklicht habe, so geschah es in erster Linie aus Rücksicht darauf, daß mir meine jetzige Regierung und durch sie die Vorsehung Pflichten auferlegte, deren Erfüllung das höchste Ziel meines Lebens sein wird. Ehe ich mich aber über diese meine Aufgabe ausführlich äußere, will ich erst über meine letzten Erlebnisse berichten, über Erlebnisse, die ein so grelles Schlaglicht auf unseren gemeinsamen Erbfeind werfen und deutlich beweisen, wie weit noch heute die Macht Englands reicht, und mit welcher Rücksichtslosigkeit und Brutalität dieses gemüthloseste aller Völker diese Macht verteidigt.



Carranzas Regierung war bereits bei allen Kulturstaaten anerkannt und man sandte nach allen kultivierten Ländern Missionen, um wieder mit den betreffenden Regierungen in politische Fühlung zu treten. Als die Frage aktuell wurde, daß eine solche diplomatische Mission auch nach Deutschland gesandt werden müsse, wählte Carranza dazu drei Männer, von deren Wirken in Deutschland er sich für das mexikanische Vaterland den größten Nutzen versprach. So ernannte er zum ersten Gesandten den früheren Minister des Innern und hervorragenden Juristen Erzellenz Lic Rafael Zubaran Capmany. Diesem Manne zur Seite standen der der deutschen Sprache vollkommen mächtige und auch die deutschen Verhältnisse genau kennende Dr. jur. Allmaraz und meine Person. Während die anderen Herren der Mission sich nach Deutschland begaben, wurde ich selbst noch in Mexiko aufgehalten, da ich dort vom deutschen Bund, durch eine Eingabe an den deutschen Gesandten Herrn v. Eckardt, als unentbehrlich für die deutsch-mexikanischen Interessen reklamiert wurde. Hatten doch die Deutschen Mexikos an mir von jeher einen begeisterten Förderer ihrer Interessen gefunden und vor allem in letzter Zeit die Gewißheit, durch meine Vermittlung stets wahrheitsgetreue Berichte über die Kriegslage zu erhalten, die hier sonst nur aus englisch gefärbten Quellen eintrafen und dementsprechend einseitig gefälscht waren. Außerdem hatte ich auch durch Mitarbeit in unserer Presse bewiesen, daß ich mein Herz in zwei Teile wohl zu trennen verstehe und auf diese Art ebenso meinem mexikanischen Vaterlande, wie dem deutschen dienen kann. War es mir doch vergönnt in einem freien Lande zu leben, wo ich selbst als Offizier stets meine freie Meinung vertreten und zum Ausdruck bringen durfte, eine Meinung, die immer mit Begeisterung alles aufnahm, was deutsch und ebenso alles bekämpfte was anglo-sächsischen Ursprungs war. So übersehte ich unter anderem noch in derselben Nacht, als der Kabelbericht eintraf, die große Reichskanzlerrede, die wir dann in tausenden von Exemplaren drucken und mit einem Kommentar von mir und Herrn

Almaraz versehen, im ganzen lateinischen Amerika verbreiten ließen. Diese meine für mich selbstverständliche Überzeugung und Handlungsweise brachte mir seitens der mexikanischen Deutschen die bereits erwähnte unverdiente Huldigung, wenn sie mir auch andererseits den Haß der Alliierten zuzog. Da es aber, wie eingangs erwähnt, galt, noch viel weiter gehende Pflichten zu erfüllen und eine Saat zu säen, deren Früchte wir vielleicht in einem künftigen Frieden reichlich genießen werden können, ward doch meine Abreise nach Deutschland bestimmt. Nun mußten vor allem die Alliierten nach Möglichkeit über meine Abreise getäuscht werden, was bei den Verbindungen der feindlichen Länder und der Schlaueit der entsprechenden Behörden gewiß keine einfache Sache war. So kam auch meine Wirtschafterin im letzten Augenblick auf die weiblich schlaue Idee, zu verbreiten, ich wäre schwer an Typhus erkrankt, was auch glücklich in die Zeitungen lanziert werden konnte. Während nun die Tagesblätter ihr Bedauern über die Erkrankung des Herrn Diplomaten Obersten Dr. Krumm-Heller aussprachen und ihm baldige Genesung wünschten, saß derselbe munter und vergnügt auf der Eisenbahn mit der er am 5. Mai Mexikos Heimatsgestade verließ, die er aber dank der englischen Fürsorge sehr bald wieder erblicken sollte. Denn wenn es uns auch gelungen war, vorläufig den englischen Gesandten zu täuschen, so hatten wir doch die Raffiniertheit der Engländer und die Durchtriebenheit ihrer Helfershelfer im allgemeinen sehr unterschätzt. Schon bei meiner Ankunft in San Antonio mußte ich erfahren, daß ein eventueller Haftbefehl von Seiten der Lokalbehörden gegen mich erlassen wäre, da ich als deutscher Agitator verdächtigt sei. Als Beweis dieser unbegründeten Vorwürfe mußte meine Texasreise dienen, auf welcher ich angeblich durch Vorträge und sonstige Agitationen gewirkt haben sollte. In Wirklichkeit aber kennen und schätzen mich die dort wohnenden fünf Millionen Mexikaner, welches mir zum Vorwurf gemacht wurde, um so mehr, als die dortigen Behörden Gegner von Wilson waren, als dessen Anhänger ich bekannt war. Da





ich erkannte, daß hinter diesen Machenschaften in letzter Linie sicherlich England stehen dürfte, begab ich mich sofort nach Washington, um meine Reise zu legalisieren und mir die erwähnten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Ich wandte mich an unseren mexikanischen Gesandten, der auch bald die Sache zu meinen Gunsten regelte. Der Sicherheit wegen begab ich mich noch zum Auswärtigen Amt, worauf mir der Staatssekretär, Herrn Lansing, in zuvorkommendster Weise das Sichtvermerk besonders bestätigte. Bei dieser Gelegenheit sprach ich verschiedene hochstehende amerikanische Persönlichkeiten und möchte ich nicht verfehlen hier zu erwähnen, daß die amerikanische Regierung in ihren Vertretern, an der Spitze Herr Wilson selbst, durchaus nicht deutschfeindlich gesinnt waren, und daß nur die hier in Wirklichkeit regierenden Dollarkönige es sind, deren spekulativer und geldgieriger Buzineßgeist eine Verbindung mit England verlangt und die Stimmung des Volkes deutschfeindlich beeinflusst.


Nachdem also, wie erwähnt, der erste Hieb pariert war, begab ich mich in das bekannte Hotel „Amerika“, wo die meisten Latein-Amerikaner absteigen, um die Fahrt meines Dampfers abzuwarten. Im Hotel traf ich auch einen bekannten spanischen Reporter, der meine Reise teilen sollte und dessen deutschfreundlicher Gesinnung ich mich heute noch gerne erinnere. Noch immer war es meine Absicht, meine Abreise möglichst geheim zu halten, und so ging ich denn zwei Stunden vor Abfahrt meines Dampfers „Oskar II.“ bereits an Bord, um es mir dort bequem zu machen, mein Gepäck sorgfältig zu verstauen und auch möglichst unauffällig den Dampfer zu betreten. Die Abfahrt war auf zwei Uhr festgesetzt und schon um zwölf Uhr war ich zur Stelle. Wie groß aber war mein Erstaunen, als gleich bei meinem Eintreffen mir ein amerikanischer Angestellter mit den Worten entgegeneilte: „Gut, daß Sie kommen, auf Sie warten wir ja. Der englische Konsul wünscht Sie dringend zu sprechen!“ Ich hatte noch gar keine Zeit meinem Erstaunen Ausdruck zu geben und mich dahin zu äußern, daß mich der englische Konsul im Grunde genommen nichts angehe, als schon ein Herr

auf mich zutrat, an dessen Mühe ich die englische Konsularwürde erkennen mußte, da mir die ehrenwerte Persönlichkeit selbst fremd war und auch für später, Gott sei Dank, fremd blieb. Dieser Herr verlangte nun von mir die sofortige Öffnung meiner Koffer und forderte meinen Paß, den er mir sofort zurückzuerstatten versprach. Unter irgendeinem Vorwande wurde ich jetzt auf den Dampfer gelockt, währenddessen der englische Herr Zeit finden sollte, meine Koffer zu durchwühlen. Als ich den Herrn wieder sprechen wollte, war er verschwunden, dafür wurde mir mein Paß völlig zerrissen wieder eingehändigt.

Man bedenke, einem mexikanischen Bürger und Diplomaten wird auf amerikanischem Boden seitens der Engländer der Koffer durchwühlt und der Paß zerrissen, und dazu machen die Amerikaner noch eine möglichst tiefe Verbeugung vor dem Herrn, der es wagt, auf ihrem Gebiete das Völkerrecht so mit Füßen zu treten und somit auch der amerikanischen Ehre ins Gesicht zu schlagen. Aber so war es wohl immer; wenn irgendein amerikanischer Passagier auf einem englischen Dampfer durch die deutschen U-Boote in Gefahr geriet, so verstanden die Engländer das amerikanische Ehrgefühl gleich aufzurütteln und die Ungeheuerlichkeit dieser kriegertischen Selbstverständlichkeit in die Welt auszuposaunen. Wenn es aber einem Engländer einfällt, auf amerikanischem Grund und Boden die Rechte dieses Volkes zu mißachten, so wird ihm höchstens mit einer tiefen Verbeugung noch Platz gemacht, damit er auch recht Gelegenheit finde, sich hier wie zu Hause zu benehmen.

Selbstverständlich schrieb ich sofort einen Brief an unseren Gesandten, dem ich die ganze Sache haarklein schilderte und um entsprechenden Schutz bat. Den Brief übergab ich einem ersten besten jungen Mann, der ihn auch, wie ich später erfuhr, pünktlich an Ort und Stelle beförderte.

Endlich befand ich mich nun auf offener See. Eine wunderschöne, ruhige Fahrt entschädigte mich für die gehaltenen Aufregungen und machte, daß ich des Öfteren auf die weite unendliche Fläche des Meeres hin-



blickend, des Krieges und seiner Greuel vergaß und mit Ruhe und inneren Frieden an Den denken konnte, der die Stürme des Meeres und Lebens beherrscht, der Krieg und Frieden, Geburt und Tod, Leiden und Freuden geschaffen und der allein durch die ewige Vergeltung und ausgleichende Gerechtigkeit einst all das sühnen wird, was heute durch das schwache Menschengeschlecht verschuldet und verbrochen ward.


Im allgemeinen widmete ich mich nicht viel der Gesellschaft auf dem Schiff, von der ich doch höchstens auf meine Deutschfreundlichkeit oder -Feindlichkeit ausgehört worden wäre. Es war selbstverständlich, daß ich mich schon aus diplomatischen Rücksichten stellte, als wenn ich nicht ein Wort deutsch verstünde. Nichtsdestoweniger wurden mir des Öfteren, besonders von dänischer Seite Fragen gestellt, um mein Deutschtum ans Tageslicht zu locken. Alle diese Versuche schlugen jedoch fehl. Der einzige, der sich auf dem Schiff offen deutschfreundlich benahm, war mein Tischnachbar, der Schiffsarzt, mit dem ich auch bald sympathisierte und manche Meinung offen austauschte. Von diplomatischen Vertretern befanden sich noch zwei Sekretäre an Bord, von denen der eine nach Rußland, der andere nach der Türkei von den Vereinigten Staaten gesandt wurden. Während nun der Erstere sich nicht genug tun konnte, das Deutschtum zu schmähen, verstand der andere die Kunst der Diplomatie besser, indem er schwieg und dadurch bewies, daß er gerade die Tugend in hohem Maße beherrschte, die mir bei meinem impulsiven Wesen so sehr fehlt. Denn wie oft in meinem Leben platzte ich schon da mit meiner Meinung und mit der Wahrheit heraus, wo mir das Schweigen sicher dienlicher gewesen wäre, und der alte lateinische Ausspruch: „o si tacuisses, philosophus mansisses“, kommt mir meist erst dann zum Bewußtsein, wenn das Unglück passiert ist und es zu spät ist einen schlaun Rückzug anzutreten. Schon aus diesem Grunde glaube ich nicht daran, daß ich je ein guter Diplomat werde, was mich jedoch keineswegs kränken wird, wenn es mir nur sonst gelingt, die Aufgabe, die ich mir vorgenommen, voll und ganz zu er-

füllen. Außer dem erwähnten amerikanischen Diplomaten war wohl so ziemlich die ganze Besatzung des Schiffes, das im übrigen die dänische Flagge trug, offen deutschfeindlich, und so war mir von vornherein jede Sicherheit für meine Person im Falle eines unvorhergesehenen Ereignisses genommen. Der einzige, der noch in besonders auffallender Weise seine Sympathien für Deutschland kundgab und sie nachher auch in die Tat umsetzte, ein Mann, dem ich, wie ich noch erzählen werde, zu großem Danke verpflichtet bin, dessen Namen zu nennen ich mir aber leider aus Rücksicht auf ihn selbst versagen muß, war ein ausländischer Baron und deutscher Dichter. Dieser Mann, dessen hervorragender Geist mir sofort auffiel, wurde mit der Zeit mein bester Reisegefährte und durch seine nachträgliche Tat ein Freund fürs Leben. Erwähnen möchte ich noch, daß unter den Passagieren dritter Klasse sich viele Russen befanden, die als Freiwillige zu ihren Fahnen nach Europa eilten. Und wieder hatte ich hier Gelegenheit zu sehen, wie diese Schlachtopfer durch entstellte Wahrheit und falsche Tatsachen in den Tod gelockt und ihrem sicheren Untergange entgegengeführt werden. Hatten diese Menschen doch keine Ahnung, daß die Deutschen auf ihrem Vormarsche bereits tief in Rußland eingedrungen waren und bildeten sich allgemein ein, daß sie bald in Berlin werden einziehen dürfen. Dieser letzte Wunsch dürfte ihnen, falls sie der Tod nicht vorzeitig unter seine Schwingen genommen hat, auf der Durchreise nach Döberitz bald in Erfüllung gegangen sein.

Als ich einige Tage an Bord war, erhielt ich die drahtlose Mitteilung meiner Gesandtschaft in Washington, daß die entsprechenden Schritte seitens meiner Regierung um Einspruch gegen meine widerrechtliche Behandlung zu erheben, bereits eingeleitet seien.

Bald mußte ich nun erfahren, daß die Engländer doch besser informiert waren, als ich dachte, und bereits alle Vorbereitungen, sich meiner Person zu bemächtigen, getroffen hatten. Wenn mir auch der Kapitän des Schiffes des Öfteren versicherte, daß unser Dampfer schon mit Rücksicht darauf, um mit keinem englischen






Kriegsschiff zu kollidieren, seinen Weg hoch oben um die Orkney-Inseln nehmen würde, kam es doch anders als wir dachten. Siebenhundert Meilen vor Erreichung des Reisezieles wurden wir auf offener See von einem englischen Kriegsschiff zum Stoppen aufgefordert und nachher nach Kirkwall eingebracht. Wie diese Aufforderung und Anhaltung unseres kleinen Passagierschiffes vonstatten ging, das entbehrte freilich nicht eines gewissen unfreiwilligen Humors, der mir eigentlich erst später so recht zum Bewußtsein kam, als ich daran dachte, wie dieses große englische Kriegsschiff drohend seine sämtlichen Geschütze immer auf unseren kleinen Dampfer richtete, der außer einem alten verrosteten Revolver des Kapitäns sicher keine andere Waffe an Bord hatte. Trotzdem wurden wir durch die großen Schiffskanonen so lange in Schach gehalten, bis die englischen Offiziere unser Schiff betreten und seine Leitung übernommen hatten. Während unserer Einfahrt in den Hafen mußten sich sämtliche Passagiere in die Kabinen begeben, angeblich, um nichts von den Minenabsperungen des Hafens zu Gesicht zu bekommen. Merkwürdigerweise wurde dieser Befehl, das Deck des Dampfers zu verlassen, einzig und allein nur mir nicht erteilt, um später diese Tatsache ausnützen und mich als der Spionage verdächtig festnehmen zu können. In diese Falle, die mir von den edlen Bewohnern Albions gestellt wurde, ging ich nun freilich nicht, dafür ging ich aber ruhig mit den anderen Reisenden hinab in die Kabine, wo ich das, was ich sehen wollte, durchs Fenster ebenso genau beobachten konnte. Nachdem der Dampfer eingebracht worden war, begann die Untersuchung. Selbstverständlich hatte ich schon vorher das Manuskript meines Buches, mein Geld und andere wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen gewußt. Die Untersuchung versprach ja, schnell zu Ende zu gehen. Am nächsten Tage erhielt ich eine Vorladung von der Hafenbehörde, wo ich abermals verhört wurde, und da dieses Verhör völlig zu meinen Gunsten ausfiel, schien jede Gefahr für meine Person beseitigt zu sein. Ich wurde wieder an Bord gebracht und die Abfahrt des Dampfers für den nächsten Tag

festgesetzt. Schon dachte ich, das Schlimmste wäre vorbei, und wieder täuschte ich mich, indem ich die englische Gemeinheit unterschätzte, das Unangenehmste sollte für mich noch kommen. Am Tage hatte der Kapitän des Schiffes, um seine englandfreundliche Gesinnung noch recht kundzutun, ein Essen an Bord für die Herren der Hafenbehörde gegeben, es war also recht munter auf dem Schiff zugegangen. Langsam senkte sich die Nacht über dem Hafen, die letzten Lichter erloschen und wir begaben uns alle zur Ruhe. Da wurde ich plötzlich um Mitternacht durch ein derbes Klopfen an meine Kabinentüre geweckt. Als ich nicht gleich öffnete, wurde die Türe von außen eingeschlagen und etliche Männer stürzten sich mit dem Ausruf: „Haben wir dich endlich, Du Spion!“ auf mich und ein regelrechtes Handgemenge begann. Verletzt und überwältigt mußte ich noch zusehen, wie meine Koffer zertrümmert und nach den angeblichen Papieren des Grafen von Bernstorff, die ich nie besaß, durchwühlt wurden. Im letzten Augenblicke gelang es mir, das Manuskript dieses Buches, einen Scheck über eine größere Summe Geldes, etliche andere wichtige Papiere, darunter ein chiffrierter Brief an das Auswärtige Amt in Berlin, dem vorhin erwähnten Baron zuzustecken. Ich hatte mit einem Überfall gerechnet und darum auch alles, so weit es möglich war, vorbereitet. Auf den Kuverts, worin sich die einzelnen Dokumente befanden, hatte ich schon die Adressen, wo sie hingesandt werden sollten, falls mir etwas zustoßen würde, vermerkt. Nach meiner späteren Ankunft in Deutschland sollte ich bald erfahren, daß der gute Freund die Papiere sorgfältig verwahrt und bald darauf durch Vermittlung neutraler Staaten ihren Bestimmungs-orte zugeführt hatte. Dadurch erwies dieser edle Mensch mir und der deutschen Sache einen Dienst, der ihm nicht vergessen sei. Dieses besonders hervorzuheben, fühle ich mich verpflichtet.

Nachdem man mich also überwältigt und weidlich geschlagen hatte, wurde ich auf einen kleinen Dampfer gebracht, der merkwürdigerweise nicht nach dem Hafen zurück, sondern durch die Minenfelder der offenen See






zusteuerte. Als wir durch die Minen uns den Weg bahnten, zeigte sie mir der mich bewachende Offizier mit den ironischen Worten: „You can't tell it your Kaiser now!“ Nach dieser kurzen Komödie fuhren wir wieder nach dem Hafen zurück, wo ich in ein Munitionsdepot gebracht wurde. In einem kleinen Zimmer, von etlichen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett streng bewacht, mußte ich stehend die Nacht zubringen. Um mir die Gunst der Soldaten zu erkaufen, schenkte ich ihnen etliche Bilder, die ich in einem kleinen Handkoffer bei mir führte und eine Militärmütze, was sie auch dankbar annahmen, ohne freilich an meiner verzweifelden Lage etwas ändern zu können. Am nächsten Morgen wurde ich zur Bahn eskortiert. Unterdessen sammelte sich schon der Pöbel an, den man durch die Nachricht, es wäre gelungen, einen gefährlichen Spion zu verhaften, an Ort und Stelle gelockt hatte und nun begann es, regelrecht Steine und Straßenschmutz von allen Seiten auf mich zu regnen. Erst im Zuge selbst glaubte ich mein Leben so ziemlich in Sicherheit, denn die beiden Offiziere, die mich begleiteten, schienen gebildete bessere Menschen zu sein, die mir mein Loß durch ihr anständiges Benehmen nach Möglichkeit erleichterten.

Die Fahrt ging durch Schottland nach London und dauerte zwei Tage. Ich hatte Gelegenheit, die merkwürdige Flora des höchsten Nordens zu bewundern, deren Hauptmerkmal ist, daß sie sich von ganz niedrigem Grase, welches die nördlichste Gegend Schottlands ausschließlich bewächst, allmählich zu einer prächtigen Vegetation entwickelt, je weiter man sich dem Süden nähert. Machten auch diese Symphonien von Farben, diese prachtvollen Abstufungen des nordischen Grüns, auf mein künstlerisch veranlagtes Temperament einen tiefen Eindruck, so schwand diese Stimmung allmählich je mehr wir uns der Gegend näherten, die im allgemeinen von den Eingeborenen als ein irdisches Paradies dargestellt werden.

Unterwegs hatte ich gehofft, nach meiner Ankunft in London wenigstens anständig untergebracht zu werden. Wie groß war also meine Enttäuschung, als ich

bald erfahren mußte, daß man mich nach Scotland Yard, einem der schrecklichsten Gefängnisse der Welt, das jederzeit mit den berüchtigsten Kategorien Rußlands in Konkurrenz treten könnte, führte, wo ich etliche Zeit ohne Licht in einem feuchten von Schmutz und Unrat starrendem Loch zubringen mußte. Wie der Leser schon gesehen hat, war ich als Soldat, der in 18 Schlachten seine Brust dem Feinde geboten, zweimal zum Tode verurteilt, und zweimal dem Tode entronnen, als Forscher die gefährlichsten Zonen Patagoniens und Boliviens durchkreuzt hatte, an vieles gewöhnt und gab es für mich nichts, was mich einschüchtern oder in Angst und Furcht versetzen konnte. Dennoch bleibt mir dieser Aufenthalt in diesem entsetzlichsten aller englischen Kerker in ewiger Erinnerung, er bleibt mir auch im Gedächtnis als Wahrzeichen englischer Kultur und Rechtspflege. Mögen darum die Engländer den Mund auch noch so voll nehmen, indem sie behaupten, sie kämpften für die Zivilisation und die Freiheit der Welt, mich werden sie nie überzeugen, ich werde es diesem verlogenen Volke nie glauben, denn ich habe seine Zivilisation und Kultur am eigenen Körper gespürt, ich habe gefühlt, was es heißt, in englischer Macht zu sein!

Endlich wurde ich vor das Kriegsgericht geschleppt, das aus englischen höheren Infanterie- und Marineoffizieren bestand und dessen Vorsitzender ein gewisser Basil Thompson war. Wieder verlangte man von mir die Auslieferung der Papiere des Grafen v. Bernstorff, die ich, wie bereits erwähnt, gar nicht besaß. Was ich sonst an Papieren hatte wurde mir abgenommen, so z. B. Statistiken, die ich für die deutsche Süd-Amerikanische Bank mitführte, ja man wollte sich sogar an meinen Petroleumaktien vergreifen, die ich ebenfalls bei mir hatte, und die mein persönliches Eigentum waren. Meine Brieftasche, die ungefähr 6—7000 Mark enthielt, wurde mir ebenfalls abgenommen, und zahlte man daraus sämtliche Ausgaben die sich als nötig erwiesen. Um meine Nationalität festzustellen, wurde mir, trotzdem ich persönlich perfekt englisch sprach, erst ein deutscher Dolmetscher zugeführt. Es ist selbst-




verständlich, daß ich in diese Falle nicht ging, sondern einen spanischen verlangte, der mir schließlich auch bewilligt wurde. Sogar daraus, daß ich so viele Sprachen perfekt sprach, wurde geschlossen, daß ich nur ein Deutscher sein könnte, denn nur die verdammtsten Germanen, wie man sich ausdrückte, lernen viele Sprachen.

Nachdem man mir schließlich nicht nachweisen konnte, was meine Inhaftierung als Diplomaten einer neutralen Macht irgendwie als berechtigt erscheinen lassen konnte, wurde mir gestattet, in einem vornehmen Hotel, allerdings in Begleitung eines mich stets bewachenden Detektivs, Wohnung zu nehmen. Da dieser Detektiv sich möglichst unauffällig zu benehmen mußte, so war mir jetzt Gelegenheit geboten, mich ziemlich frei zu bewegen und London im Kriege zu besichtigen.

So sah ich unter anderem die großen Munitionslager, die aus Furcht vor den Zeppelin in der Untergrundbahn verborgen werden, ich sah die seinerzeit freilich noch minimalen Schäden der deutschen Luftflotte und konnte auf Schritt und Tritt erfahren, welch unendlicher Haß das englische Volk gegen alles, was deutsch ist erfüllt. Bezeichnend ist eine Unterredung, die ich mit einem Belgier hatte, der mich für einen Franzosen hielt. Nachdem ich mich als Mexikaner vorgestellt, fragte ich ihn, wie es doch möglich sei, daß die Deutschen, die doch in Mexiko alle so ehrenwerte und gediegene Menschen wären, solcher Greuel in Belgien sich hätten zuschulden kommen lassen können. Darauf versicherte mir der belgische Offizier, ich sollte doch an diese Ammenmärchen nicht glauben, von denen der tausendste Teil vielleicht wahr wäre, alles andere würde ja doch nur von den Engländern gelogen, um den Haß und die Wut der ins Feld ziehenden Soldaten zu steigern. Hatte ich an die verfälschten Nachrichten des Reuterbüros auch nie geglaubt, so waren doch die Worte dieses Belgiers für mich ein weiterer Beweis, wie verlogen die feindliche Presse ist und mit welch feigen und hinterlistigen Mitteln man die siegreichen Taten des deutschen Heeres in Schmutz zu ziehen trachtet.

Jeden Tag mußte ich jetzt vor Gericht erscheinen und jeden Tag wurden mir neue Fallen gestellt, die mein Deutschtum erweisen sollten. So wurde mir eines Tages gesagt, mein Vater hätte telegraphiert, so daß ich mich genötigt sah, die Herren zu fragen, welchem spiritistischen Zirkel sie angehörten, durch den sie sich mit meinem alten Herrn, der schon seit 36 Jahren tot sei, in Verbindung gesetzt hätten. Ebenso mußte ich den Herren erwidern, als mir eines Tages berichtet wurde, meine Frau hätte an mich geschrieben, daß ich nicht in der glücklichen Lage wäre, ein eheliches Weib zu besitzen und ich deshalb sämtlichen englischen Missis zum Trost noch zu haben wäre. Nachdem das alles, was man zu meiner Entlarvung aufgebieten hatte, fehlgeschlug, wurde mir eines Tages mitgeteilt, ich müßte nach New-York zurückfahren und das auf einem englischen Dampfer. Auf meinen energischen Protest hin wurde mir schließlich die erzwungene Rückfahrt auf einem amerikanischen Dampfer bewilligt, d. h. auf einem Dampfer mit englischer Besatzung, der aber die amerikanische Flagge führte, was hier sehr oft vorkommt und als erlaubte Kriegslift angesehen wird. Unterwegs war die Angst vor einem eventuell erscheinenden deutschen Unterseeboot riesig groß. Nur ich allein hoffte immer im Stillen, die Allmacht würde mir so ein U-Boot senden, das mich dann sicher in entgegengesetzter Richtung meinem wahren Ziele zugeführt hätte.

Meinen Londoner Erlebnissen möchte ich noch verschiedenes hinzufügen, was vielleicht nicht jeden Leser interessiert, wohl aber eine große Gemeinde der Theosophischen Gesellschaften, die als Basis ihrer Wissenschaft allgemeine Verbrüderung und Menschenliebe predigen. So hatte ich die Gelegenheit, eines Tages den Vortrag des Vizepräsidenten der Gesellschaft zu hören (dessen Werke ich kannte und schätzte), der allen weltumfassenden Verbrüderungsideen zum Spott behauptete, die Engländer müßten siegen, da sie das ausgewählte edle Engelsvolk seien, während die Deutschen das Prinzip des Bösen in der Welt darstellen und schon deshalb unterliegen müßten. Daß meine Achtung vor dem Manne von dem Augenblick an



schwand, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Da in England das Sprechen unter freiem Himmel, besonders im Hyde-Park, an der Tagesordnung ist, so wird auch diese Einrichtung von der Regierung ausgenutzt, um den Haß gegen Deutschland zu schüren und die Kriegsfurie lebendig zu erhalten. So hörte ich einen bestochenen Redner, der Tag für Tag an derselben Stelle, sich in den unglaublichsten Schmähungen gegen den deutschen Kaiser und den Kronprinzen erging, während in seiner nächsten Nachbarschaft ein anderer Redner die Friedensliebe predigte und in seiner Rede beinahe deutschfreundlich zu sein schien, dabei aber so ungereimtes Zeug zusammenschwahte, daß der Dümme merken mußte, er sei mit Absicht dahingestellt um die angebliche vernünftige Rede seines Nebenmannes in ein besseres Licht zu rücken.

In Mexiko wieder angekommen, wurde mir von meiner Regierung der Auftrag erteilt, nun erst recht nach Europa zurückzukehren. Meine Erlebnisse wurden in Extrablättern gedruckt und über das ganze lateinische Amerika verbreitet, ebenso brachten spanische und amerikanische Zeitungen ausführliche Besprechungen der Angelegenheit, die den englischen Sympathien, falls irgendwo solche noch vorhanden waren, das Grab gruben. Meine diesmalige Reise machte ich auf einem spanischen Dampfer — „Alfons XII.“ — über Spanien, Frankreich und die Schweiz. Von dieser Reise möchte ich nur noch kurz erwähnen, daß mir mein Aufenthalt in Madrid im höchsten Maße bewies, welcher warmen Sympathien sich Deutschland bei dem spanischen Volke erfreut. Nachdem ich dieses in den letzten Jahren neu aufblühende Land verlassen hatte, fuhr ich nach Paris, wo es mir ebenfalls vergönnt war, wenn auch von Defektiven ständig verfolgt, einen angenehmen Tag zuzubringen. Benahmen sich doch die Franzosen im Gegensatz zu den Engländern wie vollendete Kavaliere. Nicht einmal mein Gepäck, was jetzt in Kriegzeiten sicher viel heißen will, wurde geöffnet.

★

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz, wo ich vorübergehend den Spezialgesandtschaftsposten be-

kleidete, traf ich in Berlin ein und hoffe mich mit frischem Mut und gestärkt durch meine letzten Erfahrungen meiner Aufgabe voll und ganz widmen zu können, d. h. das mexikanische Volk dem deutschen näher zu bringen und sollte dieses Buch diesen Zweck erfüllen, so wäre ich für meine Arbeit reichlich belohnt.

Mit voller Begeisterung habe ich alle Phasen des europäischen Krieges verfolgt und war ich nur von dem einen Wunsch beseelt, in dieser so ernstesten und doch herrlichen Zeit in Deutschland sein zu dürfen. Ich habe wohl hier an Rang eingebüßt, aber ich wäre hier als einfacher Kanzleibeamter, womöglich als ein Gesandtschaftsarzt eingetreten, nur um hier in Berlin Zeuge des für das deutsche Volk so gewaltigen Ringens zu sein.

Ehe ich zum Schluß komme, möchte ich noch kurz erwähnen, daß, was jedem Deutschen, der einmal Gelegenheit gehabt hat in den letzten Jahren Mexiko zu besuchen, von selbst klar sein dürfte, daß die Zukunft des deutschen Handels, und das kann nicht stark genug betont werden, nach dem Kriege im lateinischen Amerika liegt. Die Begeisterung, mit der alles was deutsch ist, in diesen Teilen Amerikas aufgenommen wird, datiert nicht nur seit den letzten Jahren, sondern man wußte immer vom Rio Bravo, dem Grenzfluß der Vereinigten Staaten, bis hinab an die Magellan-Straße alles zu schätzen, was deutsch, ebenso wie man alles verachtet und haßt, was an englischen Ursprung gemahnt. Kein Wunder denn, wenn die Studenten an der Universität in Mexiko (am Preparatorium, wo ich Lehrer bin) das Bildnis des deutschen Kaisers im Knopfloch tragen und nur einen Wunsch hegen, er, der „Emperador“, wie man hier den deutschen Kaiser kurz nennt, möge siegen und durch seinen Sieg die Welt vom englischen Joch befreien. Es ist selbstverständlich, daß die Amerikaner die Kriegslage, vor allem den Mangel aller Verbindungen mit Deutschland ausgenützt haben, um sich lateinisch Amerika zu sichern und ihren Handel zu gewinnen. Es wird also eine wichtige Aufgabe der Zukunft sein, diese Gegenden durch Vorträge von Leuten, die die Verhältnisse ge-

nau kennen, aufzuklären und den deutschen Interessen zurückzuerobern. In Mexiko selbst wird stets jeder Deutsche mit offenen Armen empfangen werden und läßt sich der Mexikaner jederzeit gerne von deutschem Wissen und deutscher Kultur beeinflussen und in diesem Sinne germanisieren. Und wenn einst später uns allen die Friedensglocken endlich erkönen, dann soll diese in dem schrecklichsten aller Kriege erhärtete Freundschaft die schönsten Früchte tragen, dann soll mein mexikanisches Vaterland mit seinen unermesslichen Schätzen lohnen, was ihm Deutschland von seinem Wissen und von seinem geistigen Reichtum schenkt. Dann werde ich auch vielleicht das Glück erleben, zu sehen, daß meine Arbeit nicht nutzlos war, und daß ich so die Aufgabe meines Lebens, dem Deutschen die Wege in Mexiko zu ebnen, voll und ganz erfüllt habe.

Aber wie wir voll heißer Inbrunst für Deutschland den Sieg herbeisehnen mit allen Fasern unseres Herzens, wie uns Tag und Nacht nur dieser eine große Gedanke erfüllt, des deutschen Volkes Triumph und künftigen Glanz zu schauen, so wollen wir auch auf Mexikos Wiedergeburt hoffen. Die Stunde der sozialen Befreiung dieses Landes hat geschlagen. Die leuchtende Sonne, die nimmer müde wird, mit ihrer glühenden Liebe diesen Erdenfleck zu liebkosen, die Sonne, die jahrhundertlang vielleicht in keinem anderen Lande so wie hier über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte schien, sie wird fortan erstrahlen über einem glücklichen, befreiten Volke. Und eine beseligende Vision steigt vor meinem geistigen Auge auf.

Ich sehe, lustig im Morgenwinde flatternd, die grün-weiß-rote Fahne mit dem Adler, der die Schlange zermalmt. Um dies heilige Symbol der Mexikaner sehe ich ein freies Volk sich scharen, Bürger, ihrer Menschenwürde voll bewußt, bereit, mit Gut und Blut die Heimat Erde zu schützen gegen jeden inneren oder äußeren Feind. — Ich sehe endlich, endlich freie Bahn für dieses Volk. Und überwältigt von Freude und Glück, fasse ich meine Gefühle zusammen in die zwei Worte, die sich begeistert von meinen Lippen ringen:

„Viva Mexiko!“

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 733 059 0

